# Bis zum Abgrund.

Roman

von

Adolf Stern.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1861.

Seinem treuen Freunde:

Moritz Horn

der Verfasser.

— Sei Dir selber treu,
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen!

Shakespeare.

# Inhalt.

# Erstes Buch.

# Im griechischen Kaffeehause.

Der Mai war wieder eingezogen, aber etwas anders, als ihn Dichter und hoffnungsreiche Herzen zu begrüßen lieben. Wer heute durch die Straßen der großen Stadt ging, sah die Regennebel schwer bis zu den Dächern herabhängen, feine, naßkalte Tropfen trieb der Ostwind wie Staub daher. Straßen und Gebäude, alle durchnäßten, unerfreulichen Aussehens, erschienen noch einmal so eng, so krumm, so winklich, wo sie sich zum ältesten Stadttheil verengten. Dort zwischen den himmelhohen Häusern, die sich selbst an schönen Tagen zu nahe standen, brannten an diesem Nachmittag die Lampen und Lichter in den zu ebner Erde gelegenen Zimmern. Lampenschein fiel auch durch ein großes Doppelpaar von Glasthüren, über denen sich das Schild des ältesten Kaffeehauses der Stadt zeigte. Aus dem etwas unbestimmten, von der Zeit verwaschenen Hintergrunde trat ein dreimastiger Kauffahrteifahrer hervor, neben ihm schaukelten im gleich großen Kahne zwei Griechen, Vater und Sohn, von denen der erste die Kaffeeballen des Kauffahrteischiffs in Empfang nahm, während der Andere sich durch eine unerklärliche

Manipulation in Stand gesetzt sah, dem Publikum fertigen Kaffee zu präsentiren. Von diesen Bildern her hatte das Kaffeehaus den Namen des „griechischen" zur Zeit behalten, als Schweizer und Deutsche im Besitz wechselten.

Auch innen war im „griechischen Kaffeehaus" nichts alt, als die starken Brandmauern des Hauses und die wölbige Steindecke über den einzelnen Gemächern. Sonst glänzten Tische und Geräth, Fensterrahmen und Zeitungsrahmen in untadelhafter Neuheit. Dies galt besonders von dem vorderen Zimmer, dem allgemeinen Zufluchtsort zufälliger Gäste, die heute der wunderliche Maitag zahlreich hereinnöthigte. Weiter gab es rechts und links Thüren, zu denen man einige Stufen emporsteigen mußte, von welchen die rechts nach den Wirthschaftsräumen des großen Betriebes führte. Jene links aber gewährte Einsicht in ein Gemach, wo Polsterbänke rund um einen mächtigen Tisch gereiht erschienen und über demselben eine Lampe mittelst glänzender Messingketten an der Decke befestigt war.

Um den Tisch hatte sich die tägliche Gesellschaft zusammengefunden: Musiker, Maler, junge Beamte. Eine bunte Gruppe Köpfe, von denen jeder einzelne, wie er im Gespräch zu seinem Nachbar gewendet, auf eine Zeitung, auf Domino- oder Schachspiel gerichtet war, ein Interesse wohl erregen konnte.

Der Musiker Brand, mit rundem, offnem Gesicht, mit prächtig liebenswürdigen Augen und einer Fülle schwarzer, krauser Haare, trotz Beethoven, träumte in der verstecktesten

Ecke der Polster vor sich hin. Ihm gegenüber, achtsam auf Brands Mienen lauschend, hatte einer der Dominospieler Platz genommen. Wunderbarer noch als die Art, mit der er seine Aufmerksamkeit zwischen dem Spiel und dem Träumer zu theilen wußte, war seine Erscheinung in diesem Kreise. Die jungen Leute gehörten alle jener Bildung an, die sich gern auch im Aeußerlichen den untadelhaften Ausdruck sucht. Die verwegenen Halstuchzipfel des Malers Weidling bildeten eine vereinzelte Ausnahme, welche der Künstler selbst in den übrigen Theilen seines Anzugs negirte. Aber sein Mitspieler, jener seltsame Beobachter? Auch er gehörte noch zu den jungen Männern, obgleich er allen Dortsitzenden einige Jahre voraus haben mußte. Sein Gesicht hatte vermuthlich von Anfang an scharfe Züge aufgewiesen. Aber Erlebnisse, die nicht schwer und nicht auf unverschuldet zu deuten waren, sprachen aus den hager und hagerer gewordenen Mienen, den unschön tief liegenden Augen. Resultat dieser Erlebnisse war auch der groteske Anzug, ein Ueberwurf, der den Rock hätte bedecken sollen, von dem es aber nicht einmal sicher schien, ob er irgend etwas als den Körper bedeckte, eine schwarze Binde um den freien Hals, Beinkleider und Schuhe, die gegen das Regenwetter draußen wenig Schutz geben konnten. Die auffällige Erscheinung wurde von den Genossen — denn als solche schien er sie selbst zu betrachten — mit dem Namen Groß, von einigen mit dem vertraulichen Du angeredet.

Er schlug im Augenblick selbst den Ton an. Das

heißt, er lieh einer jugendlich frischen Uebermüthigkeit, die über alle Grenzen Streifzüge versucht, den schlagendsten, witzigsten Ausdruck. Und die Stimmung, ohnehin eine fröhliche, erhöhte sich unter dem Einfluß des ungestörten Behagens, der heitern Laune. Zwischendurch wollten ernstere Gespräche auftauchen. Groß wußte dieselben mit einer geschickten Wendung wieder zu scheuchen oder in das Gleis, das man einmal befuhr, zu lenken. Bei alledem leuchtete eine Absicht hindurch, die Aufmerksamkeit fortwährend auf sich zu ziehen, und so war es nicht sehr verwunderlich, daß ein neuer Ankömmling von Herrn Groß kaum willkommen geheißen wurde. Blieb doch das heiße Getränk, zu dem man eben hatte übergehen wollen, inmitten des Emporspringens, des Händedrückens, Grüßens, endlosen Hin- und Wiederfragens, ganz vergessen.

Der Eingetretene sah einem Geiste des Wetters, welches draußen brauste und hauste, nicht ganz unähnlich. Die Tropfen glänzten auf seinem Regenmantel, der Hut war unförmig geworden, die lockigen Haare hatten sich aufgelöst und hingen schlaff herab. Wie er aber vor den kleinen Spiegel des Zimmers trat, die nassen Ueberkleider und Ueberschuhe ablegte, sich im Uebrigen ordnete, erschien er bald anders. Eine Reisekleidung, fest zusammengehalten, von tüchtigem, sehr schlichtem Stoff wurde sichtbar. Das frische, jugendliche Gesicht, vom Wetter geröthet, lächelte dem kleinen Kreise zu und fragte:

„Nun, wie treibt ihr's in der Residenz? Verlobun-

gen, Duelle, große Erfolge in Kunst und Liebe? Nichts von alledem?"

„Die Schulden sind am meisten an der Tagesordnung," versetzte Groß, der herabgekommene Musiker, ehe noch ein Anderer antworten konnte. Einige lachten, der Frager nicht. Vielmehr streifte er den Unberufenen mit einem Blick, dem Groß mit dem seinen Stand zu halten suchte. Uno es bedurfte nichts, als die zwei Paar Augen zu beobachten, die sich trafen, um einzusehen, welche Gegensätze in dieser scheinbaren Eintracht der jungen Leute vorhanden waren. Die des neuen Ankömmlings blau, groß, offen, aller Hoffnungen, alles Wohlwollens voll, die des Musikers matt oder stechend, gleichgiltig oder gereizt. Letzteres waren sie eben jetzt, nachdem sie in dem Behaben einiger Umsitzenden ebenfalls Mißbilligung wahrgenommen.

Der Ankömmling aber wendete sich zu Groß's Gegenüber, dem träumenden Brand, und sagte:

„Otto, mein Reisegepäck hab ich in Deine Wohnung adressirt. Ich werde es hoffentlich vorfinden und gedenke Deine Gastfreundschaft einige Zeit in Anspruch zu nehmen."

Der Träumer wachte nun auf, schüttelte dem Freunde noch einmal die Hand und sagte mit einigem Erstaunen:

„Das sieht ja aber aus, als ob Du selbst in dieser Zeit eine Fußwanderung unternommen hättest?"

„Gewiß hab ich!" versicherte Jener. „Meine Kleinstadt wurde mir, wie der erste warme Strahl kam, zu

eng, ich bin das Gebirge hinauf, seinen Kamm entlang, zu Euch herabgestiegen. Die ersten Tage wurde ich vom herrlichsten Wetter begünstigt, seit gestern hatte die Fußwanderung etwas Mühseliges."

„Es gehört noch mehr als Landschafterenthusiasmus dazu, die öde Gebirgskette in fünf Tagen zu durchstreichen, während man von Ihrem Nest aus binnen fünf Stunden mit der Eisenbahn hierher gelangen kann. Nun, die Poeten sind einmal absonderliche Naturen, Steinau macht keine Ausnahme," bemerkte der Maler, nicht ohne ein wenig spöttisch zu lächeln.

Steinau, von dem man eine Antwort erwartete, schwieg und nur als mehrere der Umsitzenden, zuletzt sein Freund Otto Brand, eine ähnliche Ansicht aussprachen, erwiderte er ohne Gereiztheit: „Lieben Leute, wenn Ihr endlich einmal sehen wolltet, daß ich mit euern Glossarien nicht geändert werde. Dazu bin ich nicht geschaffen, mich wie ihr in den Kreis der Kaffeehäuser und allenfalls einiger Spaziergänge zu bannen. Mich treibt es aus meinem kleinen Leben nach dem größeren, bewegten, deshalb seht ihr mich so oft hier. Ich will die Natur genießen, ich will Menschen kennen lernen, wenn nicht, wenigstens Ort und Stätten, wo sich Menschen regen. Glaubt ihr denn nicht, daß ich lieber einmal nach Paris ginge, statt zu euch käme, daß ich den deutschen Süden diesem farblosen Lande vorzöge. Seht ihr mich nicht von Zeit zu Zeit größere Ausflüge unternehmen? Aber meine Mittel sind nicht zulänglich, und ehe ich nichts sehe, sind

mir die Tannen auf unserm öden Gebirgskamm, die Weberdörfer und die kleinen Städte immer noch lieber. Ich schlage dabei Wolken und freien Anblick noch gar nicht einmal an. Aber ich kann euch versichern, daß das Wetter in eurer Stadt dreifach abscheulicher ist als auf der Landstraße!"

„Auch im griechischen Kaffeehause?" fragte einer der jungen Männer dazwischen.

„Das ist ein Andres", versetzte Steinau mit gutem Humor. „Aber das spricht eben für mich. Bleib ich von eurem Vergnügen fern? Habe ich einen Genuß weniger als ihr? Und nicht die meinen dazu? Ihr werdet euch schon bekehren müssen, und einen von euch nehme ich mit mir zurück."

„Brand nicht!" meinte der Maler Weidling. „Denn Sie müßten wissen, Steinau, was sich hier Alles zugetragen hat —"

„Und was ich Steinau selbst erzählen will," fiel Otto Brand ein. „Laßt mich in Frieden, ihr wißt, daß ich sehr empfindlich werden kann."

„Ja wohl, der friedliche Klavierhusar hat sich zu einem Löwenherz verwandelt," fügte Weidling gleichmüthig hinzu. „Mich werden allenfalls meine Pinsel schützen, da er für keine andere Tättowirung eingenommen ist, als das Roth der Liebe und des Zorns. Die Farbe ist edel."

Der trockne Humor des Malers, den derselbe ohne Bewegung in seinem pfiffigen Gesicht auszugeben wußte,

versöhnte den leichtgereizten Brand. Und rasch zertheilte sich das Gespräch in verschiedene Gruppen, der Musiker Groß machte umsonst den Versuch, den frivolen Ton, der sein Lebenselement schien, wiederholt anzuschlagen. Die Zeitungen lenkten auf Politik, Bücher und Theater, Otto Brand und ein Dritter ließen sich von Steinau über seine Gebirgswanderung berichten. Die kleinen Mißtöne schienen ausgeklungen. Aber die Politiker, wie überall störend, schienen es heut, wo der Tag und die Ankunft des Freundes Frieden predigen, auf Unfrieden abgesehen zu haben. Sie discutirten die Tagesfragen mit verletzender Heftigkeit und wie immer ergaben sich daraus persönliche Zwiespälte und Mißhelligkeiten. Denn Max Steinau, der immer erneuten Worte ohne Sinn, der thörichten Bezeichnungen Liberaler, Conservativer, Demokrat für junge Leute, die erst ins Leben eintreten sollten, müde, fuhr auf:

„Laßt doch die Possen, Freunde. Ihr seid hier beinahe insgesammt Künstler! Ich sehe zwar nicht ein, wie überhaupt ein Mensch von frischer Empfindung in dem Wirrsal sich behaglich fühlen kann und darin zu wirken gedenkt. Aber wenn ein Künstler, ein Mensch der Versöhnung, solch leidige Politik treibt, dann regt sich in mir die Galle. Müßt ihr Euch denn mit Euren Phrasen jeden Enthusiasmus stören, ehe ihr Euch einer liebenswürdigen Natur oder eines gastlichen Hauses freut, fragen, welche Zeitung man dort hält? Könnt ihr denn niemals den alten Sauerteig aufgehen lassen?“

„Der erstandene Göthe,“ bemerkte Weidling trocken.

Otto Brand nickte zustimmend, ein Anderer aber, gegen den Steinau's Vorwürfe hauptsächlich gerichtet waren, fuhr empor:

„Etwas muß der Mensch glauben. Es ist nicht Jedermanns Sache, sich hinter seine Bücher zu verschanzen, oder aus einem Fenster den Strom der Zeit an sich vorüber treiben zu lassen. Die Mehrzahl ist nicht so glücklich, sich eines solchen Fensters zu erfreuen, und muß in einem oder dem andern Boote auf dem Strome treiben."

„Sie wird es immer gern sehen, wenn sie Blüthen von oben erhält," sagte Steinau gleichmüthig. „Und was wollt ihr? Habe ich gesagt, es solle Keiner von Euch fühlen, was der Tag bringt. Freue ich mich nicht, leide ich nicht auch unter dem Eindruck der Zeit? Aber das hasse ich, wie ihrs betreibt, eure Meinung an Alles heranzubringen. Wie der Professor mit dem hölzernen System auf's Katheder steigt und einen gesunden Menschen langweilt, so und nicht anders seid ihr! Kein Frühlingstag, an dem ihr euch erfreuen könntet, kein Frauenkopf, ohne daß ihr Krone oder phrygische Mütze darauf sehen müßt. Bei der Ouverture eines Tonkünstlers forscht ihr nach aristokratischen Gelüsten, mit einem Maler streitet ihr Euch, daß er den Perikles darstellt und nicht den Timoleon."

„Aber, lieber Max," wendete Otto Brand ein, „ich entsinne mich doch ganz wohl, daß Du bei einigen von uns Musikern Lauheit, Interesselosigkeit gescholten hast, daß Du oft von einer bestimmten Anschauung, die uns

eigen sein müßte, sprachst. Wie soll man das nun wieder verstehen?"

„Ich dächte, es wäre ziemlich leicht," erwiderte Steinau. „Wenn ich sonst manchmal über schlaffes, vages Umherschwätzen gespöttelt, so habe ich euch doch niemals die Parteisucht anempfohlen. Ich streite gegen keine Meinung, aber gegen alle Intoleranz und Ueberhebung. Freut euch doch an Allem, was menschlich würdig, was etwa noch edel, schön und poetisch ist. Ich dächte, die Zeit wäre nicht darnach angethan, um sich das Wenige, was uns geblieben ist, auch noch zu verderben. Sitzt ihr nicht hier und geberdet euch wie im Convent, schneidet wackern Menschen Ehr und Namen ab, weil sie nicht ganz in euer Horn blasen? Nehmt euch übrigens vor mir in Acht, ich habe zum nächsten Künstlerfest eine Posse im Sinn, in der ihr sammt euern Grimassen Platz finden könnt. Wer noch einmal ungerecht wird, muß seine eigene Rolle spielen, und ich kenne dann keine Gnade!"

Einige lachten; im Ganzen war die kleine Gesellschaft von zu viel Unbefangenen bestimmt, als daß sie nicht der Rede Steinau's zugenickt hätte. Nur Groß entgegnete mit einer Stimme, welche die innerste Gereiztheit halb zum Ausbruch kommen ließ:

„Mich wird Ihre Drohung nicht schrecken! Um unabhängig oder furchtlos zu sein, bedarf es nur zweier Dinge. Wer keinen Pfennig mehr besitzt und ohne Credit in der Welt steht, den kümmern keine Urtheile."

„Es kömmt darauf an, wer das ist,“ versetzte Steinau, eine volle Geringschätzung nicht länger verbergend.

Im Kreise junger Männer allein scheint es möglich, daß tiefliegende Abneigungen, entschiedene Gegensätze durch die Gewohnheit des Umganges jahrelang nicht einmal zum Bewußtsein kommen. Sind sie dies aber, so ist der Bruch unvermeidlicher, als unter den Reifen und Lebenserfahrenen, wo Verhältnisse, Klugheit und Apathie Vieles beisammenhalten, was mit dem eigensten Gefühl auf die Trennung hinweist. Ein ähnliches Verhältniß schien zwischen Max Steinau und dem herabgekommenen Musiker obzuwalten. Doch war die Schärfe gegenseitiger Anfragen und Erwiderungen den Freunden schon bei den letzten Zusammenkünften aufgefallen und in der Einsicht, daß man auf dem besten Wege zu einem Ausbruch sei, ermunterte der scheue Otto Brand zum Verlassen des Kaffeehauses.

Seine weiche Art beruhte weit weniger auf einer wirklichen Muthlosigkeit, als auf der Gewohnheit des Gehenlassens, des Nichtändernwollens. Und er erinnerte sich mit einigem Mißbehagen, wie unglücklich sich seine Gutmüthigkeit und Freundschaft zwischen einigen Entschiedenheiten Steinau's und deren Folgen gefühlt hatten. So war es ihm jetzt eine unendliche Beruhigung, den Freund sein Reisehabit wieder umwerfen, Weidling und einigen Bleibenden die Hand bieten zu sehen.

Die beiden Freunde gelangten jetzt in den vordern Theil des Kaffeehauses. Von einem Tisch her wurde

Steinau angerufen, rasch umsehend, gewahrte er einen alten Herrn, dessen energischem Gesicht, dessen breitschultriger, mächtiger und vielbeweglicher Gestalt der Titel Forstmeister besser gestanden haben würde, als der „Hofrath," mit dem ihn der junge Mann anredete.

„Es ist ein unerwartetes Glück für mich," hörte Brand seinen Freund sagen, „Ihnen gleich hier zu begegnen. Ich bin eben angelangt und will diesmal einige Wochen bleiben."

„Sie sollten überhaupt hierher kommen!" entgegnete der Hofrath sehr laut und entschieden. „Es wird für Sie Zeit, einige Schritte vorwärts zu kommen im Leben, und dazu hat Ihr Nest, so lieblich die Natur da herum scheint, keine rechte Straße."

Steinau sah den alten Herrn etwas betroffen an. Dann wendete er ein:

„Aber bester Hofrath, Sie wissen doch so gut wie ich, daß die Straße überhaupt steinig ist. Ein junger Poet —"

„Lieber Steinau," fiel der Hofrath mit Eifer in die begonnene Rede, „ich fasse Sie gleich bei diesem Worte. Sie sollten dasselbe weglassen. Kein Mensch, Ihre Freundin Anna vielleicht ausgenommen, denkt höher von Ihrem Kunsttalent, freut sich mehr über jede gelungene Dichtung von Ihnen. Aber darüber hinaus nichts. Ich glaube, daß Sie ein Dichter sind, viele Leute glauben es ebenfalls, und sehr viel mehr wollen davon nichts hören. Doch darüber klagen Sie um Gotteswillen nicht. Schaffen

Sie ruhig fort und wenn es ächt ist, bricht's irgendwo durch. Verderben Sie aber Ihr Leben nicht damit, allen Leuten den Poetentitel abzuringen, fürchten Sie nichts, wenn Sie Ihrer Sache gewiß sind. Damit Sie gewiß werden, ist Ihnen ein thätiges, tüchtiges, bewegtes Leben Noth. Anerkennung müssen Sie der Zeit überlassen. Achtung dagegen müssen sie sich erzwingen. Verstehen Sie: im Kreise Ihrer Freunde, und wenn man ein Stück von Ihnen giebt, sind Sie ein Dichter. In der großen Welt heißen Sie ein junger Gelehrter. Als solcher stehen Ihnen viele Wege offen."

„Ganz gut, Herr Hofrath!" versetzte Steinau, „doch will ich ein für allemal meinen eigentlichen Lebenszweck nie vergessen. Nicht jede Stellung ist damit in Einklang zu bringen."

„Gewiß nicht," versetzte der Hofrath. „Ein Stück goldner Freiheit müssen sie sich erhalten! Einen subalternen Beamten, der vor irgend einem miserablen Obern zittert, einen Schulmeister, welcher unter der Last seiner Stunden keucht, dürfen Sie unmöglich vorstellen. Sonst aber muß Ihnen wirklich gleichgültig sein, ob die Welt Sie als einen Privatgelehrten, Journalisten oder Professor respectirt, wenn Sie nur Achtung erreichen. Das ängstliche Betonen des Künstlerthums ist leicht gefährlich und daß ich Sie der Kunst nicht untreu machen will, trauen Sie mir wohl zu."

Steinau reichte dem Hofrath, der zu seinen einstigen Lehrern zählte, die Hand, und begnügte sich mit dieser stum-

men Antwort. Brand hatte schon während dieses Gesprächs eine gewisse Ungeduld verrathen, jetzt nahm sein Freund endlich Abschied von dem alten Herrn. Man that einige Schritte vorwärts, aber auch nur einige, denn dicht vor der Glasthür stand eine Gruppe von Zeitungslesern, und einer derseben referirte einen entsetzlichen Todesfall in Folge der Tollwuth. Die Erzählung war erschütternd, Brand und Steinau sahen sich betroffen an und der Erstere hatte sogar eine Thräne im Auge. Steinau aber wurde durch lautes Gespräch zum Umblick nach einem der Seitentische veranlaßt.

„Da haben Sie den Beleg,“ sagte eine tiefe Stimme, in welcher eine eigenthümliche Kälte sich aussprach, „was es mit dem Willen und dem Glück auf sich hat. Das elendeste Vieh, welches an ungestillter Brunst leidet, kann die Menschenherrlichkeit vernichten. Was ist denn freie Größe, wenn der Priester, der die Vergeistigung, der Dichter, der die Schönheit erstrebt hat, von einem Dorfhund gebissen, in so unaussprechlichem Jammer enden können, daß man sie mit Ketten schließen und schlechter als einen Hund sterben lassen muß, um Andere vor ihnen zu schützen. Glück ist Alles, wer Besseres ersehnt, ein Thor!“

Der dies sprach, schien ein Mann hoch in den Dreißig, eine schlanke, kraftgeschwellte Gestalt, auf welcher ein breiter, mächtiger Kopf ruhte. Die Stirn des Sprechers war hoch und gewölbt, über derselben zeigten sich buschige, schwarze Haare, die indessen der Eleganz der Erscheinung eben so wenig Eintrag thaten, als die leicht broncirte Färbung.

Eine Hiebwunde, das rothe Band der Ehrenlegion und die Decoration eines fremden Ordens ließen in dem Fremden den Krieger vermuthen. Die bürgerliche Kleidung und der überaus gewandte und verbindliche Ton desselben widersprachen dem, und sowohl die Aeußerlichkeit als die eben vernommenen Worte brachten Steinau zu der Frage:

„Kennst Du den Herrn im dunkelgrünen Ueberrock mit dem rothen Bande?“

Brand wendete sich nach dem Tische hin und erwiderte rasch:

„Ja wohl, man nennt ihn den Baron de los Montes, er war in spanischen Diensten, ich glaube während des Carlistenkrieges. Hier gilt er für einen russischen Agenten!“

Steinau hätte gern noch mehr gehört, aber der Musiker war ungeduldig geworden, drückte die Glasthür auf und nöthigte so seinen Freund, ihm auf die Straße hinaus zu folgen.

---

## Differenzen.

Das Wetter hatte den Ungestüm seiner Laune etwas gemäßigt, der Regen schoß nicht mehr in Strömen herab, obwohl von den Dächern die Tropfen noch immer auf die breiten Steine niederfielen und kein Fuß breit trockener Straße abzusehen war. Brand und Steinau geriethen bei ihren nächsten Schritten in einen kleinen Wortwechsel, der erstere nahm Anstoß an dem Tone, in welchem Hofrath Lehnhard mit seinem Freunde gesprochen hatte. Steinau fand, daß der wackre alte Herr im Ganzen recht habe und er sehr wohl thun werde, die gesunden Ansichten desselben zu beachten. Daran knüpften sich einige Bemerkungen über den Umgang mit Groß, den Brand arm und unglücklich, Steinau verkommen und verdorben nannte. Brand wurde zuletzt beinahe ärgerlich und erklärte:

„Es mag sein, daß Du Recht hast. Aber wir können einen Musiker, der früher zu unsern Besten gezählt hat, nicht in den Straßenkoth sinken lassen. Dir übrigens wäre größere Vorsicht zu empfehlen. Du behandelst ihn so offen verächtlich, daß ich nicht für die Ruhe unseres kleinen Clubbs einstehen möchte, wenn dergleichen wieder vorkommt."

Steinau entgegnete hierauf nichts. Er war empfindlich berührt, wollte es nicht zeigen und versuchte ein alterprobtes Mittel, seine schlechte Stimmung zu überwinden, indem er während ihres Weges auf allen Straßen kleine Beobachtungen anstellte, die heute freilich, bei der vom Wetter bewirkten Oede der innern Stadt, nicht besonders ergiebig ausfallen konnten.

Beide Freunde waren, da sie ihre Schritte rasch förderten, bald durch die Straßen der innern nach denen der Vorstadt gelangt. Hier reihte sich in kleinen Gärten Haus an Haus, in einem derselben bewohnte Otto Brand ein kleineres und ein größeres Zimmer. Die Freunde begaben sich in diese Wohnung, der Musiker zündete eine Lampe an, welche in den Räumen anmuthig Licht und Schatten vertheilte. Der Strahl fiel über das schöne Instrument, einen Streicherschen Flügel, der ihr einstweilen zum Standort dienen mußte, nach der Mitte des Zimmers. Hier hatten Steinau's Reiseeffecten, die indeß angekommen waren, für den Augenblick ihren Platz gefunden. Otto Brand machte sich mit seiner blitzenden Theemaschine zu schaffen, während Steinau rasch auspackte und ordnete. Die sorgliche Wirthin Brand's erwärmte mit einem flüchtigen Feuer beide Zimmer leicht und angenehm, so daß zu den verschiedenen Thätigkeiten das Gespräch munter fortwährte.

Einige Zeit später ruhten die Freunde in dem großen Sopha, das mit seinem Holzschnitzwerk und überderbem Polsterstoff an ein Erb- und Familienstück gemahnte. Der heiße Thee verscheuchte das letzte Gefühl des Frostes, wel-

ches sie von der Straße mitgebracht haben konnten, man erging sich munterer und freier. Es liegt eine heilige, unendliche Poesie, ein nie versiegender Reiz in den Gesprächen junger, strebender Männer, wenn sie unbekümmert um äußere Umgebung, um momentane Stellung all ihrer höchsten und letzten Träume einander darlegen. Gesteigert wird der Eindruck, wo sich hinzugesellt, daß alles Erstrebte kämpfend errungen werden muß, mit Einsatz des ganzen Lebens, der ganzen Persönlichkeit. Hier ist kein Unterschied zwischen Krieger und Künstler. Für einen Maler mögen zwei Knappen, die von siegreichen Gefechten, von goldenen Rittersporen und einem Wappenschild plaudern, bessere Vorwürfe sein, als die beiden jungen Männer, die von ernstem Strebemuth, von glänzenden Erfolgen, von einem Lorbeer reden. In der Empfindung giebt es keinen Unterschied, denn beides ist aus der Quelle frischer und erquickender Jugend geflossen.

Nun war, wie sie wieder einträchtig beisammen saßen, in dem Wesen Beider ein starker Unterschied merkbar. Er beschränkte sich nicht auf die Aeußerlichkeit, daß der Musiker schwarzes Haar, Steinau blondes, der erste braune Augen, der zweite blaue hatte. Nein, es sprach eine Verschiedenheit aus diesen Gesichtern, die um so besser wirkte, als ursprünglich gleiche Grundlinien vorhanden waren. Mehr rund als oval, von großer Frische und Fülle der Gesundheit waren beide Gesichter. Beide schauten mit freien, wohlgewölbten Stirnen aus, um Beider Augen hatte jenes träumend sinnige Wesen seinen Platz, welches ächten Künstlernaturen leicht eigen ist.

Hier aber trat auch der Unterschied bestimmt hervor: Brand behielt denselben gleichsam umschleierten Ausdruck, die Wiederspiegelung unbestimmten Gefühls gleichmäßig bei, in Steinau's Gesicht haftete er nicht. Er verwandelte sich entweder in ein Aufleuchten, ein Etwas, das wie Siegesgewißheit aussah, oder er wurde zu der ruhigen, gleichmüthigen Art und Weise, die einen klar verständigen Blick in das Leben gestattet. Brand schien nach allem in einem gewissen, seine Seele erfüllenden und voll befriedigenden Kreise gelebt, Steinau aber eine minder gleichmüthige und ruhevolle Existenz hinter sich zu haben. Bis in die Gestalten prägte sich das Auseinandergehen ihrer Naturen. Ungefähr gleicher Größe, zeichnete sich der Musiker vor Steinau durch eine rundere Fülle der Glieder aus, während dieser den Vorzug des kraftvolleren männlichen Wuchses und Auftretens für sich in Anspruch nehmen mochte.

So erschien es auch ganz natürlich, daß Steinau die Bekenntnisse und Erlebnisse des Musikers, wie er im Anfang zu reden begann, mit Einschaltungen begleitete. Sie waren nicht immer schmeichelhaft für den Freund, aber sei es, daß dieser Aehnliches bei ähnlicher Veranlassung auch schon gebraucht, sei es, daß es ihn in seiner Erzählung vorwärts drängte, er ließ sie mit Freude vorübergehen. Er hatte bis jetzt immer vom verflossenen Winter gesprochen, von den Familien, wo er heimisch war, musikalischen Unterricht ertheilte und Zutritt hatte.

„Weißt Du auch, Max, daß ich im großen Er=

ziehungsinstitute der Frau Thormann die Pianoforte-stunden gebe?"

„Sieh doch. Jetzt begreife ich, warum Du neuerlich wieder so viel Phantasieen für Pianoforte componirt hast, und woher es kommt, daß Du mich durchaus zum Dichter von Frühlingsliedern verwandeln möchtest. Unter einem Flor jugendlicher Blumen, ja wohl, dann denkt sich's an Lenzgesänge. Aber Du lachst nicht? Also hast Du noch mehr und Ernsteres zu erzählen? Hoffentlich Gutes?"

„Ich weiß nicht, ob es Dir als Gutes erscheinen wird", sagte der Musiker zögernd. Und dann sich zu einer schnell verfliegenden Energie aufraffend, setzte er hinzu: „Ich habe mich verlobt!"

Eine solche Erklärung, so wenig Ungewöhnliches sie an sich hat, brachte Max Steinau außer Fassung. Mit einer gewissen hastigen Ungeduld begann er im Zimmer auf- und niederzugehen, vermied dabei den Freund anzusehen, und meinte dann mit schlecht verhehltem Unmuth:

„Sag nur Deinen Spruch vollends auf! Denn da ich's einmal hören muß, möchte ich die Worte Engel und Zauberin gleich vernehmen und auch gelegentlich erfahren, wie sie sich bürgerlich nennt, wie man sie im Pensionat der Frau Thormann ruft."

„Freilich bist Du Verstandesmensch erzürnt", gegenredete Otto. „Ich begreife nicht, wo Du in solcher Angelegenheit die Kälte hernimmst und in andern Dingen in Glut aufflammst. Kann es Menschen mit warmer

Empfänglichkeit für Kunst, für Freundschaft, für alles Edle geben, die dann beim Worte Liebe spöttisch lächeln. Hast Du je einmal gehört, daß dies etwas genützt, daß es vor eigener Leidenschaft bewahrt hätte, die Neigung Anderer herabzusetzen und kleinlich zu finden? Aber komm in meine Lage, finde unter den eitlen, unerfahrenen, flatterhaften Kindern, wie sie bei Frau Thormann heimisch sind, ein Mädchen, ein Weib, die noch unbefangen genug ist, an die Liebe zu glauben, einen Engel, und wenn Du zehntausendmal lachst, — finde sie, und dann will ich Dich in lyrischen Gedichten aufgehen sehen, dann verwandelt sich Deine ganze Natur."

„Das bezweifle ich doch noch", fiel Steinau ein. „Vor der Hand aber weiß ich immer noch nichts, als daß es Dich wie alle Liebenden beleidigt, ein Wort der Vernunft zu hören, selbst wenn es nicht an Dich gerichtet ist. Wer ist Deine Schöne, wie heißt sie, was treibt ihr Vater?"

„Das arme Kind ist eine Waise. Sie heißt Hortense Brizeux und ist Erzieherin im Pensionat der Thormann."

Steinau hörte dies Alles mit stetem Kopfschütteln. Selbst ein Ausdruck von Schmerz war unverkennbar. Er äußerte:

„Allen Scherz bei Seite gesetzt, habe ich ja kein Recht, mich in Deine ersten Herzens- und Lebensangelegenheiten einzumischen. Ich bin aber ernstlich bekümmert. Ich kenne Hortense Brizeux, deren Namen Du fast mit Verklärung aussprichst, gar nicht, ich weiß nicht,

ob sie ein edelherziges Mädchen ist, ich kann es Dir glauben, gern glauben. Aber das weiß ich, daß eine unglücklichere Verlobung nicht gedacht werden kann, Du, der Musiklehrer, der noch Alles, einen Ruf, eine Stellung zu erringen hat, und sie die Erzieherin. Wahrhaftig, ich sage nichts über die tausend Erfahrungen, die in solchen Fällen gemacht sind, weil ihnen vielleicht tausend andere entgegenstehen. Aber mir bangt für Dich und sie!"

Die Harmonie des Abends war unrettbar gestört. Otto Brand, der begeisterte Zustimmung, wenigstens Trost, Rath von dem Freunde erwartet hatte, fühlte sich verletzt. Steinau war doppelt bewegt, seine gedrückte Empfindung über das Verhältniß Brand's hatte er bereits ausgesprochen. Nun aber kamen ihm Zweifel, ob er richtig und angemessen handle, wenn er dem Freunde so harte Worte sage. Ob er nicht einen Frevel begehe, und in ein reines, schönes Verhältniß, ohne es zu wollen, die erste Störung hineinwerfe. Er mußte doch die Geliebte Otto's mindestens erst sehen. Und dann erschrak er vor dem, was Otto vorhin angedeutet hatte. War er nicht selbst jugendlich? Schwellte ihm nicht selbst der ungestüme Drang nach Lust und Glück Sinne und Seele? Hatten ihm einige Jahre des Kummers so sehr alle Frische geraubt, daß er wirklich ein Verstandesmensch geworden, ohne jede Empfänglichkeit für das Glück des Traums war. Einen Moment ward es kühl in seinem Sinn, so kühl wie bei Jedem, der da Oede findet, wo er reiches Leben geglaubt hat.

Während des gegenseitigen Schweigens entkleideten sich die Freunde, Otto Brand legte sich in dem größeren Zimmer, Steinau im Cabinet zur Ruhe. Letzterem aber kam kein Schlaf, bis er das Einvernehmen hergestellt. Er rief heraus:

„Eine herzliche gute Nacht! Ich habe Dir Unrecht gethan und ich will es abbüßen. Du sollst mir morgen früh von Hortense erzählen, ich will sie sehen und ich werde mich bekehren!"

Dieser Eindruck waltete auch am andern Morgen vor. Das Wetter hatte über Nacht die trotzig drohliche Miene abgelegt, die schweren Wolken hatten sich in weiße Flöckchen verwandelt, die über einen reinen Maihimmel hintrieben. Otto Brand's Zimmer gaben die Aussicht von einem reingehaltenen Hof nach den Wiesen, welche sich stromabwärts von der großen Stadt bis an die Waldsäume zogen. Auch eine Stromwindung blitzte durch das Grün, über das beide Freunde hinsahen. Die Morgenluft war noch feucht, der Rasen und die Baumzweige, die aus den kleinen Gärten umher hervorlugten, schimmerten im erquicklichsten Grün. Dabei fiel die Morgensonne in das Cabinet und erhellte eine groteske Unordnung, die sich hier aufgethan. Steinau hatte das verlassene Lager, die Stühle mit Kleidern und blendend weißer Wäsche, welche er aus seinem Koffer hervorgeholt belegt, auf dem Tisch lagen vielfältige Schreibereien, Briefe, auch neue Bücher, alles seit den letzten Tagen bei Brand für ihn eingelaufen. Dazu hatte er Mitge-

brachtes gelegt, so daß es die Wirthin des Musikers leichter gesagt als gethan fand, wenn die jungen Männer beschlossen, im Cabinet und nicht im großen Zimmer, dessen Fenster nach der Straße gingen, zu frühstücken. Indeß wurde doch von ihr Rath und eine bessere Ordnung geschafft. Dann hielt Steinau sein Versprechen von gestern Abend und ließ sich Otto Brand's Liebesschicksale gern erzählen. Er glaubte eine oft gehörte Geschichte zu vernehmen, als Brand von den ersten Begegnungen mit der Erzieherin sprach. Aber aus der unbestimmten, von Ueberschwänglichkeiten und liebenswürdigen Naivitäten unterbrochenen Erzählung des Musikers, die wenig von Beginn und Glück seiner Liebe, immer nur seine augenblickliche Stimmung gab, konnte Steinau heraus hören, daß Hortense Brizeux eine ungewöhnliche Erscheinung sein müsse. Er traute seinem Freunde zu, mit rasch entschlossener Neigung und Dienstwilligkeit der Phantasie alltägliche Eigenschaften zu verklären, Fehler zu übersehen, doch niemals hatte er an ihm eine Fähigkeit entdeckt, sich nicht Existirendes vorzudichten. Wie Beide in bester Laune die Möglichkeit überdachten, ein Zusammentreffen mit dem Mädchen, ohne Ruf und Namen desselben zu verdächtigen, herbeizuführen, trat der Maler Weidling ein. Er kam, Steinau Illustrationen zu einem Werke vorzulegen, und erging sich sofort in Klagen:

„Künstlers Erdenwallen auch bei mir", äußerte er. „Und da will kein Trost verfangen. Käme ich nur einmal dazu, ein tüchtig Bild zu malen, so wollt ich mit

Allem zufrieden sein. Aber so den Trödel, den die Welt am liebsten als Kunst nimmt und der einem alle Kunst verleiden könnte, heute Illustrationen, morgen Portraits, dann wieder Arabesken zu Holzschnitten, ein Aquarell. Sie glauben wirklich nicht, wie man schlimm gestellt ist. Und das Alles mit Kreuzern bezahlt, wenigstens lassen sich die Gulden zählen und beim Unterricht dummer Buben in krummen und geraden Linien sind die Kreuzer buchstäblich."

„Sie sollten wirklich einmal die Kraft und Sammlung zu einem Bilde gewinnen!" sagte Steinau, während er aufmerksam die Zeichnungen des Malers durchblickte.

„Sie gewinnt sich eben mit einer Frau und zwei Kindern, ein drittes in Aussicht", lachte Weidling. „Nein, Lieber, das ist für mich vorbei. Ueberhaupt, lohnt's denn in dieser Zeit, so gar hoch denken? Ist's der Mühe werth? Würde uns ein Raphael geboren, er könnte nicht leben wie ein Raphael, zu was also? Wozu wollen wir mit Flügeln schlagen, die doch nicht mehr zum Fliegen taugen?"

Er packte lachend seine Zeichnungen zusammen und reichte Brand und Steinau die Hand zum Abschied. Wie der letztere das pfiffig-fröhliche Gesicht, dem der runde Hut zur Freude aller Kellnerinnen stand, und den behäglich schlendernden Gang Weidling's noch einmal aus dem Fenster erblickte, hätte er selbst lachen mögen, über seinen Einfall, in diesen Mann großes Streben hineinzureden. Aber er wendete sich zu Otto Brand:

„Auch selbstverschuldetes Unglück. Als Weidling vor zwei Jahren das reizende Mädchen aus der Vorstadt heirathete, lieft ihr Alle hin, sein häusliches Glück zu schauen! Mir wollte es schon jenesmal nicht gefallen. Jetzt noch weniger. Und überhaupt, so oft ich hierher komme, festigt sich meine Ueberzeugung, daß all euer Klagen und Schelten über Zeit und Verhältnisse, euer Verzweifeln, euer Schönthun mit Schmerz und Unheil in eurer Schuld liegt. Ihr seid krank, nicht die Verhältnisse. Geht mir doch mit all dem Gerede! Wenn ihr wolltet, könnt ihr eben so glücklich sein, wie die Wenigen, die ihr beneidet!“

„Aber dies ist ja eine empörende Ungerechtigkeit“, wendete der Musiker ein. „Du bist gestellt wie wenige, und solltest der Letzte sein, der die Armen schmält, welche das nicht erreichen können.“

Jetzt aber fuhr Steinau ersichtlich empor:

„Die Ungerechtigkeit liegt bei euch. Wo ist denn der Glanz der Verhältnisse, der äußeren Mittel, daß ihr mich beneiden dürftet. Schaut etwa die Nation mit hoffenden Augen auf mich? Weißt Du nicht, daß ich sowenig als ihr eine äußere Stellung besitze? Habe ich nicht elender gerungen, als ihr Alle? Ihr wißt nicht, was es heißt, zu hungern, ihr habt die Noth des Mangels und die noch größere der Rathlosigkeit nie gekannt. Was neidet ihr mir also? Den Willen, daraus emporzukommen? Und den Willen, nicht wieder hineinzusinken? Eins wie das Andere habe ich nur

auf meinem Wege erreichen können. Und was sehe ich auf dem euren. Groß, der über den Fleiß als Pedanterie schilt, ist nach und nach durch seine Trägheit tief herabgekommen, lebt von eurer Gunst und gilt der großen Masse bereits für einen Bettler. Unser Weidling, der den Mangel an frischem Leben schilt, und die Zeit als unwerth eines ernsten Strebens betrachtet, redet damit seinen Schwächen das Wort. Es ließ ihm keine Ruhe, bis er eine Frau hatte. Nun ist sie die beste Entschuldigung für seine Schlaffheit, und ihr beklagt den untergegangenen Genius. Ich versichere euch, daß in Weidling niemals der Drang zum Großen gelebt hat. Wäre es der Fall gewesen, so würde er gestrebt haben, und dann hätte er vermuthlich nicht schon jetzt geheirathet, oder wenn er es gethan, fortgerungen. Ihr Andern überschätzt jede Laune, die euch vorübergehend anwandelt und haltet sie für eine tiefe Empfindung. Ich meine nicht Deine Liebe zu Hortense. Das scheint warm und wahr. Aber ich will Dich an Deine Klagen über den Mangel an Anerkennung erinnern. Was hast Du gethan, solche zu verdienen?"

„Du magst Recht haben", erwiderte Brand. „Wenn Du so manchmal vor mir stehst in Deiner nie ermüdenden Schaffenslust, Deiner immer thätigen Arbeitskraft, in Deinem unversiegbaren Hoffnungsreichthum, so kann ich Dich beneiden. Heute werden Dir zwei Erwartungen getäuscht und morgen hast Du drei andere, von denen sich eine erfüllt. Aber das kann sich der Mensch nicht

geben. Wozu sollte es mir auch dienen? Meine Ziele sind ein stilles Glück mit Hortense, stiller Genuß meiner Musik. Ich kann nicht mit Hunderten von Menschen verkehren, mich immer neu regen, wenn mir etwas, woran mein ganzes Herz gehangen, unfreundlich aufgenommen wird, zu anderm schreiten. Ich gönne Dir diesen Sinn, aber ich habe ihn nicht und finde mich glücklich bei dem meinen."

„Jetzt, Otto, jetzt. Aber es kommt eine zweite Zeit des Lebens und dann ist es gefährlich ohne Energie und ohne ruhige, ja freudige Resignation einen Schritt zu thun. Ich nehme keine Vorzüge vor euch in Anspruch als diese."

Damit schloß das Gespräch für dieses mal. Steinau hatte sich vollständig angekleidet, Brand stand schon einige Augenblicke mit Notenrollen in der Hand, zum Gehen fertig. Beide Freunde richteten ihre Schritte nach den öffentlichen Spaziergängen, welche die Stadt anmuthig umgaben. Hier trennten sie sich. Brand sah Steinau nach, der mit fröhlichem Behagen und unter fortwährendem verstohlenen Aufblick zu den schimmernden Kastanienblüten, davonging. Er redete dabei in sich hinein:

„Nichts als Energie und Resignation. Das nennt er nichts und mir erscheint es Alles. Wer von uns sich diese geben könnte, die ihm, weiß der Himmel, anerzogen oder angeboren sind, der käme ihm gleich. Ob er aber Gemüth hat, daran werde ich wirklich manchmal zweifelhaft. Neugierig bin ich, wie er meine süße Hortense begrüßen, wie er ihr zusagen wird."

So sank Otto Brand wieder in den Gedankengang zurück, den er seit Monaten immer nahm, in die Stimmung, aus der ihn Steinau's Kommen und Persönlichkeit einen Augenblick getrieben. Als er Mittags nach Hause gelangte, fand er seinen Freund bereits wieder, diesmal eifrig mit Schreiben beschäftigt. Der Brief, den Steinau kurz darauf faltete, ging in die Kleinstadt, welche momentan seinen Wohnort bildete. Wir sehen dem Schreiber in die weißen Blätter, wo es heißt:

„So bin ich endlich nach fünftägiger Gebirgswanderung in der Residenz wieder einmal angelangt. Wie lange mein Aufenthalt dauert, weiß ich nicht zu bestimmen, das hängt von Aeußerlichkeiten ab, welche nicht in meiner Hand liegen. Daß ich bei aller Bewegung, die mich umgiebt, bei aller Buntheit uud Buntscheckigkeit, die mir daheim manchmal fehlt, mich doch nach Dir, nach Eurem Hause zurücksehne, wirst Du mir glauben. Versichern kann ich Dir, theure Freundin, daß Deine Besorgnisse wegen Ueberlastung und Ueberbürdung mit Genüssen und Freuden ungegründet sind. Du weißt, daß es nicht meine Art ist, mich überbürden zu lassen. Und ich habe nicht erst durch Dich begreifen gelernt, daß man sich nie ganz verlieren darf. Brauchte es noch etwas, so stehen mir meine Freunde warnend zur Seite. Sie ahnen das nicht, aber mich erschreckt es förmlich, wenn ich sie wiederfinde, und sehe, wie sie nicht über den engsten Kreis hinauszukommen vermögen. Sie träumen gern davon, daß sie große Männer sein würden, wenn ihnen das Glück volle

Säckel bescheeren wollte und wiegen sich in dem Bewußtsein an der Tragik dieser Zeit zu Grunde zu gehen.

Im Grunde habe ich kein Recht über sie zu sprechen. Als ich heute Morgen durch die Straßen der Stadt ging mahnten mich einige Häuser an die Zeit meiner Studien, in der ich ganz hier lebte. Damals litt ich Noth, kämpfte mit dem Bedürfniß. In mir lebte eine Phantasie, die sich gern auf künftiges Glück richtete und ein lodernder Ehrgeiz, dem keins zu hoch erschien. Damals habe ich mit den Verhältnissen gezürnt, wie ich die Freunde jetzt thun sehe, habe wie sie in unklaren Ideen geschwelgt, viel vorausgesetzt und wenig gethan. Glücklicherweise kam die Erkenntniß über mich, daß ich gehen müßte, wenn etwas von Allem, das ich träumte, eine Wahrheit werden sollte. Ich richtete meine Schritte nach der Einsamkeit, wo mich der Mangel an Genüssen den Genuß der Arbeit, wie den der Resignation kennen lehrte. Und wenn mir etwas fehlte, wenn eine Leere auch bei dem reinern und treuern Streben, dem festern Schritt zurückblieb, so lernte ich euer Haus kennen. Hier trat mir entgegen, was ich kaum geträumt. Ohne Prunk, ohne Flitter, ohne anspruchsvolles Bewußtsein eine Lebensfreiheit im beschränkten Kreise, eine Lebensschönheit in selbstgezogenen Grenzen. Und warum soll ich's denn nicht sagen? Du bist es, die mir ein Gefühl des Friedens und der Sicherheit, des Zutrauens und der Kraft gegeben hat, das mich leicht trägt. Durch Dich habe ich erkannt, daß etwas über der Leidenschaft steht, etwas über den heißen

Wünschen, und daß man dem Begehrten zu Zeiten entsagen muß, um das Ersehnte zu erhalten. Durch Dich ist über mich ein Gefühl von Freudigkeit gekommen, das sich über allausspricht, — im warmen Gruß, den der Maimorgen an Dich zu senden mahnt, wie in dem guten Humor, den ich allen verdrießlichen Begegnungen entgegensetze. Daß es mir daran nicht fehlt, daß ich aufs neue alle die Uebel des Anfangs empfinde, daß ich viel Zeit brauchen werde darüber hinwegzukommen, habe ich Dir oft gesagt und finde es hier wieder bestätigt. Doch beim Himmel, ich verarge den Leuten ihr Mißtrauen gegen uns nicht. Sehe ich meinen alten Clubb aus dem „griechischen Kaffeehaus," diese komische Mischung von aufgeblasenem Dünkel, hohlem Pathos, unsittlicher Verlebtheit und unsicherer Zerstreutheit, so begreife ich das wohl. Ich erkenne daran aufs neue die Pflicht mich zusammenzufassen und zu halten.

Ich komme jetzt auch auf Aeußerliches. Otto Brand finde ich gut und liebenswürdig wie ehedem, er ist, wie wir aus seinen letzten Briefen herauslasen, in ein Herzensverhältniß getreten. Seine Geliebte ist eine der Lehrerinnen in dem berühmten Institut der Frau Thormann. Ich meine, sie müsse ein interessantes Mädchen sein. Sie ist eine Französin und heißt Hortense Brizeux. Otto verspricht mir ihre Bekanntschaft. Das ganze Verhältniß, so rein und schön es ist, macht mir Sorge, ich rede nicht von seiner Hoffnungslosigkeit — dies ist ein Factum, was ich kaum kenne. Aber bei Brand's erhöhter Stimmung,

die ihm Alles was wirklich ist, auch feindlich erscheinen läßt, bei dem Ungestüm, mit dem er sich hingiebt, ohne irgend an Sicherung und Bestand solcher Hingabe zu denken, bangt mir. —

Für mich persönlich steht eine wichtige Begegnung in Aussicht. Der Hofrath L. wie immer, trotz der sonderbaren Fragezeichen, die seine Stirn zu meinen fast übermüthigen Quersprüngen macht, mein treuer Gönner, will mich der Fürstin Dalowska vorstellen. Sie ist, wenn die Fama nicht lügt, wie öfter, eine geistig hochbedeutende Frau, hat sehr liebenswürdige Töchter. Der Hofrath verspricht mir — wie Du immer zu thun pflegst — offene Thore und Herzen, einen wahren Cäsarmarsch auf Rom. Ich bin dabei etwas kleingläubig und erwarte nicht mehr, als den bildenden Eintritt in ein gutes Haus und einige angenehme Stunden von Zeit zu Zeit. Es ist auch Krankheit meiner Freunde, überall die wärmsten Sympathieen und die völligste Uebereinstimmung zu fordern. Einige sind dahin gelangt, dies nur noch im Clubb zu finden, und wie sie denn überhaupt meine Gänge gern bekritteln, nahmen sie auch meine unbefangene Freude über die Einführung bei der Fürstin übel genug auf. Nun, sie haben bald eines ihrer Gartenfeste, dabei versöhne ich sie.

Jetzt geht der Brief an Dich ab, ich zur Fürstin, am Abend hat mir Otto Brand eine Ueberraschung verheißen. Grüße Dein Haus, Deinem Manne schreibe ich in Geschäften morgen. Er liest Deine Briefe doch!"

---

## Hortense Brizeux und Prinzessin Dalowska.

Die Fürstin Dalowska bewohnte eines der großen Häuser, die in der Vorstadt zur Zeit allgemeiner Baulust mit gutem Geschmack aufgeführt wurden. Eine Hügelkette, über welche die Landstraße hinlief, und die mit vorstädtischen Gärten und Gärtnerwohnungen besetzt war, ließ sich aus den obern Geschossen des Hauses ebenso gut übersehen, als andererseits die herandrängenden Häusermassen der eigentlichen Stadt. Um das Haus fanden sich einige Gartenanlagen, freilich mit ängstlicher Berechnung jeden Schrittes Boden und jeder Zierpflanze, so daß sich hier kaum große Gartenfreude erwarten ließ. Auch war es mehr die Absicht gewesen, einen Vorplatz für die breite Rampe zu schaffen, die zu dem trefflich gewölbten Haupteingange heraufführte. Innen erschien die Halle weit und geräumig genug, eine an Stammschlösser gewöhnte Familie zu befriedigen. Die breite, freie Treppe war ohne Prätentionen künstlerisch geziert, ein paar Gestalten aus Bronze, die Ampeln trugen und an Festabenden wirklich den Aufgang beleuchteten, standen im Flur.

Im ersten Geschoß liefen sämmtliche Zimmer auf die breite Vorhalle, die mit guten Wandmalereien geschmückt war, aus. Das Ganze hätte eher eine deutsche Familie des höchsten Adels vermuthen lassen, als eine polnische, denn von slavischer Ueberladung, Unzweckmäßigkeit und gelegentlicher Unordnung und Unsauberkeit war nichts zu bemerken.

Auch war die Fürstin Dalowska, die mit ihrer Tochter und deren Gesellschafterin schon seit mehreren Jahren in der Residenz gelebt hatte, keine slavische Patriotin. Vielmehr erklärten Eingeweihte die Scheidung vom Fürsten, ihrem Gemahl, der in Paris lebte, für die Folge von dessen politischen Agitationen in der Polenangelegenheit. Die Fürstin hatte zu gut begriffen, welche Stellung ihre ausgedehnten Güter ihr gaben, und begriff nicht, daß die Wiederherstellung des alten Polenreichs diese Stellung erhöhen und angenehmer machen könne. So war die Trennung erfolgt, welche der Fürstin den Besitz ihrer zugebrachten Güter, die reicher und werthvoller waren als diejenigen des Fürsten selbst, und die Erziehung ihrer Tochter sicherte.

Schon in Galizien hatte sich die energievolle Frau, übersättigt von allen Banketten und Bällen, von Aufzügen und Schlittenfahrten, von zehn Sommersaisons in den berühmtesten Bädern und zehn Wintersaisons in Paris und Wien, müde selbst der größeren Reisen, die sie sonst erfrischten, mit geistigen Dingen beschäftigt. Die Fürstin war eine zu trefflich erzogene Frau, als daß sie nicht schon früher die Bücher, welche eben in ihren Krei-

sen Aufsehen erregten, ja sogar einige mehr gelesen, daß sie nicht den Fürsten zum Ankauf von Gemälden veranlaßt hätte. Aber bis kurz vor ihrer Scheidung hatte sie sich in nichts, als der etwas größern Lebendigkeit, womit sie diese Dinge betrieb, vor andern Frauen ihrer Kreise ausgezeichnet. Erst seitdem waren sie der eigentliche Inhalt ihres Lebens geworden, und bestimmten dasselbe auch äußerlich, denn die Fürstin hatte wenig Umgang mit dem Adel der Residenz, und empfing in ihrem Hause viele Gelehrte und Künstler. Die Beharrlichkeit, welche solchen Frauen eigen zu sein pflegt, hatte ihre Bestrebungen doch über die Caprice hinausgehoben, und nicht nur ihre Gäste rühmten der Fürstin Dalowska Kenntnisse und lebendigen Geist nach.

Vielmehr stimmten hierin alle Herüber- und Hinüberreden überein. Max Steinau bei seinem frischen Herantreten an jede Menschennatur fühlte sich deshalb ziemlich erwartungsreich, als er mit seinem Protector, dem Hofrath Lehnhard, die erwähnte Flur und Vorhalle betrat. Er konnte leicht bemerken, daß der Empfang nicht ohne alle Förmlichkeiten sei. Denn der Kammerdiener der Fürstin führte sie zwar sogleich in ein Zimmer voll historischer kunstreicher Möbel, — mit Tapeten, Vorhängen und Wandverzierungen in einem bestimmten Geschmack gehalten, aber es verging eine Weile, ehe die Fürstin erschien. Steinau sah mit innerm Vergnügen um sich. Zu der Erwartung gesellte sich noch ein innerliches Behagen. Seine Jugendschicksale waren ziemlich wunderlich gewesen

und hatten ihn den Kreisen der Bildung und der äußern Schönheit des Lebens fern gehalten. Er war ihnen jetzt immer näher getreten, und hätte weniger jung und frisch sein müssen, um nicht Freude an dieser Einführung zu empfinden. Das Haus der Fürstin kannte er sehr wohl, er hatte als angehender Jüngling, der ärmlich und unscheinbar sich scheu durch die Menschen drängte, zu der breiten Fensterreihe und den beiden Balconen oft genug mit einer wunderlichen Mischung von Neid, Sehnsucht und Hoffnung emporgesehen.

Dies Vergleichen von Sonst und Jetzt dauerte lange genug, um ihm beim Eintritt der Fürstin eine kleine Zerstreuung, ein Etwas wie Emporschrecken nicht zu ersparen. Und wie er sich auch zusammenraffen mochte, so entging der Fürstin eine gewisse Unsicherheit in den festen Weltformen nicht, mit der wieder die sichere Art zu sprechen, das freie unbefangene Antworten des jungen Mannes contrastirte. Sie mußte sofort zur Einsicht kommen, daß sie hier Jemand vor sich habe, der den Willen sich zu beherrschen, wohl innerlich, aber nicht vollkommen nach außen durchsetze. Ihre großen dunkeln Augen, eine breite Stirn, eine scharfgebogene Nase gaben dem Gesicht der Fürstin sehr forschenden Ausdruck. Die große, stattliche, zur Corpulenz hinneigende Persönlichkeit, das starke schwarze Haar, das in breiten, mächtigen Flechten um den Kopf gewunden war, verscheuchten jeden Gedanken an Sentimentalität. Von dem Einfachheitsstreben deutscher vornehmer Kreise war gleichfalls nichts

auf die Fürstin übergegangen, sie stellte sich in großer Toilette, das Gewand von rauschend schwerer, buntfarbiger Seide, dar. Mit einer leichten Handbewegung lud sie Steinau zum Sitzen ein und fragte ungestüm lebendig und doch mit einer seltsamen Gleichgültigkeit nach dessen Plänen, Absichten, nach seinem Aufenthalt. Bei Erwähnung der kleinen Stadt schüttelte sie den Kopf und sagte mit der merkwürdigsten Bestimmtheit:

„Was thuen Sie in Ihrer Kleinstadt? Das ist kein Ort für Jemand, der sich geistig beschäftigt, der Bücher schreibt! Selbst Ihre großen Städte sind zu klein, und es ist ein Unglück für die deutsche Kunst, daß Sie kein Paris, kein London haben!“

„Durchlaucht entschuldigen mir einen Einwand,“ bemerkte Steinau. „Das Drängen nach den großen Städten, die unbedingte Ueberzeugung, daß nur dort geistiges Leben und geistige Bestrebungen gedeihen könnten, ist ein Produkt der allerneuesten Zeit. Schiller lebte und schuf in Mannheim, Jena und Weimar, Göthe in Weimar, Wieland seine frischesten Erzählungen in Biberach, Herder in Detmold und Weimar, Jean Paul in Bayreuth, Tieck in Jena oder gar auf einem Gute in der preußischen Ostmark, Immermann in Düsseldorf, vorher in Münster. Sollten sie wirklich besser geschaffen haben, wenn sie in Berlin oder Wien gelebt?“

„Ich sehe schon“, lächelte die Fürstin, „daß Sie das deutsche Talent haben, Ihre beklagenswerthesten Zustände als ganz treffliche darzustellen. Sie wollen

vielleicht am Ende noch den Einfluß Ihrer kleinen Städte apotheosiren?"

„O nein!" rief Steinau mit leichter Erregung. „Ich weiß nur zu gut, wie geisttödtend das kleinstädtische Treiben wirkt, wenn man sich ihm ganz hingiebt, wie sehr man unbedeutende Verhältnisse für bedeutend halten, sich mit den alltäglichsten Charakteren und mit ihren Bezügen beschäftigen lernt. Ich kann mir auch nicht denken, daß Jemand mit seinem Herzen, seinem Blick, seinen Wünschen in einer deutschen Kleinstadt verharren mag. Aber das thut ja Niemand, man ist sich überall näher gerückt, es findet eine stete Berührung zwischen größeren und kleineren Orten statt, kurz, es liegt nur in den Persönlichkeiten, nicht in den Verhältnissen, wenn es in den Kreisen einer Kleinstadt öd' und ungeistig zugeht. Daß der Ort Einfluß auf wirkliche Begabungen üben sollte, kann ich mir nun gar nicht vorstellen, wenn nicht hinzukommt, daß dieselben an die Kleinstadt geradezu festgekettet sind."

„Sie wissen wenigstens Ihre Meinung mit Eifer zu vertreten", entschied die Fürstin. „Ueber das Alles aber wird sich Gelegenheit finden, weiter zu sprechen. Sie machen uns vielleicht das Vergnügen, den Herrn Hofrath zu begleiten, der uns auf heute Abend seinen Besuch zugesagt hat. Jetzt möcht ich ein Wort mit Ihnen sprechen, Herr Hofrath."

Das war eine Verabschiedung in bester Form. Steinau fühlte eine Art Dank gegen die Fürstin, als

er sich außerhalb des Zimmers, auf dem Vorplatz und der Treppe sah. Die Einladung erfreute ihn, er wußte von Freunden, daß nicht Jeder nach dem ersten Besuche sich einer solchen zu rühmen hatte und machte den Schluß, daß er wenigstens der Dame nicht ganz mißfallen habe. Zu manchem Nachdenken würde ihn das veranlaßt haben, was jetzt eben die Fürstin gegen den zurückgebliebenen Hofrath mit großer Bestimmtheit äußerte:

„Ihr junger Poet ist ein Optimist. Er scheint große Frische und Elasticität, viel Sanguinismus zu besitzen. Das ist eine von den Naturen, die über den Einfall lachen, der Rom in einem Tage erbauen will, aber in sich die Meinung hegen, es binnen einigen Jahren zu können. Vermuthlich ist ihm Manches gelungen, vermuthlich hat er sich seine Verhältnisse selbst geschaffen. Und nun peinigt es ihn, wenn nicht Jedermann dieselben ebenso erquickend, ebenso verheißend findet, wie er selbst.“

„Durchlaucht beurtheilen den jungen Mann sehr streng“, sagte der Hofrath.

„Nicht doch! Er gefällt mir, seine Frische hat etwas Wohlthuendes. Aber mir macht gerade solches Selbstzutrauen, das keine eitle Anmaßung, keine Arroganz ist, großes Bedenken. Ich habe dasselbe schon oft bei jungen Leuten seltsam umschlagen sehen.“

Indessen so über ihn gesprochen wurde, trat Steinau den Weg zum „griechischen Kaffeehause“ an. Er sollte

dort mit Otto Brand zusammentreffen. Seine Gedanken verblieben jedoch in den Gemächern der Fürstin, mit lebendiger Phantasie träumte er sich in die verschiedensten Situationen hinein, zwischen ihnen tauchte das Bild der Prinzessin Dalowska, welche er bis jetzt noch nicht gesehen, auf. Steinau hatte es in der Gewohnheit, wenn er eine Weile solchen Bildern nachgesonnen, sich mit irgend einer raschen Wendung in das reale Dasein zurückzurufen. Und eben jetzt fand er dazu genügende Veranlassung. Vor der Thüre eines Kaufladens in der ersten Straße der innern Stadt hatte sich eine Volksgruppe zusammengefunden und lauschte einem ziemlich ergötzlichen Wortwechsel zwischen dem Inhaber des Ladens und einem jungen Manne. Das Object des Streites bildete eine Schuldsumme, deren augenblickliche Zahlung der Kaufmann verlangte, der Andere aber mit entschiedener Miene und dem Einwande der Unmöglichkeit verweigerte. Steinau schien es verwunderlich, solchem Wortwechsel auf offener Straße inmitten einer großen Residenz zu begegnen. Er drängte sich also näher heran, aber zu seinem augenblicklichen Bedauern. Der seltsam Gemahnte war kein Anderer, als der Musiker Groß, und er hatte kaum einen Bekannten bemerkt, als er denselben zum Beistand, und wie er verständlich andeutete, zu einer Art Bürgschaft herbeirief. Der erbitterte Krämer, der sich von den Bekannten seines Schuldners wenig Gutes versprechen mochte, begann ohne Weiteres auch gegen Steinau zu schelten.

Diesem schloß die innerste Empörung den Mund, er hätte am liebsten gegen jede Zusammenstellung mit Groß protestirt. Schon das Gelächter einiger Arbeiter, einiger Diener reizte ihn. Nun wurde er auch unter oder wenigstens neben den Gruppen des auffallenden Fremden ansichtig, den er vor einigen Tagen im griechischen Kaffeehaus gesehen und welchen Brand Baron Montes oder ähnlich genannt hatte. Derselbe schien spöttisch auf Steinau's Entschließungen zu warten. Entschlossen zog dieser endlich seine Brieftasche hervor und zahlte dem Ladeninhaber die geforderte Summe. Sie betrug weitaus den größten Theil seiner Baarschaft. Steinau fand sich, als sowohl die Zuschauer mit einigen beifälligen Anmerkungen, der Fremde mit einem noch sarkastischeren Zuge um den etwas schlaffen Mund, davongingen, und auch Groß, der den Vorgang nicht recht begreifen mochte, den Rückweg nahm, aus allen seinen Hoffnungen geschreckt. Wo war jetzt die stolze Sicherheit und das frische Vertrauen, welches er der übeln Stimmung seiner Freunde entgegengesetzt? Die ganze Scene rief ihm alte Bitterkeiten in die Seele und stachelte eine Furcht darin empor. Trotz der Vorstellung bei der Fürstin Dalowska, trotz aller seiner Bemühungen sah er sich gelegentlich insultirt und mit einem herabgekommenen Schauspieler verwechselt. Dem hatte er nur dadurch begegnen können, daß er sich in eine ernste Verlegenheit, denn diese sah er voraus, hineinbegab. Wie weit schien ihm jene Achtung noch

entfernt, nach der er trachtete. Und das Resultat seiner verdrossenen Reflexionen war aufs neue der feste Vorsatz, sich vor allem zu hüten, was ihn in der Welt herabziehen oder doch gefährden könne. So gestimmt trat er in das griechische Kaffeehaus, wo er Otto Brand nicht antraf. Dagegen wurde ihm ein Billet desselben eingehändigt. Es benachrichtigte ihn kurz, daß sich Gelegenheit gefunden, mit Hortense Brizeux eine Zusammenkunft im Wildgarten, einem großen, die Vorstädte begrenzenden Park, zu haben. Steinau war ermüdet und über den Contrast der beiden eben durchlebten Situationen noch sehr erregt. Die Einladung Brand's war somit keine ganz glückliche. Doch blieb nichts anderes, als ihr zu folgen. Steinau, wohl fühlend, wie er eben jetzt geneigt sei, die Dinge schwarz zu sehen, nahm sich ganz ernstlich vor, sich in die Stimmung Brand's hineinzuversetzen, um dem Freunde gerecht werden zu können.

Er fuhr, weil er die von Brand angegebene Stunde schon längst überschritten sah, in einem Miethwagen nach dem ziemlich entfernten Wildgarten. Vor dem Eingang stieg er aus und durchschritt ziemlich rasch breite Kiesgänge, welche zwischen wohlgepflegten Kunstwiesen hinliefen. Die Nachmittagssonne schien ungewöhnlich warm und Steinau war sehr erfreut, in den unteren, verwilderten Theil des Parkes zu gelangen. Dieser war seiner Zeit eine fürstliche Liebhaberei gewesen, enorme Summen auf die Herstellung all dieser

Gehege verwendet worden. Später hatte man die Unterhaltung des ganzen ausgedehnten Parks weitaus zu kostspielig gefunden und begnügte sich mit der Instandhaltung der vorderen Theile, während man das Uebrige nur mit einigen Wegen durchschnitt.

In seiner Verödung zeigte jetzt der Wildgarten eine doppelte Physiognomie. Wo ehemals große Gondelteiche angelegt waren, hatte das Wasser aus denselben die umliegenden Wiesen sumpfig gemacht, die Teiche selbst waren mit Schilf und Rohr, Binsen und Wasserblumen zu einem Gestrüpp verwachsen oder mit Wasserlinsen grün überdeckt. Um die Erlen und Weiden hatte sich Moos angesetzt, das bereits wieder verbräunt und vergelbt war. Das Ganze lockte Niemand und hieß wegen einiger Selbstmorde übel verrufen. Die Besucher des Wildgartens wandten sich vielmehr nach der entgegengesetzten Seite, wo tägliche Spaziergänger wenigstens immer die Spur der Wege aufrecht erhielten. Hier waren zur Zeit der Entstehung des Parks zahlreiche Eichen, Linden und dichte Gesträuche, unter denen der Weißdorn überwucherte, gepflanzt worden. Jetzt beschatteten mächtige, runde Kronen die dicht verschränkten Hecken, ragten über dieselben in die freigebliebenen Rasenrundungen hinein, wo zwischen dem Grase die schöngegliederten, prächtig grünen Farrenkräuter emporwuchsen. Hier hatten sich viele Sandsteinstatuen erhalten, freilich trug die Pomona ihre Früchte nicht mehr, Artemis stolzirte im grünen Kleide, denn der Stein war mit Moos fast überzogen. Aber es machte einen

anmuthigen Eindruck, sie hier und da aus den überhangenden Zweigen hervorschauen zu sehen. Wo die griechische Götterwelt von ihren Postamenten gestürzt, ergaben sich von selbst Sitze.

Absonderlich ein Plätzchen war es, an dem aufmerksame Spaziergänger — am öftersten wohl einsame Paare — gern verweilten. Der Weg lief hier etwas breiter durch die Büsche und mündete einerseits in eine Allee des Wildgartens, die noch zu dessen wohlcultivirtem Theile gehörte. Auf der andern Seite aber fand sich ein Waldrain, der ringsum mit Haselstauden, Weißdorn, wildem Flieder und Schlehensträuchen, alle im frischesten Maigrün, bestanden war. In der Mitte desselben fand sich die eigentliche Schönheit des Parks, eine riesige alte Linde, bejahrter als die Anlagen, die schon ein halb Jahrhundert verfallen lagen, mit Blättern und Zweigen für vierzig andere Bäume. Aus dem kurzen aber mächtigen Stamme stiegen die untern Aeste als eigene Stämme. Wo sie rechts und links hinausragten, sich wieder einigten, mit ihren äußersten Spitzen in einander verschränkten, gewährten sie einen entzückenden Anblick und die Formen des Baumes hoben sich in der blaudurchsichtigen Luft wunderbar schön ab.

Hierher wendete sich Max Steinau, sein Freund hatte ihn mit Hortense zu erwarten versprochen. Der Musiker saß mit dem Mädchen schon lange auf dem Steinsitz unter der Eiche, der im Wetteifer mit seinem Sommerüberwurf und ihrem Shawl bequemer gemacht worden

war. Beide im süßen Geplauder über nichts — so schien es dem Herankommenden. Wenn er indeß den Freund ebenso aufmerksam angesehen hätte, wie dessen Erwählte, so würde er eher Unruhe als Vergessen der Umgebung auf seinem Gesicht gelesen haben. Für die wenigen Augenblicke des Näherkommens jedoch hefteten sich seine Blicke auf Hortense Brizeux. Ihre äußere Erscheinung verrieth gleich die Französin, blasse Gesichtsfarbe, dunkle, beweglich und lebendig blitzende Augen, dunkles Haar, eine schlanke Gestalt und eine etwas schmale Büste erinnerten ihn an verwandte Bilder. — Otto Brand bemerkte ihn eben, grüßte laut, aber nicht sehr freudig, während sich Hortense und Steinau gegenüber traten, jedes mit der Spannung von Personen, die viel von einander sprechen hörten. Steinau redete die Erzieherin französisch an, glaubte sie damit zu erfreuen und war nicht wenig verwundert, daß Brand ziemlich unfreundlich bemerkte, Hortense spreche vollkommen gut deutsch. Ueber das Gesicht des zwanzigjährigen Mädchens zog es wie ein leiser Kummer, und wahrhaftig, dieser Schatten kam nicht zum erstenmale. Steinau blickte in eine halbe Thräne, während Hortense graziös lächelnd sagte Otto sei heute durch vier Clavierstunden noch verstimmter, als je. Sie habe nur deshalb ihre Musikstudien wieder aufgenommen, ihm hier und da eine angenehmere Lection zu verschaffen.

Otto Brand wurde solch' liebenswürdiger Aussprache gegenüber etwas minder verstimmt. Doch ließ er zu

Steinau's wachsendem Befremden das Gespräch von diesem allein führen. Steinau fand sich angezogen von dem Doppelwesen Hortense's, sie war offenbar keine gewöhnliche Erzieherin mit einiger wissenschaftlichen Bildung und geringer Lebenskenntniß. Aus ihren Reden, aus jeder Wendung klang etwas wie Erlebniß und Erfahrung hindurch, ohne daß sie davon sprach. Gerade dies reizte Steinau, etwas von ihrem Lebensgange zu erfahren und an der edlen Unbefangenheit, mit welcher sie seinem Verlangen willfahrte, ließ sich erkennen, daß Otto Brand mit dem unbedingtesten Vertrauen über Steinau zu ihr gesprochen.

Hortense Brizeux gehörte, wie viele in Deutschland heimische französische Namen, einer Emigrantenfamilie an. Ihre Großeltern hatten sich, als Carrier sein blutiges Proconsulat zu Nantes antrat, nach den Niederlanden, dem westlichen Theile Deutschlands, geflüchtet. Andere Glieder der Familie waren zurückgeblieben, und während die Emigranten in der Fremde sich heimisch machten, aber unter den Umständen manchen Schritt tiefer auf der gesellschaftlichen Stufenleiter herabgedrückt wurden, stiegen die Zurückgebliebenen. Ein Grafenpatent Napoleon's war auf einen Oheim von Hortense's Vater übergegangen, der Neffe, welcher sich mit den Sorgen eines beschränkten Handels trug, fand den Oheim unter den Namen des Hofs und der Pairskammer. Während er seine eben erwachsende Tochter zur Gouvernante erzog, dachte der Graf

Brizeux an seine deutschen Verwandten, eine Anwandlung, den Glücksschöpfer zu spielen, kam über ihn, Hortense wurde aus Deutschland nach dem Schlosse der Picardie eingeladen. Sie kam, sie verließ ihren Vater mit der Hoffnung, das Adoptivkind des Grafen zu werden. Ein Jahr lang hatte es wirklich diesen Anschein, Graf Brizeux brachte seine liebliche Nichte nach Paris, die Wunderwelt der Salons öffnete sich vor ihr. Was dann geschah, war eigentlich natürlich: der alte napoleonische Krieger fügte sich eines Tages der allgemeinen französischen Sitte, sich des Winters an der Seite des Frühlings zu erfreuen. Das heißt, er führte mit weißen Haaren eine siebzehnjährige Frau heim, neben welcher Hortense bald überflüssig ward. Sie kam, angeblich für einige Zeit, nach Deutschland zurück, ein Jahr später meldete der aufmerksame Großoheim seine Vaterschaft und fügte, um ihre Zukunft, wie er sich ausdrückte, sicher zu stellen, ein Geschenk von einigen tausend Franken hinzu. Die Zinsen reichten hin, Hortense über die Erzieherin hinweg zur Gesellschafterin zu erheben. Hortense Brizeux mochte dabei eine unangenehme Erfahrung reicher geworden sein und schließlich zog sie es vor, doch wieder als Erzieherin in das Pensionat von Frau Thormann einzutreten. Aus diesen Einzelheiten erklärte sich ihr Wesen, das sichere Auftreten, welches aus der Berührung mit den verschiedenartigsten Menschen hervorgeht. Max Steinau konnte dabei nicht anders, als entzückt von der Frische und Jugendlichkeit, von der reinen Liebenswürdigkeit sein, die sich

als gute Naturgaben durch alle seltsamen Begegnungen und Schickungen hindurch behauptet und jetzt noch dem wortkargen Freunde werden sollten. Er äußerte gegen Hortense:

„Und Sie dürfen immer zugestehen, daß nach solchen Erlebnissen sich jedes Glück reiner empfindet. Daß vieles gewonnen wird und daß sich Edelsinn und Festigkeit des Charakters in einer bewegteren Frauenexistenz leichter entwickeln, als in dem Einerlei.“

„Schlagen Sie das Eine nicht zu hoch und das Andre nicht zu gering an,“ entgegnete Hortense. „Für einen Mann mag das Alles gültig sein, aber im Weibe liegt doch einmal dies ewige Sehnen nach bestimmten unverrückbaren Verhältnissen. Ganz ungestraft entzieht sich ihnen Niemand. Und wer entzieht sich ihnen freiwillig? Für ein Mädchen trägt sich Schweres im gewohnten Kreise leichter, als kleine Leiden in fremden widerstrebenden Zuständen.“

Steinau war über diese Erwiderung fast betroffen, sie erschien ihm bei der Natur Hortensens ein wenig sentimental und fast allzu didaktisch. Das Treffende darin konnte er nicht wegleugnen, er dachte an die unzähligen Ehen von Frauen geschlossen, denen der Muth fehlt, sich den bestimmten Verhältnissen zu entziehen. Otto Brand aber, der etwas Aehnliches empfinden mochte, fuhr empor:

„Nein, liebe Hortense, es giebt dennoch Frauen, deren bestimmte Verhältnisse die besten sind, und die sich ihnen gern entziehen möchten.“

Hortense schwieg, Steinau schien nicht recht zu begreifen, wie sie die kleine Heftigkeit Brand's so kränken könne. Aber mit weiblichem Tact und Argwohn hatte sie aus der Antwort des Musikers heraus gehört, daß sie keine zufällige sei. Ueber das Alles war der Nachmittag sehr weit vorgerückt, die bunten Wolkensäume hinter den umstehenden Baumgruppen, die letzten Strahlen, welche durch das dichte Laubdach der Linde fielen, mahnten zur Heimkehr. Hortense besann sich, daß die Promenadenstunde im Pensionat herannahe. Sie gab Otto ihren Arm. Steinau trat an die andere Seite und man ging dem besuchteren Theile des Wildgartens entgegen. An der Sicherheit, mit welcher Beide einige Begegnende begrüßten, konnte Steinau abnehmen, daß hier ein anerkanntes Verlöbniß vorliege. Andernfalls würde er über den Leichtsinn Brand's, ein solches so rasch einzugehen, vielleicht außer sich gerathen sein. Aber Hortense hatte seine kühlen Verstandsgründe vollständig besiegt. Das Ungewöhnliche ihrer Verhältnisse hielt seine Phantasie gefangen, ihre reizvolle Lebendigkeit und ungekünstelte Einfachheit nahmen sein Herz ein. Er gestand sich zu, ein so ausgezeichnetes Mädchen sei es werth, daß ein Mann um ihretwillen viel wage und trage. Sein Abschied am Wege zur Stadt war herzlicher, als er nach einem ersten Begegnen zu sein pflegt, und wurde wieder nur durch das Befremden gestört, welches ihm auch jetzt über Otto's kargen Gruß nicht ausblieb.

Er hatte, wie er den Freund kannte, erwartet, daß ihnen

Hortense kaum aus den Augen sein und dieser mit ungestümen Fragen Zustimmung, Bewunderung, Pläne und Phantasiebilder begehren würde. Statt dessen holte Otto mit einem raschen Zuge Athem, drückte Steinau's Hand und sagte:

„Max, ich bin wirklich zerrüttet. Mir ist, ehe ich mit Hortense zusammenkam, etwas Schreckliches begegnet.“

Steinau wollte, wie er es in der Gewohnheit hatte, wenn Brand ähnliche Reden führte, lachen. Aber er besann sich doch als er den Musiker schärfer ansah. Beim zweiten Blick frug er hastig:

„Das scheint ein Tag in bösem Zeichen. Nun sprich doch, was ist Dir begegnet?“

„Ich muß weit ausholen,“ erwiderte Brand. „Schon seit drei Jahren ertheilte ich Musikunterricht im Hause des Consul Wohlbrück. Du kennst ja die Familie, wirst Dich auch seiner Tochter Clara erinnern. Als ich ihr die ersten Stunden gab, prägte sie sich meiner Seele ein, ich suchte mich ihr zu nähern. Sie gab mir keine Hoffnungen und wenn ich ihrem Vater in das kluge rechnende Gesicht sah und dachte den Gedanken, er könne seine Clara einem Musiker zur Frau geben, so lachte ich über mich selbst. Nun erlebte ich in jener Zeit genug, um bald ein andres Interesse zu fassen. Diese drei Jahre daher habe ich sie jede Woche mehrere male ohne die leiseste Bewegung innen gesehen. Seit einigen Wochen fiel sie mir auf. Heute aber, während meine Seele schon bei der Linde im Wildgarten ist und ich an Hortense tausend Küsse gebe, — nein, ich vergesse die Scene nicht! Sie spielte ein

Adagio, Liebesahnen überschrieben. Und mit eins, so springt das anstandsvolle, feingebildete Mädchen heftig vom Sessel auf, schlägt die Flügeldecke herunter, daß alle Saiten nachzittern, wirft das Notenheft vor meine Füße und beginnt heftig zu weinen. Und ich will die Lüge nicht mehr spielen! rief sie mir zu. Niemand hat Liebe zu mir, meine Aeltern nicht, meine Geschwister nicht, Sie auch nicht. Mein Vater denkt an mich, wenn ihm Rechnungen gebracht werden, meine Mutter bei Familienfesten, Ihnen bin ich gut Ihre Liebesahnung zu spielen, indeß Sie von Andern träumen. Ich muß die Stunden aufgeben, ich trage es nicht länger."

„Und was thatest und sagtest Du?" fragte Steinau, der seine Bestürzung kaum verbarg.

„Was sollte ich sagen? Einige unzusammenhängende Worte, Redensarten, die man in Bücher gelesen hat und welche bei solchen Gelegenheiten leicht auf die Zunge kommen. Ich riß mich los, sobald ich's irgend vermochte. Aber als ich mit Hortense zusammentraf, war mir fürchterlich zu Sinne. Nun mußte sie gerade heute in ihrer sprödesten Laune sein, die sie mir öfter entgegenzusetzen beliebt. Ich kann Dir versichern, es ist in mir ein Zwiespalt, ein Hin- und Herirren, von dem Du keine Vorstellung hast."

„Gott sei Dank, daß ich sie nicht habe," entgegnete Steinau kühl. „Aber, wenn Du ehrlich und aufrichtig sein willst, kannst Du Deinem Zwiespalt bald auf den Grund kommen. Du denkst an beide Mädchen, an Hortense und Clara. Bei der Letztern schmeichelt es Deiner

Eitelkeit, eine Liebeserklärung gleichsam erhalten zu haben, anstatt eine solche zu machen. Und verüble mir's nicht, mir thut die arme Hortense, die wirklich ein vorzügliches Mädchen ist, tief leid. Du bist im Stande Dich wieder einmal Deiner Stimmung, wie Du's taufst, recht rückhaltlos zu überlassen. Du wirst Dich in die Liebe zu Clara hinein- und aus der zu Hortense herausphantasiren. Du wirst auf einmal einen geschärften Blick erhalten, wirst alle Mängel und Schwächen der liebenswürdigen Brizeux entdecken, wirst Vorwände von jedem Zaune brechen, um mit ihr zu streiten und zu eifersüchteln. Dann wirst Du über ihre Untreue sehr unglücklich und in diesem Zustand der Liebe von Clara sehr zugänglich sein. Ich werde wieder hören müssen, daß mein Verstand vom innern Herzensleben nichts begreift, daß ich kalt und skeptisch sei."

Der Ton Steinau's war zuletzt die schärfste Ironie geworden. Otto Brand erschrak über das Gesagte, ja wohl, Steinau hatte Recht und dahin konnte er getrieben werden, wenn er rückhaltlos bei seinen Stimmungen verblieb. Er empfand Scham und Reue bei dieser Einsicht, wollte aber äußerlich nichts zugestehen und stritt deshalb mit dem Freunde weiter:

Du widersprichst Dir viel mehr, als Du vielleicht glaubst. Seiner Zeit erinnere ich mich, wie Du gespottet hast über solche, die nicht moralische Kraft besäßen, ein Verhältniß zu lösen, die an Mädchenküssen Bergeslasten trügen."

„Ich werde mich wohl hüten, noch irgend etwas zu sagen," versetzte der Erbitterte. „Wenn ihr nur keine

Nutzanwendungen machen wolltet. Ist kein Unterschied zwischen einem Verlöbniß wie das Deine mit einem reifen Mädchen, die weiß, was sie empfindet und thut, und zwischen dem Verhältniß mit einer Pensionairin! Kein Unterschied in den Folgen? Die eine wird für das Leben unglücklich, wenigstens für Jahre, die andere hat ihre Neigung vergessen, sobald die Küsse zwischen Thür und Angel und die rosa Papierstreifen aufhören. Das nennt man nicht Inconsequenz, sondern reifes Gefühl, das für kein Vorkommniß des Lebens eine Schablone mitbringt und jedes an und für sich beurtheilt."

Beide Freunde trennten sich in ziemlicher Mißstimmung von einander. Otto Brand ging nach Haus, Steinau einen geschäftlichen Weg, welcher durch sein Einstehen für Groß nothwendig geworden war. Dasselbe erschien ihm jetzt als eine Don-Quixoterie. Er dachte des Freundes in seinem Wohnorte, der ihn oft vor einem falschen Ehrgefühl gewarnt hatte, aus diesem war doch eben wieder die Verlegenheit hervorgegangen, die er sich bereitet. Brand wagte er gar nichts zu sagen, denn nachdem er ihn so gescholten, sah er die Freude desselben, mit gleicher Münze zahlen zu können voraus. Ueber das Nachdenken des jungen Mannes kam eine Ahnung, daß auch in seiner Weise und seinem Lebensplan manches vorhanden sei, was besser wegfiele, und daß, wenn Otto Brand von der Energielosigkeit, dem Gefühlswechsel bedroht werde, auch die Ehrsucht und der heftige Drang nach Geltung ihre Gefahren haben

möchten. Indeß war das Vertrauen auf seine Art in Steinau zu tief eingewurzelt, von Andern zu sehr gekräftigt worden, als daß er sich nicht bald beim Gedanken beruhigt hätte, Einzelheiten rasch beseitigen zu können. Mit einem entschiedenen Stolze dachte hingegen der junge Mann daran, wie fest und unwandelbar, wie tief und lauter seine Gemüthsbeziehungen seien, wie er einigen Freunden und einer Freundin ganz anders angehöre, als Brand dem Mädchen, für das er gleichwohl Leidenschaft hegte. Steinau meinte, nichts in der Welt vermöchte ihn von seinen Freunden, von einmal erkannten und bewährten Verhältnissen zu trennen. Denen, welche ihm dies als jugendliche Vermessenheit schalten und ihm sagten, daß er in Zukunft anders denken, das Leben ihn anders führen werde, setzte er mit Recht eine stolze Berufung auf den Willen entgegen. Doch war ihm nie beigefallen, daß auch der Wille andere Richtungen nehmen und der Mensch in sich selbst etwas ermöglichen kann, was keine Berührung von außen her zu erlangen vermöchte.

Ueber den Abend bei der Fürstin Dalowska schwieg Steinau am andern Morgen gegen Brand. Dieser, gewöhnt an die freie, offene Mittheilung des Freundes, hütete sich zu fragen. Er glaubte, daß Steinau noch immer wegen der Unterhaltung über Hortense und ihre seltsame Nebenbuhlerin zürne. So beeilte er sich mitzutheilen, daß er noch am Abend eine Gesellschaft bei Frau Thormann besucht, Hortense liebevoll gesprochen,

daß er wieder in der seligsten Stimmung von der Welt sei. Steinau hütete sich wohl, seine Empfindungen bei diesem Gespräch zu verrathen. Er war irre geworden an der Festigkeit des Freundes und hegte die Furcht, derselbe werde bei erster Gelegenheit abermals wankend, bei irgend einer Veranlassung ganz umgestimmt werden.

Darüber kam der Postbote und brachte zwei Schreiben an Steinau. Das eine war von seiner Freundin, das andere trug das Wappen der Fürstin Dalowska. Im ersten, welches der junge Mann aufmerksam las, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das zweite nichts anderes, als eine erneute Einladung zu einer Abendgesellschaft enthalte, fielen ihm hauptsächlich zwei Stellen auf. Mit der raschen Art, die seine eigenste war, rief er sogleich:

„Brand! höre was Anna schreibt: „Mit den Ansichten Deines Freundes über Dein Verhalten zu dem Original, welches sich Groß nennt, bin ich weit einverstandener, als mit den Deinen. Auch ein solcher Mensch kann Dir eines Tages nützen oder schaden, und Du weißt, daß ich viel zu sehr um Dich besorgt, für Dein Wohl erregt, auf Deine glückliche Zukunft beinahe eifersüchtig bin, als daß mir Deine Schroffheit in diesem Punkte nicht Sorge machen sollte. — Auf das, was Du über Deinen musikalischen Freund schreibst, habe ich als Antwort einen Vorschlag. Seit einiger Zeit fehlt es, wie Du weißt, unserer Kleinstadt an einem tüchtigen Musiker. Brand muß doch an den nöthigen Unterlagen zur Gründung eines Heerdes arbeiten, wie

wär's, wenn Du ihm das „hier" vorschlügest. Glänzend ist die Stellung eines Organisten und Musikdirektors freilich nicht, aber besser als die eines Musiklehrers in der Residenz ist sie doch. Will Brand componiren, es fehlt ihm nicht an Ruhe dazu, will er thätig wirken, so ist das Feld doch nicht ganz undankbar. Stelle ihm die Angelegenheit vor!" — Was sagst Du, Otto, daran dachtet ihr, Du und Hortense, gestern im Wildgarten sicher nicht?"

Brand machte heftig Einwendungen:

„Aber ein solcher Vorschlag, Organist in einer Mittelstadt, wo man verkümmert und versauert."

„Das klingt ja," erwiderte Steinau, „wie die ersten Vermuthungen der Fürstin Dalowska, die es nie begreifen wird, daß Keiner an den Fleck, worauf er einen Moment zu stehen kommt, gebunden ist. Sichert Dir die Kleinstadt nicht die Verbindung mit Hortense, sichert sie nicht einige Jahre Ruhe, wo Du mit weniger Aengstlichkeit und weniger nothwendiger Hast für Deinen Ruf und Deine Zukunft sorgen kannst? Leidest Du auch an der Krankheit jener jungen Männer, die im zweiundzwanzigsten Jahre schon alle Fäden ihrer Zukunft in der Hand halten und nicht, wie es gesund und menschlich ist, einen zum andern schürzen wollen."

„Du bist immer der Alte," äußerte Brand. „Immer hoffnungsfrisch, siegesgewiß, wer Dir's darin nachthuen könnte! Den Plan Deiner Freundin aber will ich Hortense erzählen und jetzt kann es Ernst werden, daß

ich Dich begleite. Doch nicht durch's Gebirg und zu Fuß.“ —

Nach einigen Tagen, in denen zwischen Brand und Steinau viel hinüber= und herübergeredet worden, setzten beide Freunde ihre Reise auf den folgenden Morgen fest. Am Abend sollte Steinau die Gesellschaft der Fürstin Dalowska besuchen, dies hielt ihn noch zurück. Er war sehr glücklich im Gefühle, die unwürdigen Schwankungen Otto Brand's siegreich bekämpft zu haben. Seine Gedanken flogen zu der Freundin, die ihm hierin beigestanden, er sagte sich, sie habe gerathen und geholfen, wo er nur geredet. Sie war doch am Ende die Seele aller Kraft, die er in sich zu fühlen glaubte, die Hüterin vor allen Irrwegen. Im Innern des jungen Poeten zogen sonnige Bilder herauf, er glaubte in einigen Augenblicken die Zukunft zu übersehen. Ohne alle die Leidenschaften, die wirren, krankhaften Träume der Andern wollte er seinen Weg gehen und jeder Schritt vorwärts sollte einer zur Höhe sein. Er sah sich auf derselben und weiten Lebenskreisen die volle gesunde Glücksempfindung, die Lebensfreude, die reine Harmonie, alles, wonach er rang und was sich seine Phantasie und seine Selbsttäuschung bereits aneigneten, mittheilen. Wie leichte Nebel und Dünste über eine sonnige Landschaft ziehen, die Gegenstände ungewiß erscheinen lassen, kamen auch in diesen Träumen am Tag neben den klaren und gewissen Hoffnungen Nebel. Sie wurden farbig und auch sie gewannen Gestalt.

Am Abend, als Steinau sich zur Gesellschaft bei der Fürstin sorgfältig ankleidete, erinnerte er sich, daß er zu Brand nicht von deren Tochter, der Prinzessin Dalowska, gesprochen habe. Jetzt wollte ihm die Aehnlichkeit zwischen dieser und Hortense Brizeux auffallen, er verglich die Gestalten, die feinen Gesichtszüge, die dunkeln Augen und Haare. Der Vortheil war offenbar auf Seiten der Prinzessin Marie, deren Ausdruck, wie sich Steinau erinnerte, wohl der vergeistigtste zu heißen verdiente, den er je auf dem Gesicht eines jungen Mädchens von zwanzig Jahren gesehen.

Brand war leider nicht zugegen, Steinau konnte sich nicht aussprechen. Er erwartete scheinbar eine Weile die Rückkehr des Freundes, eigentlich aber hatte ihn der Blick auf die Uhr belehrt, daß die schickliche Zeit noch nicht herangekommen sei. Er fühlte, daß er nicht der Erste in der Gesellschaft sein dürfe, und so zählte er ungeduldig die Minuten und wählte am Ende noch einen Umweg zur Wohnung der Fürstin. Die Empfindung, mit welcher er dieselbe zweimal betreten, stellte sich auch heute ein. Erinnerung an frühere Zeit, wo das unmöglich gewesen wäre, Freude über den Augenblick und gewisser Vorsatz, so zu verharren, blieben in ihm. Auf der Vortreppe traf er bereits mit einigen Herren, die geladen waren, zusammen, im Flur, auf der Haupttreppe fehlte es nicht an festlicher Beleuchtung. Man sagte, die Fürstin liebe nur kleine Gesellschaften, und so fehlte es ihr nicht an großen Maßstäben. Denn in einem Gesell-

schaftszimmer fand Steinau wohl zwanzig Personen um die Fürstin und die Prinzessin gruppirt, in den erleuchteten Nebenzimmern sah er gleichfalls Herren und Damen hin- und wiedergehen.

Der kleine Saal, der den Mittelpunkt dieser Zimmerreihe bildete, hatte eine wirklich fürstliche Einrichtung. Alles groß und prächtig, künstlerisch und massiv, Wandverzierungen, Meubel, Kronleuchter und silberne Armleuchter. Ein Flügel, den Namen Erard's in Paris tragend, ruhte auf kostbar verzierten Füßen, das bronzirte Notenpult war ein Meisterstück von Schnitzwerk und offenbar nach der Zeichnung eines bedeutenden Künstlers ausgeführt. An den Wänden hingen drei Gemälde mit bestimmtem Bezug zu einander, die Fürstin im glänzenden Schmucke auf dem einen, die Prinzessin in erster Jugend auf dem andern. Das dritte stellte eine Landschaft dar, der Vordergrund war der Altan eines Schlosses im Renaissancestyl. Nach dem Hintergrunde eines Fichtenwaldes, über dem der Vollmond glänzte, schaute man durch das weite, öde Feld, das Ganze mahnte sogleich an slavische Steppe und gab die Aussicht von einem galizischen Schlosse der Fürstin wieder. — Die Anordnung, der Luxus, die Originalität dieser Aeußerlichkeiten fesselten Steinau, nachdem er die Fürstin und die Prinzessin begrüßt hatte, so daß er sich von der Gesellschaft, die um den schweren, mit buntgemusterter Seide von Smyrna überzogenen Divan der Fürstin versammelt war, ein wenig zurückzog.

Kurze Zeit später fand sich die Prinzessin neben ihm.

Er war in Betrachtung des Landschaftsbildes und wandte sich mit einiger Verlegenheit zu ihr. Obwohl die Fürstin keine polnische Patriotin war, verkannte sie doch nicht die Vortheile der Nationaltracht und ihre Tochter erschien heute in solcher. Der grüne golddurchstickte Sammet schloß sich prächtig und knapp an den schlanken Leib der Prinzessin an, der weite Ausschnitt zeigte die schönen Schultern, den vollendeten Bau des Nackens, die Weiße des Teints zum Entzücken schönheitsdurstiger Augen. Ueber den schwarzen Locken hob sich das Barett, gleich dem Kleide von grünem Sammet und mit Stickereien, — eine einzige weiße Feder wand sich mehr zierlich um dasselbe, als daß sie herabfiel. Der junge Mann sah indeß nicht darauf, sondern blickte mit der lebendigsten Theilnahme in's Antlitz der Prinzessin Marie, mit welcher er sich eben erst innerlich beschäftigt. Und jetzt sah er, was dieses Gesicht vor dem ähnlichen der jungen Französin auszeichnete. Die Stirn war noch feiner gewölbt, in den schwarzen Augen schimmerte auch ein blauer Ton, der ihr Feuer milderte. Steinau gestand sich ein, daß ohne die große Schönheit diese blassen Züge und schlanken Formen krankhaft genannt werden konnten. Und doch zog ihn diese Grazie, welche bis an die äußerste Grenze streifte, diese feine Eigenthümlichkeit mächtig an. Auch die Stimme der Prinzessin in ihrem gedämpften Wohllaut, ihre Sprache, das reine Hochdeutsch mit fremdem Accent, gab ihm Gelegenheit zur Bewunderung. Sie antwortete auf seine Frage, welche Aussicht hinter der Fichtenwaldung der Landschaft sich eröffne, lächelnd:

„Es ist reiner Zufall, daß Sie den Namen kennen werden. Wieliczka sieht man, den Ort der berühmten Salzbergwerke.“

„Sie sollen sehr eigenthümlich sein“, sagte Steinau. „Ein Freund, ein junger Maler, hat mir von unterirdischen Gemächern, von einer Kirche, deren Pfeiler in Steinsalz gearbeitet sind, von einem Wasser mitten in der Tiefe erzählt.“

„In der Kirche habe ich gebetet und an dem Wasser, das wirklich etwas sehr Geheimnißvolles hat, oft gestanden“, entgegnete die Prinzessin. „Wieliczka allein verdiente eine Reise nach Galizien, selbst wenn Sie unsere alte Königsstadt Krakau nicht locken sollte.“

„Wer vermag alles zu sehen, wornach er wohl Sehnsucht trägt“, meinte Steinau mit resignirtem Tone.

„Nun, warum nicht? Uns haben wenige Reisejahre für Europa genügt, hätte Alles in unserm freiem Willen gestanden, so hätten wir auch Kleinasien und Aegypten dazu gesehen.“

Steinau, obwohl er schon eine Erwiderung auf der Zunge hatte, schwieg. Die Worte der Prinzessin machten auf ihn einen beinahe tiefern Eindruck, als ihre Persönlichkeit. Er kam sich mit all seinem Streben und Leben in diesem Augenblick dem jungen Mädchen gegenüber ärmlich und unbedeutend vor. Er schaute sogar mit einem gewissen Schrecken an sich hinab, ob sich dieses Gefühl der Demüthigung nicht im Aeußeren verrathe. Es fiel ihm — nachdem er hierüber beruhigt war — auch nicht einen Augen-

blick bei, daß seine Empfindung sicher zu denen zählte, die er bei Andern als krankhaft verurtheilte. Selbst, nachdem ihn die Prinzessin verlassen, glaubte er sie fortwährend neben sich. Er sah sie den ganzen Abend. Und wie ärmlich kamen ihm alle Frauen, die er kannte, in diesen Stunden dem glänzend geschmückten Fürstenkinde gegenüber vor, ein eben erblühendes Mädchen ihren Jahren nach, ein reifes Weib, in dem, was sie gesehen, genossen, durchlebt. Bei Tafel saß er der Prinzessin gegenüber, ein großer silberner Aufsatz entzog ihm einen Theil ihres Anblicks. Immer und immer wieder beugte er sich seitwärts, um sie zu sehen, und sie schien ihm, wenn er warm und lebendig über die gleichgültigsten wie über die bedeutendsten Dinge sprach, mit Interesse zuzuhören. Die Gesellschaft trennte sich spät, Steinau hätte sicher nicht zum Aufbruch gemahnt, aber sobald eine solche Mahnung erklungen, kehrte für einen Augenblick seine Besonnenheit wieder, und er war unter den Ersten, die sich bei der Fürstin verabschiedeten.

Draußen war eine Mondnachtstille, in das weißliche matte Licht warfen die hohen Häuser bestimmte, scharfe Schatten. Steinau hielt sich in diesen Schatten, gleich als schäme er sich, mit seiner erregten Phantasie und den Hoffnungen vermessener Jugend im Lichte zu gehen. Die Luft war klar und kühl, vom Frühlingshauche durchschwellt, der, wie ihn der Mensch einathmet, eine unruhige Kraft wachruft, ein Gefühl, dem alles denkbar, alles möglich erscheint, das alles umfaßt und erfaßt, und doch nichts festzuhalten vermag. Wie der junge

Mann durch Straßen und Promenaden nach dem augenblicklichen Wohnhaus gelangte, konnte er sich einer Entnüchterung bei dem Gedanken, morgen mit Brand reisen zu müssen, nicht erwehren, und so eilte er rasch in sein Zimmer. Dort zündete er kein Licht an und sah im Dunkel die Gestalt der Prinzessin vor sich, im grünen Sammtgewand, dessen Goldstickereien ihm Licht zu geben schienen.

---

# Zweites Buch.

## Die Schifferbraut.

Brand und Steinau waren soeben in dem Städtchen, welches den Aufenthalt des Letzteren bildete, angelangt. Der Musiker, seit Jahren in die Barrieren und Umgebungen der Residenz gebannt, sah mit einem erstaunten Entzücken über die Stadt den prächtigen Hintergrund des Gebirges emporragen. Mit scharfen und bestimmten Formen, dunkel bewachsen, machten drei oder vier größere Berge Front gegen die Hochebene, in welcher die Stadt lag und die bis auf ihre Erweiterung nach Norden von den mehr zurückstehenden, im duftigsten Blau verschwimmenden Bergzügen eingeringt wurde. Die Schönheit der Gegend beruhte nur auf der ernsten Pracht dieser Berge, denn die Ebene war im wesentlichen wald- und wasserlos. Fruchtbare Felder dehnten sich an die Gebirgskette heran und erst am Fuß der Höhen begannen die Fichten- und Kieferwaldungen, mit denen sie bestanden waren. Die Vegetation war die von Mitteldeutschland, wo es dem Süden näher kommt und besonders in den nächsten Umgebungen der Stadt üppig und reich. Diese selbst hatte in jener Zeit, als wenige Tausend

Bürger viel bedeuten konnten, eine Rolle in der weiten Grenzlandschaft gespielt, und alterthümliche Thore, eng zusammengerückte, aber mit massiven und hohen Häusern gezierte Straßen zeichneten sie aus, benahmen ihr das Halbdörfliche anderer Kleinstädte. Der Reichthum der Stadt verrieth sich in den geschmackvollen und wohlgepflegten Anlagen auf der Stelle der ehemaligen Schutzmauern, derjenige der einzelnen Bewohner in Landhäusern und großen Gärten, rings um diese Anlagen oder außerhalb der Thore. Brand, welcher Steinau's Versicherungen, daß seine „Kleinstadt" vor jeder andern ausgezeichnet sei, niemals rechten Glauben schenken mochte, fühlte sich sehr befriedigt. Der erste Eindruck war dem der Residenz gegenüber doch kein allzu abfälliger und bedrückender gewesen. Mehr noch als auf den Anblick der Stadt spannte es den Musiker auf seinen Eintritt in das Haus, welchem Steinau angehörte. Der Freund hatte in demselben Aufnahme gefunden, wärmer als ein Sohn, und doch nicht wie ein Sohn. Denn es waltete volle Gleichberechtigung zwischen Steinau, Rath Kern und seiner Gattin ob. Brand lächelte in sich hinein, daß er nun endlich diesem Menschenpaare gegenüber treten solle, die den Muth hatten, in unserer Zeit noch ächte, volle Freundschaft behaupten zu wollen. Er suchte sich einstweilen alles zu vergegenwärtigen, was ihm Steinau von seiner Freundin Anna erzählt hatte, die nun auch auf sein — Brand's — Geschick einigen Einfluß zu gewinnen schien.

Der Rath hatte den Erwarteten seinen Diener zum

Tragen des Reisegepäcks entgegengeschickt und sie schritten munter nach dem Wohnhaus desselben. Steinau grüßte einige Vorübergehende, die einen neugierigen Seitenblick auf Brand warfen. Als dieser mißmuthig zu werden gedachte, und etwas von Kleinstädterei sprach, lachte Steinau hellauf und sagte:

„Lieber Otto, wir wollen uns nicht belügen. Ihr seht in der Residenz eben auch noch nach einem Mohren, Chinesen oder russischen Bojaren. Und für die Leute hier bist Du der Mohr oder der Bojar — wie Du willst!“

Brand war heute in zu guter Stimmung, um etwas zu entgegnen. Die kleine Reise hatte ihn aus seiner Träumerei ein wenig emporgerissen, dazu hatte er in den letzten Tagen viel Zukunftspläne entworfen. Er befand sich in jener Situation, wo der Fuß unwillkürlich fester und energischer auf den Boden tritt, als spräche er eine innere Kräftigung aus. Auch das fiel dem Musiker auf, daß Steinau im Beginn der Reise die Rollen gewechselt und sich einmal selbst wortkarg und träumerisch erwiesen hatte. Von dem vorhergegangenen Abend bei der Fürstin Dalowska, an den Steinau fort und fort zurückdachte, wußte er freilich nichts.

Eben zeigte sich dicht vor dem Thor, von den ersten und prächtigsten Pappeln der Landstraße überragt, das Haus, welches der Rath und mit ihm Steinau bewohnte. Es bestand nur aus einem Erdgeschoß und erstem Stock, ein rothes Ziegeldach ruhte auf den soliden Mauern und das Ganze konnte jedenfalls von einem Architekten unschön

gefunden werden. Innen aber fand sich eine große kühle, mit Steinplatten belegte Flur, eine Anzahl Zimmer, von denen nur wenige Fenster nach der Straße, die meisten nach dem großen, sich weit hinabziehenden Garten hatten. Uebrigens war der Rath bemüht, das alte Haus zu verschönern, und abgesehen von der geschmackvollen Einfachheit seiner Zimmer, hatte er seinen regen Eifer auch nach außen bethätigt.

Treffliche Wein- und Aprikosenspaliere zierten die Mauern an den drei Gartenseiten, die der Straße zugekehrte Front hatte von den breiten Blättern einiger Pfeifensträuche grüne Verkleidung erhalten. Aus den Ranken und Blättern hoben sich die blanken Fenster, mit weißen Vorhängen dahinter, ganz anmuthig ab. Von der Straße wurde der Garten durch eine hohe Mauer geschieden, ein kleiner Rasenstreif vor dem Hause, so breit, wie die wenigen Schwellen, die zur Thüre führten, war mit einem neuen, gußeisernen Gitter eingefaßt. Die ganze Anordnung, die übergroße Sauberkeit, welche sich bis in die reingefegten Steinschwellen und den blankpolirten Messinggriff der Thürglocke ausprägte, verfehlten nicht auf Otto Brand die günstigste Wirkung hervorzubringen. Es lag in dieser Sauberkeit, in diesem Behagen nichts Steifes und Aengstliches, nichts Hergebrachtes, sie schien Ausdruck des Lebens, das in dem Hause waltete.

Steinau brauchte die Glocke nicht erst in Bewegung zu setzen. Der Rath Kern, welcher ihn die Straße herabkommen gesehen, hatte bereits die breite Thür geöffnet und hieß zuerst ihn, dann seinen Freund herzlich willkommen. Eben kam auch die Räthin, von Steinau nur Anna genannt, die

Treppe herab und begrüßte ihn mit einer Art, aus welcher ebensosehr die stete Gewohnheit solches Zurückkommens, als die ungeminderte Freude über dasselbe ersichtlich war. Ohne allzulange Begrüßungen überließ man den Ankömmlingen, sich in Steinau's Zimmer selbst zurecht zu finden und setzte das weitere Begegnen auf die im Garten abzuhaltende Mittagsstunde fest. Brand wußte nicht recht eigentlich, wie ihm geschah, er fühlte sich nach fünf Minuten hier heimisch, ohne daß ihm jene verrufene kleinstädtische Vertraulichkeit begegnete, die in Verlegenheit setzt, anstatt zu erquicken. Eine ganz bestimmte, und, wie es dem Musiker vorkam, ganz neue Lebensform trat ihm hier entgegen. Er fragte Steinau während des Umkleidens, ob Jeder diese herzliche Aufnahme, diesen liebenswürdigen Ton von Seiten des Raths und seiner Frau an sich erfahre.

„Gewiß", versicherte Steinau. „Doch liegt darin kein so besonderes Verdienst. Wir haben es uns zum Gesetz gemacht, mit Niemandem näheren Verkehr zu pflegen, mit dem uns nicht gleiche Lebensanschauungen oder wenigstens ähnliche zusammenrücken. Und so ist die freundliche Aufnahme leicht. Rechne noch hinzu, daß es selbstverständlich ist, Jemand, der einmal und in irgend einer bestimmten Angelegenheit kommt, wenigstens human aufzunehmen, und Du wirst einverstanden sein. Das ist es ja eben, was die Kälte und Herbheit in das Gesellschaftsleben hineinbringt, daß man der Lüge huldigt, nähern und nächsten Verkehr mit Leuten zu haben, die einem fremd sind, die wohl gar abstoßen."

Unterdessen war im Garten die Tafel hergerichtet und

die Räthin, deren Hin- und Hergehen aus Steinau's Fenstern ersichtlich blieb, rief zu Tisch. Ehe aber Beide hinabgingen, sah sich der Musiker im Zimmer seines Freundes um. Viele Gegenstände und Bücher waren ihm bekannt, die Ordnung und Anordnung fremd. Diese freundliche Berücksichtigung des äußeren Eindrucks und der persönlichen Gewohnheiten konnte nur durch ein achtsames Auge und eine noch achtsamere Hand erreicht werden, Brand rieth nicht übel, wenn er in Anna die Ordnerin des Zimmers vermuthete. Und die letzte Beobachtung veranlaßte ihn gleich beim Eintritt in den Garten, die Räthin prüfend anzusehen. Sie fanden dieselbe am blendend weißgedeckten Tische, der mit vier Sesseln umgeben, von der breiten Laubkrone eines Kastanienbaumes überschattet und an einem Rebengang aufgestellt war. Baum- und Rebenlaub ließen das voll herabfließende Sonnenlicht nur streifweis über den schönen Platz, über Gestalt und Kopf Anna's, die sich eben gesetzt hatte, fallen.

Brand sah in ein Gesicht von einer so klaren, ruhigen Heiterkeit, in ein Auge, welches mit seinem lichten Blau, mit seinem schönen großen Rund, seinem freien Aufschlag den anziehendsten Eindruck ausüben mußte. Dies Auge ließ alle kleinen Unregelmäßigkeiten in dem Gesicht vergessen und verlieh den Zügen der sechsunddreißigjährigen Frau einen so frischen, jugendlich lebendigen, jugendlich theilnehmenden, in stillen Stunden gläubigen Ausdruck, daß Brand anfing zu begreifen, wie die Begeisterung Steinau's für seine Freundin gerecht, alles, was er von ihr gerühmt, reine Wahr-

heit sei. Anna gehörte zu den wenigen Frauennaturen, die den Uebergang aus einer anerzogenen in eine neue Anschauung und Lebensauffassung ohne Verlust ihres innersten Selbst, ohne Verlust der Milde und weiblichen Zartsinnigkeit gefunden haben, zu den wenigen Frauennaturen, die eine tiefere Bildung mit dem Beharren im eignen Wesen vereinigen können. Sie war bürgerlich streng erzogen, eine früh erwachte Kunstbegeisterung von den besorgten und beschränkten Aeltern eher gehemmt als gefördert worden. Innerlich natürlich blieb das Ankämpfen der Aeltern ein vergebliches, nach außen hin versuchten sie ihr Kind mit all seinen glänzenden Mitteln und Gaben vom Pfade der Kunst fern zu halten. Doch hatte sich das Leben des jungen Mädchens, anfangs vertrübt durch die erzwungne Resignation, rasch wieder glücklich und besser gestaltet, als Friedrich Kern, der sie lange mit einem tiefen, von ihr kaum als möglich gedachten Interesse beobachtete, um ihre Hand warb. Sie war jetzt bereits vierzehn Jahre an den Rath vermählt und ihre Ehe galt für eine der glücklichsten. Nicht daß ihr alle die kleinen Conflicte des täglichen Lebens, die momentanen Zerwürfnisse in Ansichten und Wollen erspart geblieben wären. Aber Anna hatte einen Muth und innerlichen Glauben der Liebe, den wenige Frauen besitzen. Sie vermochte sich in minder freudigen Augenblicken alles vergangnen Guten zu erinnern und darüber hinaus die bessern kommenden Stunden vor ihre Phantasie zu rufen. Wie weich und mild auch ihre Gemüthsart, wie feinfühlig ihr ganzes Wesen angelegt war, so fehlte ihr doch der Muth

des Lebens nicht, die Entschlossenheit, ein paar böse Stunden zu bestehen, um sich das ganze und volle Glück zu erhalten.— Kinder waren ihr versagt geblieben, und jene Theilnahme, welche in spätern Jahren den Mittelpunkt alles Aelternlebens abgiebt, hatte sich auf den jungen Freund, auf Max Steinau gewendet. Die Räthin liebte den jungen Mann mit der ganzen Kraft ihres Vertrauens wie eine Freundin, sie hatte aber gleichzeitig alle Besorgnisse und Kämpfe einer Mutter um ihn. Gewiß, die Freundschaft hätte Steinau gefährlich einwiegend und bestrickend werden können, wäre nicht das gewesen und hätte nicht zudem Rath Kern mit seiner festen charaktervollen Persönlichkeit zwischen Max und Anna gestanden.

Der Musiker hatte keine rechte Einsicht in alles das gehabt. Jetzt, wo er in persönlichen Verkehr mit Anna trat, begann es ihm aufzudämmern. Die Erscheinung dieser Frau, an deren Kopf nur das volle blonde Haar und das Auge wahrhaft schön zu nennen waren, deren feine blasse Hautfärbung und stets reger Ausdruck ihr etwas wunderbar Vergeistigtes verliehen, deren Gestalt zwar gerundet und graziös, aber klein war, hatte zu wenig Aehnlichkeit mit Hortense Brizeux, um eigentlich Brand's Beifall zu haben. Doch konnte er sich einem gewinnenden Einfluß nicht entziehen, einmal war er drauf und dran, sie ein wenig coquett zu heißen, schalt sich aber, in besserer Einsicht, sobald er wieder in dies wahre, reine Gesicht blickte. Während des ersten Theiles eines einfachen Mahles, das aufgetragen war, blieb er deshalb ein wenig befangen, dann

wurde er so lebendig, wie er es in guter und glücklicher Stimmung stets zu sein vermochte. Mit rasch gewonnenem Vertrauen theilte er an Anna und Rath Kern über seine Lebensaussichten und Hoffnungen vieles mit. Er empfand, daß hier Dinge nicht einmal belächelt wurden, die man an andern Orten belachte, er gewann daher den Muth, von Hortense zu sprechen, als sei sie längst heimisch. Dazwischen warf Steinau frisches Geplauder über seine letzten Erleb nisse und Beobachtungen aus der Residenz, zu denen Rath Kern mit trocknem Humor Bemerkungen machte, deren Spitzen auch Steinau und dessen kleine Schwächen nicht verschonten. Bei dem wenig verhehlten Enthusiasmus, mit welchem sein junger Freund von der Fürstin und Prinzessin Dalowska sprach, wurde Kerns Gesicht für einen Augenblick düster, beinahe finster. Er unterdrückte offenbar etwas, das ihm auf der Zunge lag, von Steinau unbemerkt, von Brand mit Verwunderung gesehen. Dies vorüber, ward die Heiterkeit, die der Nachmittag brachte, nicht einmal gestört, Brand meinte noch nie gelebt zu haben, als er mit diesem Gefühl der Ungebundenheit, der frischesten Unbefangenheit sich Stunde um Stunde ergehen, in Ton und Wesen des gastlichen Hauses einleben konnte. Anna, deren einst klangvolle und mächtige Stimme Jahre und Krankheit geschmälert hatten, sang noch immer mit einem Ausdruck, einer Wärme, die den leichtbeweglichen Musiker, der neben ihr am Flügel saß, zum vollsten Enthusiasmus hinriß. Als er sein Entzücken, seine Theilnahme aussprach, sah Max Steinau der Freundin lächelnd in die Augen, welche sie nieder-

schlug, über Steinaus Gesicht ging die glückselige Befriedigung des Moments, in welchem von Andern eine Anerkennung, eine Würdigung ausgesprochen wird, die man selbst schon lange und aus Herzensgrunde gezollt hat. —

Der Abend fand den neuen Ankömmling in diesem friedlichen und harmonischen Dasein abermals am gastlichen Tisch der Räthin gegenüber. Sie wußte ihm auf zartsinnige Weise ihre Andeutungen über seine mögliche Zukunft zu geben. Was dem Musiker im ersten Augenblick ganz unausführbar, dann als eine nothwendige Möglichkeit erschienen war, kam ihn in seiner gegenwärtigen glückseligen, angeregten Stimmung wünschenswerth vor. Er bat um die Unterstützung des Raths bei seiner Bewerbung um die erledigte Stellung, er erschreckte Steinau beinahe mit der sprühenden Hast und Lebendigkeit, mit der er auf Alles einging.

Es war ziemlich Nacht geworden, man dachte an keine Trennung. Den Sitz am Rebenspalier und unter der Kastanie hatten die Vier schon vor einigen Stunden verlassen müssen, alle empfindliche Kühle, welche selbst ein klarer und schöner deutscher Maiabend haben kann, machte sich geltend. So waren sie in Anna's Zimmer, das schon am Nachmittag zur musikalischen Unterhaltung gedient hatte, vereinigt. Die Fenster aber waren offen geblieben, aus dem Garten wehte die Frühlingsluft herein und jezuweilen wendete sich ein und der andre Blick hinaus, wo die breiten frischgrünen Blätter, die dichten dunkeln Buschgruppen im Vollmondlicht zitterten. In solchen Augenblicken nimmt jedes Gespräch leicht

eine Wendung zum Ernsteren und Tieferen. Vor allem in diesem kleinen Kreise, in dem Otto Brand doch eben der Gast und darum der am meisten Berücksichtigte war und dem daher die Unterredung von Herzensleben und Liebe nahe genug lag. Von Brand's eigenthümlichem Falle wendete sich das Gespräch auf Allgemeines. Der Rath vermied daran theilzunehmen, er warf nur kurz hin:

„Ich finde, daß nie mehr über Herzensleben und Empfindungen gesprochen worden ist und daß sich beides nie weniger bethätigt hat. Deshalb scheue ich eigentlich die Berührung dieses Themas, — das, in dreißig Fällen gegen einen, Heuchelei und Selbstlüge ist."

Max Steinau nahm dennoch das Gespräch auf und wurde dazu durch eine Art Mißbilligung veranlaßt, die ein Blick der Räthin ihrem Gatten zu Theil werden ließ. Mit dem Ungestüm, den er zuweilen im Sprechen haben konnte, sagte er:

„Die Zeit ist der Liebe wie allem rein Menschlichen Feind. Wenn sich irgend etwas, das seit Jahrtausenden zum Zusammenhang der Welt gehört, vor den Prahlereien eines Halbjahrhunderts fürchten und flüchten müßte, hätte nicht nur die Kunst, sondern auch die Liebe sammt jeder Empfindung eine Reise nach den Planeten angetreten. Und wie sehr eigentlich alle krankhaften gehässigen Stimmungen dieser Tage zusammentreffen, erweist sich an all den Meinungsäußerungen über die Liebe! Was hat man nicht alles schon hören müssen. Die Starkgeister, die Politiker, alle welche Zutrauen zu

ihren tapfern Herzen und Fäusten haben, finden Regungen ein unbequemes Beiwerk zur Weltbefreiung! Die materielle Schaar hat lange entdeckt, daß mit der Liebe kein Geld zu verdienen und sie darum eine Thorheit ist. Spaßhaft ist's allein, wenn sich die Herren anstellen, als verkündeten sie neue wissenschaftliche und psychologische Wahrheiten. O, ich fühle manchmal einen Grimm, einen Trotz ohne gleichen in mir, wenn ich all das Gerede hören muß. Wenn den Weltbefreiern und Weltbeglückern ihre Pläne gescheitert sind, wenn die Materiellen falsch gerechnet haben, danken sie am Ende dem Himmel, noch irgendwo ein menschliches Empfinden, irgend eines der innigen Verhältnisse des Lebens zur Anklammerung zu entdecken. Wenn es Zeiten giebt, in denen alle Bessern von diesen Verhältnissen hinweg zu irgend einer Idee hinmahnen sollen, so ist's jetzt wahrhaftig höchste und letzte Zeit, von den Ideen hinweg zu den menschlichen Verhältnissen, zu ihrer Klärung und Bildung zurückzumahnen. Es ist doch so und wenn's Hunderttausende bestreiten: eine glückliche Ehe, ein aufopfernder Arzt sind einmal mehr für die Menschheit, als zehn gewonnene Schlachten und sogenannte Volkshelden."

„Uebertreibs nicht," fiel der Rath Kern lächelnd ein, „es kommt immer noch darauf an, worum die Schlachten geschlagen werden."

„Nun wohl, Max spricht in allzukräftigen Ausdrücken," sagte Anna, welche freudig zu Steinau's Rede genickt hatte. „Aber mir ist's immer erschienen, als wollte

sich die Furcht und die Unfähigkeit unserer Zeit, wahrhaft Menschliches zu beleben, die allgemeine Scheu, am Glücke der Nächsten zu arbeiten, als wollten sich Egoismus und Genußsucht hinter den hochtrabenden Parteiphrasen verstecken. Es ist unendlich wohlfeiler und bequemer, scheinbar fürs Allgemeine zu wirken, als für seinen eigenen Kreis. Wo das Erste wirklich geschieht, so hab' ich tiefe Ehrfurcht dafür, aber selten ist's sicher!"

Brand, welchem eine derartige Wendung des Gesprächs doch ferner lag, als der Rath und seine Gattin vermuthen mochten, suchte mit einigen Gemeinplätzen auf sein ursprüngliches Thema einzulenken:

„Im Ganzen sind reine Neigung und ungewöhnliche Liebe noch nicht selten. Aber die Verhältnisse treten ihnen überall hindernd in den Weg."

„Wir treten ihnen hindernd in den Weg," sagte der Rath plötzlich mit großem Ernst. „Wir sind's, indem wir alles Andere höher anschlagen, als das Glück der Empfindung. Ich liebe nicht, viel über diese Dinge zu sprechen, euch jungen Leuten gegenüber ist es zumal gefährlich. Aber ich will Ihnen ein Erlebniß aus dem letzten Jahre mittheilen, welches mir tief in die Seele geschnitten hat, und wäre ich überhaupt der Verbitterung fähig, mich dazu hingeführt haben würde."

„Die Schifferbraut," flüsterte Steinau, gegen Anna hingewendet.

„Ja wohl, die Schifferbraut ist der Titel meiner Novelle, wenn es denn Novelle sein soll. Der Arzt hatte mir

nämlich ein Seebad empfohlen, Norderney und Helgoland waren mir zu belebt, ich glaubte wenigstens, daß sie es wären, und hatte keinen Begriff von der Einsamkeit der Dünen. Ich ging also nach der Insel Spikerooge. Ein kleines Eiland mit Sandhügeln, in dessen Mitte ein Fischerdorf, von dem vielfach gekreuzte, mit Steinen und harten Muschelschaalen gefestigte Wege durch den feuchten Sand nach dem Strande führen. Die Häuser selbst sind zum großen Theil sauber, schon in Berücksichtigung der Badegäste. Doch kann sich die Dürftigkeit, die Armuth und, was schlimmer ist, die Oede des Fischerlebens auf diesen Eilanden auch im Aeußern nicht verleugnen. Alles erschien mir so schmucklos als möglich, und so fiel mir denn gleich am ersten Tage ein etwas schmucker gebautes und mit neugestrichenem Gebälk geziertes Haus in die Augen. Es war ein Augustabend, als ich dort zum erstenmal vorüberging, vom Meere her kam ein durchkältender Wind und in dem kleinen Hause wurden eben die offenstehenden Fensterflügel geschlossen. Hinter den kleinen blanken Scheiben nahm ich unerhörten Luxus, roth- und weißgestreifte Gardinen, Geranienstöcke und Blumen, die eine sorgfältigere Pflege erfordern, ja selbst die breiten Blätter einer Asklepia wahr. Die Töpfe von rothem Thon, ein Lichtbild im zweiten Fensterkreuz und andere Kleinigkeiten veranlaßten Jeden, der etwas von der sonstigen Einrichtung dieser Schifferhäuser gesehen, hier stehen zu bleiben. Mein Erstaunen steigerte sich, als ich hinter den Fenstern zwei Mädchengestalten wahrnahm.

Zwar hatte die erste, die ältere, ein Stück Segeltuch vor sich auf dem Schooße, durch welches sie den starken Faden in großen Zügen führte, trug auch das unförmige Wollengewand und das Tuchhäubchen der Insulanerinnen auf breiten, hochblonden Flechten. Aber mit ihrer Erscheinung und dem starken, knochigen, vom Seehauch gerötheten Gesicht contrastirte die zierliche Gestalt und das intelligente, lebendige Gesicht des andern, etwa zweiundzwanzigjährigen Mädchens. Schlicht gescheiteltes braunes Haar, ohne jeden Schmuck, als den eines Bandes, ein dunkles, sinniges Auge und ein sehr weißer, zarter Teint schieden ebenso wie die städtische einfach elegante Kleidung dies Mädchen von ihrem Gegenüber. Ich war über das Ganze betroffen und suchte noch an demselben Abend über die eigenthümliche Bewohnerin der Fischerhütte Näheres zu erfahren.

Sie war ganz im Beginn der Saison vor etwa acht Wochen als Gesellschafterin einer alten Freiin von Bardenstein nach dem Eiland herübergekommen. Die Freiin hatte erst die Seebäder, die ihr der Arzt verordnete, in Helgoland zu nehmen beabsichtigt, nicht ohne einige Gedanken auf Exclusivität. Sie mochte unter den englischen Offizieren auf dem deutschen Eiland ein halbes Dutzend Russels und Cavendishes vermuthet haben, die sich beeifern würden, in den Bardensteins ein altverwandtes Geschlecht zu begrüßen. Als sie aber das Gegentheil von alledem und unter zahlreichen Berliner Juden sogar den übermüthigen Banquier traf, welcher mit ihrem Bru=

der, dem Majoratsherrn, in mehr als einer unangenehmen Beziehung stand, so ließ sie Oberland und Unterland, das grüne Wasser und die Strandconcerte, und kam herüber nach unserm kleinen öden Seebade. Sie fand noch einige Gleichgesinnte und brachte es wirklich glücklich dahin, daß die aus dreißig Personen bestehende Badegesellschaft sich auseinander hielt, in zwei Gruppen zerfiel.

Ihre arme Gesellschafterin war offenbar dadurch am peinlichsten berührt. Auf Helgoland fanden sich einige Familien, die freundliche Theilnahme für das wahrhaft gebildete, und vor allem für das gemüthreiche Wesen des Mädchens zeigten. Dort hatte Frau von Bardenstein in ihrem Unmuth überhaupt wenig auf die Umgebungen geachtet, hier aber verdammte sie das beklagenswerthe Fräulein, deren Adel sehr zweifelhafter und zu wenig Prätensionen berechtigter Art war, zur immerwährenden Gesellschaft eines pensionirten Oberzollraths. Und selbst das wäre noch zu ertragen gewesen, denn der Zollrath hatte mit seinen steten Defraudations- und Schmuggelgeschichten schließlich ebensoviel Anspruch darauf, ein guter Gesellschafter zu heißen, als die Gräfin Werma mit ihren vorjährigen Saisongeschichten aus Kissingen, und ihr jüngster Sohn, Lieutenant bei den hessischen Gardes du corps, mit ausführlichen Schilderungen des Kasseler Ballets. Schlimmer als die tägliche Langeweile waren die Ausbrüche übler Laune, denen die Freiin öfter als je ausgesetzt schien und die sich regelmäßig und herge-

brachtermaßen auf das Haupt der Gesellschafterin entluden.

Anfänglich schien diese keine Ahnung zu haben, was denn eigentlich ihre Gebieterin, trotz des gefundenen bessern Umgangs auf dem Eiland, gegen sie unliebenswürdiger und rauher als je stimme. Ich brauche indeß kaum erst zu sagen, daß die Freiin junge Männer, die einen sympathischen Zug zu jungen Mädchen fühlten, mit wenigen Ausnahmen verabscheuungswürdig und unerträglich fand. Wenn sie irgend etwas an ihrer Gesellschafterin, an der armen Eugenie schätzte, so war es das passive Verdienst, nie und nirgend von Anbetern umschwärmt zu werden. Auch eine der Unbegreiflichkeiten unserer Gesellschaft! denn Eugenie war, wie gesagt, beinahe schön, äußerst liebreizend und anziehend. Aber dem Einen mißfiel ihre Stellung zu Frau von Bardenstein, dem Andern die Unbefangenheit und Reinheit ihres Wesens. Hier auf dem Eiland trug sich nun der wunderliche Fall zu, daß Eugenie das ganze Interesse eines jungen Schiffers erregte. Kein Bursch wie sonst auf Spikerooge, frisch oder verkümmert, aber immer mit gleichartigem Typus, sehr derb und ein wenig roh, heimisch waren. William, zu Ehren eines englischen Capitäns, den sein Vater nach Emden gelootset hatte, so getauft, trug zwar auch das krause kurzgeschorne Blondhaar seiner Genossen, aber er trug es auf einem trotzigen Kopfe und unter demselben eine wohlgewölbte Stirn und prächtig helle blaue Augen. Der Bursch, als er mir das erstemal gezeigt wurde, erschien mir ganz wie

ein Bild der Entschlossenheit und des kecken frischen Strebens. Von ihm konnte ich wohl glauben, daß er sich durch die vornehmen Umgebungen Eugeniens nicht hatte stören lassen, daß er gesund, oder wie die Freiin von Bardenstein sagte, frech genug gewesen war, sich viel in ihrer Nähe zu halten. Sein gutes Glück oder vielmehr sein Unstern wollte, daß er gewöhnlich die Gesellschaften in seinem Boote auf's Meer führte, wenn Spazierfahrten dieser Art beliebt wurden. Eugenie ward endlich aufmerksam. Im Anfang lächelte sie, wenn der Schifferbursch so trotzig seine Leidenschaft zur Schau trug, dann versuchte sie ihn durch ernstes und gefaßtes Wesen in seine Schranken zurückzuweisen. Ob nun doch schon ein Gefühl für ihn bei ihr erwachte, oder ob Frau von Bardenstein durch ihr Höhnen und Spötteln den Ausschlag gab, weiß ich nicht zu sagen. Am Ende, etwa vier Wochen vor meiner Ankunft, hatte es eine peinliche Scene gegeben, der schlecht aufgetragene Bildungsfirniß der gnädigen Frau war abgefallen und hatte der stupiden und grausamen Rohheit, die man so oft bei Frauen dieser Kreise findet, Raum gelassen. Frau von Bardenstein beschuldigte die arme Eugenie des Einverständnisses mit dem Plebejerburschen, erklärte ihr Haus für beschimpft und ließ am Ende durch ihre Kammerjungfer die Reisekoffer mit Eugeniens Kleidern auf den Hausflur schaffen. Vergebens intervenirte der Zollrath, der im Grunde genommen ziemlich gutmüthig war. Die Freiin kam zwar zur Besinnung, aber erst nachdem eine seltene Entscheidung den Bruch unheilbar gemacht hatte.

William war nämlich herzugeeilt. Er erneuerte in der Erregung der Stunde dem weinenden Mädchen alle Betheuerungen, alle Versprechungen, die er schon früher erfolglos an sie gebracht hatte. Sei es nun, daß ein schon vorhandenes Gefühl mächtig und überwältigend wurde, sei es, daß der junge Schiffer Eugenien als ein Retter aus unwürdigen, gepeinigten, halben Verhältnissen und darum liebenswerth erschien, — am selben Abend noch wohnte sie im Hause William's.

Dieser zog zu einem Freunde und ließ seine Braut — denn dafür erklärte er sie und sie sich andern Tages — mit einer Schwester allein in dem Haus am Strande schalten. Er kam allabendlich zu ihr, verließ sie aber mit der Dämmerung und ging regelmäßig am Fenster der Frau von Bardenstein vorüber. Daß diese sich dadurch nicht abhalten ließ, unwürdige Vermuthungen als Gewißheit auszusprechen, und Bilder auszumalen, wie Eugenie in den Fetzen ihres letzten Seidenkleides, von drei schreienden Kindern umgeben, am Meerstrande kleine Muscheln und Krabben in Fässer sammeln werde, versteht sich am Ende von selbst. —

Ich begegnete an einem der nächstfolgenden Abende William, als er eben seine Braut, von einem am Strand unternommenen Spaziergang heimkehrend, zur Schwester begleitete. Kurz entschlossen redete ich ihn, nachdem wir allein und dicht neben einandergingen, an:

„Sie haben eine schöne, treffliche Braut, William? Wird sie ganz für Spikerooge passen?“

William sah mich lachend an:

„Kennen Sie etwa die gnädige Frau von Bardenstein, Herr? Diese allein meint so etwas. Sonst weiß die ganze Insel, was ich vorhabe. Ist ein Oheim von mir in Hamburg ein großer Kaufmann geworden, der drei stattliche Schiffe eigen hat. Der hat mir schon viel früher gesagt, etwas Tüchtiges zu lernen, damit ich zum Lootsen das Steuermannsexamen bestehen kann. Was gilt's, zwei Jahre und ich führe eins von seinen Schiffen auf hoher See. Und das weiß ich: daß dann kein Capitän eine schmuckere, schönere Frau hat, als William Hildebrand.“

„So arbeiten Sie auf den Capitän los?“

„Halte gerade darauf zu, Herr!“ erwiderte mir William. „Glaube auch kaum, daß sich die Jenny außerdem entschlossen hätte, meine Frau zu werden. Denn als ich sie an jenem Abend fand, helle Thränen über dem Gesicht und trostlos auf den Flur hinsehend, bat ich lang, lang umsonst. Sie wehrte mir nicht, ließ mir ihre Hand, aber sie schluchzte: es geht nicht, lieber William, es kann nicht gehen. Nun sprach ich ihr von meinen Aussichten, meinem treuen Eifer, und sie muß die Cajüte, die ich ihr schön einrichten will, plötzlich vor sich gesehen haben! Sie nahm meinen ersten Kuß und fast auf meinen Armen habe ich sie zur Wohnung Christinens getragen. Sie ist bei Gott besser da aufgehoben, als bei ihrer alten Herrin.“

„Und Sie, William?“ fragte ich, „Sie sind ganz glücklich?“

„Ganz glücklich, Herr. Denn der Mensch soll nie Alles zu gleicher Zeit begehren. Da ich die Jenny habe und ihre Liebe, muß ich mir schon gefallen lassen, daß Christine ein wenig schmollt und die Nachbarn die Köpfe zusammenstecken. Sie sehen nicht weit hinaus auf Spikerooge, Herr, und halten's für unmöglich, daß William Hildebrand Capitän wird. Nun, wir werden ja sehen. Christine jammert, weil ich die Abende und auch sonst viel hinter den schweren Büchern sitzen muß, aber es geht leicht, seit die Eugenie da ist. Sogar Englisch lerne ich von ihr. Aber nun muß ich hinauf, noch ein wenig zu rechnen, Gott befohlen!"

Damit schüttelte mir William die Hand und ging in die kleine Hütte, welche er jetzt bewohnte. Ich schied mit einem Gefühle seltner Erhebung und innerster Befriedigung von ihm. Nicht allein sein frisches, energisches Naturell, auch das unendliche Zartgefühl, welches sich in seiner Erzählung äußerte, hatte mich für ihn eingenommen. Offenbar fand er sich genöthigt, seiner Liebe zu Eugenie große Opfer, welche die ihrigen voll aufwogen, zu bringen. Er hatte sich seiner Schwester entfremdet, und dies will bei den Familienanschauungen dort mehr sagen, als unter unseren Verhältnissen. Seine Nachbarn und Freunde, die bis dahin vom Ehrgeize William's wenig erfahren haben mochten, waren erstaunt und mißgestimmt über denselben, der in der Verlobung mit dem Fräulein einen so schlagenden Ausdruck erhielt. Und während früher William mit mäßiger Ruhe nach einem fernen Ziele strebte, hatte ihn jetzt ein brennen-

der Eifer erfaßt, der natürlich auch ein strenges Zurückziehen von allen Vergnügungen und Zusammenkünften mit sich brachte. Mich rührte bei weiterer Ueberlegung dies Alles, wie mich schon seine Anstrengung, hochdeutsch zu sprechen, während der erzählten Begegnung gerührt hatte.

In diesen Tagen nun passirte auf Spikerooge ein Badegast ein, welcher durch seine originelle Haltung vom ersten Augenblick an auffiel und demnächst auch interessirte. Eine hohe Gestalt, voll Kraft und Gewandtheit in jeder Bewegung, war dem breiten mächtigen Kopf entsprechend. Buschiges, unregierliches, schwarzes Haar, so sorgfältig gepflegt als es angehen wollte, ein voller, wirklich sehr schöner Bart, dazu der braune Teint und die Spur einer breiten Hiebwunde, die der Bart nicht ganz verdecken konnte, gaben dem Gesicht etwas Wildes und Kühnes. Dem widersprechend waren die matten Augen und der schlaffe, weiche Mund. Der Fremde nannte und schrieb sich Leveillière, Hauptmann der Fremdenlegion. Aber so gut er auch das Französische sprach, behauptete einer der Badegäste, ein Pariser Gelehrter, der Nordseestudien machte, die deutsche Geburt herauszuhören. Und die Gräfin Werma wollte schwören, diese Erscheinung schon in Kassel bei einer Durchreise des Königs von Portugal — sie nannte den Prätendenten Dom Miguel niemals anders — in dessen Gefolge gesehen zu haben. Damals habe er indessen keineswegs Leveillière geheißen. Es war uns übrigens glaubhaft, daß der Fremde, den ein Kammerdiener begleitete und der sich sonst zurückgezogen hielt, mehrere Namen führen könne.

Wir bemerkten bald eine ungewöhnliche Abenteuerlust bei ihm. Er eroberte gleich am zweiten Tage seines Aufenthaltes ein Boot und arbeitete in Gemeinschaft mit William, den er mit menschenkundigem Blick sofort herausgefunden hatte, daran, dasselbe segelfertig zu machen. Seine Meerfahrten wollten noch nicht viel besagen im Vergleich zu seinen Schwimmpartieen, es schien, als ob rastlose Bewegung das eigentliche Element des seltsamen Mannes sei. Mir war er im Beginn eben lediglich auffällig erschienen. Aber mit einer Art von Schrecken sah ich die zunehmende Vertraulichkeit Leveillières gegen William, bei der es nicht fehlen konnte, daß er mit dessen Verhältnissen, mit seiner Liebe und zuletzt mit Eugenie persönlich bekannt ward. Leveillière machte durchaus den Eindruck eines Mannes, der keinen innern Gehalt hat und den nicht einmal die Verhältnisse zwingen, eine gewisse äußere Klugheit zu beobachten. Die Lage William's und Eugeniens aber war derart, daß Niemand zwischen sie treten durfte. Ich nahm es über mich, das erstemal in meinem Leben, wo ich fremden Verhältnissen unberufen nahe trat, William zu warnen.

Er sah mich ungläubig lächelnd an und erwiderte nur:

„Sie kennen Herrn Leveillière nicht, lieber Herr Rath. Sie wissen nicht, welch ein Mann er ist und thun ihm Unrecht. Er hat mich gelobt, mir Muth eingesprochen, und was wahr und nicht wahr ist, kann ich noch unterscheiden.“

Darauf war nichts weiteres zu thun. Nicht das Zutrauen William's brachte mich von meiner Ahnung eines Unheils zurück, sondern die allgemeine Voraussetzung der Badegesellschaft, daß Leveillière nichts anderes als eine Verführung Eugeniens beabsichtigen könne. Bei der widrigen Neigung der meisten Menschen, unter allen Umständen das Schlimmste vorauszusetzen, fühlt man sich zum Widerspruch aufgefordert, selbst wenn sie Recht haben. So ließ ich mir's trotz meiner Warnung an den jungen Schiffer förmlich angelegen sein, allen Vermuthungen und bald auftauchenden Gerüchten zu widersprechen. Gegen Mitte August verließ Frau von Bardenstein und bald darauf die Gräfin Werma Spikerooge. Die zurückgebliebenen Glieder ihres Kreises schlossen sich jetzt mit dem unsern zusammen, selbst Herr von Leveillière näherte sich einigermaßen. Bei erster Gelegenheit sprach ich über William mit ihm. Er lobte den Schiffer höchlich, nannte ihn eine strebende, vielverheißende Natur und bot mir eine Wette an, daß der Bursch in zehn Jahren die trefflichsten Schiffe führen würde. „Wahrhaftig", sagte er, „ein geborener Seemann, ein geborener Schiffsführer. Wenn ich im Boote mit ihm draußen bin und mache meine Sache ungeschickt, wie oft geschieht, er weist mich zurecht, er commandirt fest, scharf und entschieden."

Voller Freude, dies zu vernehmen, lenkte ich das Gespräch auch auf Eugenie. Ich ward aber sehr betroffen, als Leveillière sofort äußerte:

„Das arme, unglückliche Mädchen!"

„Arm und unglücklich?" replicirte ich ihm scharf. „So

sagen Sie mir, ob es in ihrer Situation ein größeres Glück für sie geben konnte, als aus ihren halben, elenden Verhältnissen herausgerissen zu werden. Sie haben William Hildebrand eben selbst gelobt und überheben mich weiterer Reden."

„Nicht ganz, Herr Rath", antwortete mir der angebliche Franzose mit feinem Lächeln. „Ich finde, daß Eugenie von Wild erst recht tief in die halben Verhältnisse hineingestoßen ist. Einem jungen Mann aus dem Volke mag es wohl anstehen, sich emporzuarbeiten, und es gelingt ihm vielleicht; wenn aber ein Mädchen wie Eugenie darauf warten, darauf ein Leben gründen soll — schlimm, sehr schlimm! Und um Gotteswillen, bedenken Sie, bei einer schwankenden Zukunft, welche Gegenwart! Hier eingesperrt mit einem rohen, halb frömmelnden Fischermädchen, die sie scheel ansieht, von den andern Inselbewohnern bemißtraut! Und der Winter, wenn die geringe Communication mit dem Leben aufhört, wenn der armen Jenny nichts bleiben wird, als ihre Bücher, und diese Bücher sie mit jeder Zeile in die Welt, die sie verlassen hat, zurückführen. Malen Sie sich das aus: diese beeiste Düne, dieses schmutziggelbe, vom Winterhauch aufgewühlte Meer, die rauchigen Hütten, die elende Kost, der Trübsinn, der über sie kommen wird. Nein, Herr Rath, ich bin anderer Meinung, als Sie."

„Aber Eugenie konnte doch unmöglich bei dieser Frau von Bardenstein bleiben", wendete ich ein.

„Wer sagt das? Ich begreife kaum, daß sie je zu ihr gekommen. So oft ich sie ansehe, muß ich beklagen

daß sie ihre schönen Naturgaben, zu denen ich auch die feine kleine Schwärmerei mitrechne, nicht besser anwendete. Sie hätte ihr Glück schon längst machen können, aber es ist auch jetzt nicht zu spät."

„Ihr Glück?" forschte ich gedehnt.

„Ja wohl, da sie nicht im Glück geboren ist, war es Pflicht, dasselbe zu suchen. War sie einmal keine Fürstin, so mußte sie suchen, eine zu werden, aber freilich auf ihren Wegen gelangte sie schwerlich dazu. Wer von Männern aufwärts strebt, nimmt seinen Weg durch den Krieg, durch Kunst oder Wissenschaft. Für die Frauen giebt es nur einen, die Liebe. Aber der Weg ist mit einer hohen Hecke von traditioneller Moral und von unerträglichem Vorurtheil umgeben. Hätte sie ihn gefunden, wäre sie jetzt Künstlerin, Freundin eines hochgestellten Mannes, am Ende Fürstin oder doch Gräfin. Es beruht Alles auf dem Talent."

„Auf dem Talent zur Lorette!" sagte ich empört.

„Gewiß!" erwiderte Leveillière kalt. „Bei uns schilt man Jemand, der sein Glück macht, einen Faiseur, und beneidet ihn dennoch. Bei den Frauen wird es ebenso sein. Die Geburt wirft den Menschen auf irgend eine Scholle, aber sie giebt ihm Füße zum Fortkommen!"

Empört und entrüstet wandte ich mich ab. Die Anschauung Leveillière's war mir vielfach im Leben begegnet, aber selten hatte ich sie so schroff, so entschieden aussprechen hören. Ich fühlte mich in tiefster Seele verletzt, hätte zudem sofort zu Eugenie und William gehen und warnen mögen. Aber hatte ich das entfernteste Recht dazu, und wäre mir

nicht diese Nutzanwendung eines Privatgesprächs, in welchem der Franzose lediglich Meinungen ausgesprochen hatte, als ein Mißbrauch ausgelegt worden? Wenige Tage später indessen konnte ich auf einem Spaziergang Leveillière neben Eugenie wahrnehmen. Christine, William's Schwester, sah Beiden aus den Fenstern des Häuschens argwöhnisch und mit bitterm Ausdruck nach. Der Hauptmann der Fremdenlegion sprach eifrig mit Eugenie, und ich durfte kaum zweifeln, daß er ihr ungefähr dasselbe zu Gemüth führte, was er mir mitgetheilt hatte. Wäre mir William nun aufgestoßen, ich würde nicht geschwiegen haben. Doch befand sich dieser seit drei oder vier Tagen in Emden und blieb auch noch einige Zeit aus.

Als er zurückkehrte, mied er mich und einige Andere, mit denen er nach seiner Weise verkehrt hatte, ganz ersichtlich. Meine Wirthin, eine Frau, die auf Spikerooge geboren und ergraut war, konnte sich nicht enthalten, mir mit stillem Frohlocken zu erzählen, zwischen William und der Fremden sei nicht alles rein. Christine prophezeie überall ein schlimmes Ende. Natürlich war meine erste Frage, was auf so üble Vermuthungen geführt habe. In den letzten Tagen, erzählte die alte Insulanerin, habe sich Eugenie über Vieles, vor allem aber über Christine beklagt. Als William ihr nicht unbedingt Recht gegeben und einigen Widerspruch erhoben habe, wären scharfe, lieblose Worte, in denen er gewissermaßen an die großen Opfer, die sie ihm aus Liebe gebracht, zu seinem Ohr gekommen. Mit einem Worte, das Fräulein sei ganz verändert, wahrscheinlich werde das Ver-

sprechen rückgängig gemacht, und das könne man noch ein Glück für den William heißen, fügte meine überkluge Sibylle hinzu.

Ich sah den jungen Mann am selben Abend, er kam mit Leveillière von einer Meerfahrt zurück. Aber wie verändert erschien er mir. Niedergebeugt, nachsinnend, wahrlich, die Angelegenheiten mußten noch schlimmer stehen, als die geschäftige Fabel erzählte. Und doch konnte ich an eine Untreue Eugeniens nicht denken, denn William verkehrte ja eben mit Leveillière, und dieser schien ihm Trost zuzusprechen. Wir begannen sämmtlich zu glauben, daß noch irgend eine uns unbekannte Störung eingetreten sein müsse. Mich beschäftigte bereits der Gedanke meiner Rückreise, und ich erwartete, das quälende Gefühl mit mir nehmen zu müssen, welches uns erfaßt, wenn wir etwas Liebgewonnenes im Zustand des Verfalles oder peinlicher Ungewißheit verlassen müssen.

Da kommt an einem der letzten Morgen meines Aufenthaltes auf Spikerooge die Alte unangemeldet zu mir ins Zimmer. Ich erhebe mich halb vom Lager, und sie erweckt mich mit dem lauten, förmlich gellenden Rufe:

„Herr, Herr! der William ist todt, ist ein Selbstmörder!“

Während ich mich bebend ankleidete, suchte ich mehr zu erfahren, die Alte stieß mechanisch immer wieder dieselben Worte hervor, offenbar hatte ihr das unerhörte, in dieser Einsamkeit nie gekannte Ereigniß alle Fassung benommen. Ich traf mit dem Badearzt und dem alten Zollrath zusam-

men, wir stürmteu über den Sand nach dem Hause William's. Der Arzt wußte, daß er sich durch einen Pistolenschuß getödtet habe, der Zollrath sprach ein paarmal von Eugenie. So kamen wir an und schafften uns durch die dichtgedrängte Masse der Fischer, ihrer Weiber und Kinder Einlaß in das Schreckenshaus. Christine, welche mit starrem, thränenlosem, aber vom Schmerz ganz verändertem Gesicht im Flur stand, ließ uns eintreten. Wir fanden im untern Zimmer die Leiche des wackern, jungen Mannes, noch am Boden liegend. Eugenie in voller Verzweiflung über ihm! Der Beamte mußte von Christinen erfahren, daß ihr Bruder nach einem Wortwechsel mit seiner Braut aus deren Zimmer herabgekommen, und während sie sich in der Küche befunden habe, der entsetzliche Schuß gefallen sei. Die Pistole habe sie bei William schon einige Tage früher gesehen, aber nichts dabei gedacht, da ihr Bruder ja immer viel fremdes Geräth mit von Emden gebracht habe. Ueber den erwähnten Wortwechsel erfuhr der Beamte nur, daß Eugenie von William gefragt worden sei, ob Herr Leveillière wohl in Allem Recht haben möge, und sie darauf mit ja, ja, geantwortet habe.

Wir alle bemühten uns, entweder die herandrängenden Menschen zurückzuhalten, oder um die laut- und wortlose Eugenie. Ein entsetzlicheres Ringen nach einem Worte oder einer Thräne habe ich nie gesehen und möchte ich nie wieder sehen! Die Fernstehendsten waren tief erschüttert und der Arzt fürchtete einen Augenblick für Leben oder Verstand des unglücklichen Mädchens.

Eben geleitete er Eugenie nach einem Sessel, der in der Ecke des Zimmers stand, und gebot, die Leiche, von welcher sich das Mädchen nur schwer trennen ließ, auf Christinens Bett zu heben. Durch die Menschengruppe in der Nähe der Thür kam Leveillière, und ich trug kein Bedenken, ihm einige Schritte entgegen zu gehen. Der Franzose sah wirklich bestürzt aus und wollte mit einem Ausdruck wahren Schmerzes zu dem Bett hintreten. Plötzlich schleudert Eugenie die Hand des theilnehmenden Arztes, die sie sanft gefaßt hielt, weit hinweg, springt auf, ist mit drei Schritten neben Leveillière und ruft ihm mit klangloser, aber dennoch energischer Stimme zu:

„Ihr Werk, Ihr Mord, Leveillière! Freuen Sie sich, es ist meisterhaft gelungen, das Unglück unserer Verbindung abzuwenden!“

Leveillière sah uns unter Achselzucken und mit einem Blick an, der ungefähr sagen wollte:

„In solchen Augenblicken ist der Wahnsinn berechtigt!“

Aber Eugenie fuhr dringender, wilder und fortwährend auf William's Leiche deutend, fort:

„Sie tragen die Schuld an Allem! Sie sind gekommen und haben mich mit tausend Worten in die verlassene Welt zurücklocken wollen. Sie haben mir thörigte Zweifel und Bangnisse eingeflößt, Sie haben William an mir irre gemacht. Sie haben mir gesagt, daß es nicht möglich sei, daß William im Leben emporkomme, Sie haben ihm gesagt, daß ich nicht ausharren werde und könne, bis er am Ziele sei. Sie, und nur Sie, Herr Leveillière, haben Zwei-

fel gebracht zwischen uns, Sie haben William irr gemacht an mir. Auf mich hatte er sein Leben gebaut, Sie tragen mit mir die Schuld an seinem Tode.“

Ein krampfhaftes Weinen schloß der unglücklichen Eugenie die Lippen. Wir sahen auf Leveillière, er war ein wenig, aber ganz unmerklich erblaßt und äußerte gegen den Beamten:

„Es ist immer unglücklich, wenn der Zufall veranlaßt, daß man einige Worte Vernunft zu erregten Leidenschaften spricht. Aber auch nur ein Thor kann selbst darin eine Schuld finden! Adieu, meine Herren, Gott mit Ihnen, Eugenie!“

Eugenie hörte ihn nicht. Als wir sie endlich verlassen mußten, war sie noch in demselben dumpfen, entsetzlichen Zustande, selbst die Thränen schienen ihr keine wohlthätige Erleichterung zu gewähren. Wir sprachen auf dem Heimweg wenig, Leveillière, den wir trafen, und der uns Erklärungen machen zu wollen schien, wichen wir Alle aus. Wir begriffen den Zusammenhang des furchtbaren Ereignisses jetzt ziemlich. Leveillière war mit vernünftigen Vorstellungen zwischen Beide getreten, Eugenie hatte in einem unseligen Augenblicke seinen Worten zu viel Gewicht beigelegt, hatte, nachdem ihr die Gegenwart verleidet war, Furcht vor der Zukunft ausgesprochen. Und William, irre gemacht in seinen kühnsten Erwartungen, zweifelnd an seiner Liebe, für die er doch Alles, Heimatgewohnheit, Vertrauen der Nächsten und Jugendfreundschaft geopfert, faßte den Verzweiflungsentschluß. Freilich war es eine Schwäche, aber eine

Schwäche, die dem Menschen, der in neuen, fremden Verhältnissen der Ermuthigung bedarf, der statt dessen niedergedrückt wird, natürlich ist, und ewig sein wird, eine Schwäche, die Leveillière keine Rechtfertigung sein kann! —

„Die Geschichte ist zu Ende?" fragte Brand, der voll athemloser Spannung und mit gepreßtem Gefühl zugehört hatte.

„Nicht ganz", erwiderte der Rath. „Am Tage nach dem Begräbniß William's ging ich mit dem Zollrath nach dem Schifferhäuschen. Dieser hatte sich entschlossen, der armen, unglücklichen Eugenie ein Asyl in seiner Familie anzubieten. Wir traten in das niedere Zimmer und fanden Christine und Eugenie in Trauerkleidern und in wahrer Eintracht, die wir dem Schmerz allein zuschrieben, beisammen. Nach einigen Worten brachte der Zollrath seinen Antrag hervor. Eugenie hörte ihn mit Blicken, in denen der innigste Dank zu lesen war, an, dann aber entgegnete sie:

„Nein, nein, ich werde diese Insel nicht verlassen. Ich habe ein schweres, unendliches Vergehen zu sühnen. Wir sind unfähig zum Höchsten geworden, wir haben keine Liebe mehr! Wir können in der Erregung des Augenblicks noch Opfer bringen, aber wir fühlen ein Grauen, selbst der treuesten Neigung unser alltägliches Gewöhnen zu opfern. Wir sind schwach und kleinlich, ich war es, und daher meine Zweifel. Denn wenn William wirklich nicht erreichen konnte, was er erstrebte, wäre es mir nicht heiligste Pflicht gewesen, ihm dennoch treu zur Seite zu stehen? Ich weiß,

was Sie sagen wollen, meine Freunde. Aber ich will keine Beschönigungen, keine Entschuldigungen mehr. Ich will mich anklagen, hart und herb, wie ich's verdiene! Ich will es sühnen und bleibe auf diesem Eilande. Hier meine Schwester Christine wird mir den Platz unter ihrem Dache vergönnen, ich werde arbeiten, ich werde vielleicht durch mein Wissen den Kindern nützlich sein. Ein glanzloses, pflichtenvolles Dasein wird mein Vergehen dereinst aufwiegen und mich in Jahren wieder erheben. Leben Sie glücklich und der Himmel bewahre alle Herzen vor dem Kleinmuth und dem elenden Bangen um Nichtigkeiten! —

So schieden wir, Eugenie war nicht zu überreden. Wenige Tage später trug uns der Dampfer von Norderney wieder an's Land und ich habe weder die Tragödie meiner Badetage, noch die letzten schneidend wahren Worte der Schifferbraut vergessen. Das ist's, was uns fehlt, das ist's, was ich herzlos schelte und kleinlich in der Zeit. Die Opferwilligkeit mag noch so groß sein, die Opferfähigkeit fehlt, und wer Alles hingiebt, versteht darunter nie mehr einen Theil seines Selbst, sondern höchstens Dinge, die außer ihm liegen!"

Die Lampe war während der Erzählung Kern's tief herabgebrannt. Anna schien übermüdet, senkte den Kopf und Steinau erhob sich, um mit Brand in sein Zimmer zu gehen:

„Wir müssen uns morgen früh erheben, denn da ihr, wie Anna heut Mittag sagte, eine Wanderung nach dem

Rodenstein besprochen habt, und die Hausdorf'sche Familie an derselben theilnimmt, so wird man Reiterapell erhalten."

„Was heißt das?" fragte Brand.

„Nun, es wird gelten, früh fünf Uhr aufzubrechen!"

„Diesmal nicht", versicherte Kern. „Du hast uns Einiges von den Eigenthümlichkeiten Deines Freundes erzählt und in billiger Rücksicht darauf wollen wir um sieben Uhr hier versammelt sein!"

Man bot sich allerseits gute Nacht! erfreut, durch diese leichten Verabredungen nicht ganz mit dem Eindruck der Erzählung Kern's auseinanderzugehen. Doch wirkte dieselbe nach. Steinau, nachdem er Brand in sein Zimmer begleitet und ihm versprochen hatte, das Weckeramt für morgen selbst zu übernehmen, ging in sein Zimmer und saß lange Zeit am offenen Fenster, durch welches die kühle Nachtluft hereinzog. Seine Phantasie durchlebte die ganze Erzählung des Freundes noch einmal. Doch so mächtig sie ihn ergriff, er vermochte nicht dasselbe aus ihr zu verstehen. „Alles um sich —, heißt das nicht in tausend Fällen sich selbst aufgeben?"

Da pochte es noch leise an seiner Thür. Er sprang auf, um zu öffnen, Anna stand vor ihm und trat mit einigen Gegenständen seiner Einrichtung in's Zimmer. Steinau ließ sie, ohne etwas anderes, als ein inniges „danke" zu sprechen, in seinem Zimmer schalten. Die weibliche Sorge schien indeß nur der Vorwand zu ihrem Kommen, nachdem sie Alles still geordnet hatte, trat sie auf den jungen Freund zu und sagte bittend:

„Max, laß Dich nicht zu sehr durch Friedrich's Erzählung beeinflussen. Ich weiß, wie heftig und lebendig Du Alles bei Dir aufnimmst, und ich trage Sorge um Dich. Mag es doch gelten, daß die Pflicht über dem Glücke steht, für den Künstler ist es umgekehrt."

„Umgekehrt?"

„Was weiß ich, ich kann's nicht ausdrücken, wie ich's sagen will. Aber ich bitte Dich bei Allem, was heilig ist, halte Dein letztes Ziel fest im Auge. Sieh, ich glaube nicht allzulang zu leben, meine Gesundheit ist schwankend, aber ruhig werde ich Euch verlassen, wenn ich Dir ein Glück gesichert weiß. Ich könnte nicht von hier gehen, wenn ich dich statt auf den Höhen des Lebens, im niedern Kreis von Pflichten umhergetrieben wissen sollte. Max, versprich mir, daß dies nie geschieht!"

Steinau sah in das erregte Gesicht der Freundin, sah Thränen in ihren Augen glänzen und schlug mit einem innigen „Gewiß! gewiß" in die dargebotene Hand ein. Anna wünschte noch einmal gute Ruhe und ging glücklich nach ihren Zimmern, nicht ahnend, was ihr und dem Freunde dieser Augenblick bringen könne.

---

## Ein Tag auf den Bergen.

Morgenwandrung in Morgenfrische! Noch immer ist die volle Poesie des Außenlebens, der Schimmer des reinsten Genusses, der Klang der Jugendlust in Dir und um Dich! Das Dampfroß braust durchs Thal, hundert Fabrikschlote treiben den Rauch wirbelnd in die blaue, kühle Luft, im weiten Bogeu aber stehen die Waldberge lockend frisch und grün wie immer, Purpurstreifen färben die Wolken, thaublitzend liegen die Wiesen, von den Bergabhängen bis zu den Waldschluchten des Thals füllen wogende grüne Felder die weite Landschaft. Mag der Bach, wo er durch die Ebene fließt, Mühlen oder das tausendzähnige Getrieb der Spinnereien bewegen müssen, — wenige Schritte bergaufwärts ist er frei und bildet schäumende Strudel, wenn das weiße Gestein seines Grundes in Blöcken emporragt. Mag unten der schrille Pfiff der Eisenbahn und das Getöse der Räder andere Klänge übertäuben, wenige Schritte bergauf steigen die Lerchen aus den letzten Feldern, über den Farrenkräutern surren unzählige Insecten und im Birkenholz, das hier den Nadelforst umsäumt, widerhallen alle Stimmen des Waldes. Frischer, würziger Harzduft mischt

sich mit dem süßen Hauch, der von den frisch gemähten Rainen und Waldwiesen herüberweht und den die Wandrer zum Rodenstein, im Schatten einer mächtigen Eiche, die am Abhang der Felsen steht, begierig einsaugen. Sie schauen noch den Pfad hinunter, der sie vom Haltepunkt der Eisenbahn, zwischen duftigen Kleefeldern und grünem Gebüsch, zu dieser Eiche geführt, und zürnen der modernen Eisenbahn nicht. Im Gegentheil, sie sind erfreut so rasch vom Ausgang der Stadt, welche in der Ebene mit der Masse ihrer rothen Ziegeldächer schimmernd liegt, an den Aufgang zu den Bergen gelangt zu sein. Sie haben nach sieben Uhr die Stadt verlassen, jetzt zeigt die Thurmuhr von Rodendorf, die Kern's scharfes Auge im seitab liegenden Thalgrund erkennen kann, erst auf halb acht. Man wird lange, ehe der Mittag herankommt, auf der Höhe des Rodensteins sein. Und so folgen die Glieder der kleinen Gesellschaft gern dem Rufe Anna's zum Frühstück. Sie finden übertriebnen Luxus in der reichen Ausstattung und lagern sich um die schimmernden Damastdecken, die über den grünen Rasen gebreitet werden, auf Plaids und Tücher, so gut es gehen will. Die Morgenluft und der kleine Weg, den man schon zurückgelegt, das Beispiel der Andern und der einfache fränkische Wein, erhöhen den Appetit. Bald ist das Frühstück beendet, der Führer oder Träger packt das Geräth in seinen mächtigen Korb und stützt seinen Knotenstock auf, als gält es zehntausend Fuß zum mindesten. Man eilt empor, zunächst auf einem vielgeschlungenen und von trockenen

Nadeln beinahe schlüpfrigem Waldpfade. Die Gesellschaft bestand aus zwölf Gliedern, sieben Herren und fünf Damen. Unter den Herren: Rath Kern, Steinau, Brand und einige jüngere Beamte, unter den Damen neben Anna und den Frauen der Hausdorf'schen Familie ein junges Mädchen, die zum Besuch ihrer Freundin Mathilde Hausdorf aus der Residenz gekommen war. Steinau, als er ihren Namen Clara Wohlbrück vernahm, wendete sich etwas erschrocken nach seinem Freunde Brand. Auch sah er gleichzeitig eine starke Röthe im Gesicht des schönen Mädchens aufsteigen, sie war des Musikers ansichtig geworden. Aber Brand bewährte diesmal ziemlichen Tact. Er begrüßte augenblicklich Clara als seine liebe, werthe Schülerin, half ihr damit über das Peinliche dieser Wiederbegegnung und gab Steinau einen Wink, sich in der Nähe des Mädchens zu halten Dieser folgte der Andeutung um so lieber, als er jede weitere Begegnung mit Brand abzuschneiden wünschte. Er sagte sich gern, daß sein Freund in den letzten Tagen größere Festigkeit gezeigt habe und begriff auch, daß ein Mädchen wie Clara wohl einmal einen Moment überwallen könne, dann aber gegen sich selbst um so strenger sei. Aber selbst wenn nichts zu fürchten war, so lockte ihn die Gesellschaft der Fremden. Anna beschäftigte sich heute anhaltend mit Brand und dessen Zukunftsplänen, und den Damen der Hausdorf'schen Familie konnte Steinau leicht den erwarteten Tribut in Worten darbringen, während er, dicht an der Seite Clara's, zuweilen dieselbe stützend, dem Führer folgte.

Aus den Zügen des jungen Mädchens war jede Spur des vorhergegangenen flüchtigen Unmuths, der sie beim Anblick Brand's befiel, verschwunden. Sie sog die frische Morgenluft gleichsam ein und trieb immer rascher vorwärts. Alles: ihre graziösen raschen Schritte, ihr lebendiges Gespräch, bei dem um den Mund stets alle Linien in Bewegung waren, ihr munter glänzendes hellbraunes Auge, ihr frisches, rosiges Colorit, die runden, schwellenden Formen, die das leichte Sommerkleid nicht verbarg, sprachen für eine überquellende Lebensfülle. Und es schien gleichsam, als werde dieselbe aus langem Druck befreit, als müsse das Mädchen auch äußere Zeichen dieser Befreiung haben. Sie gab bereitwillig ein leichtes Tuch von ihren Schultern an Steinau ab, sie löste die Bänder des runden Strohhutes und trug ihn in der Hand. Die Sonne, welche nur mit einzelnen Streifen durch das dichte Grün blickte, ließ ein und den andern derselben über ihr üppiges goldbraunes Haar fallen. Ihr Gesicht aber wurde von einem seligen Lächeln verschönt, welches nicht nur die Allen gemeinsame Freude, sondern ein Entzücken neuer, ungekannter Freiheitslust aussprach. Bei Niemand verkörperte sich das frische Gefühl, das alle unsre Waldwanderer überkam, wie bei Clara. Sie freute sich, als der Weg beschwerlicher und steiniger wurde, von Felsblock zu Felsblock springen zu können; sie riß mit launigem Uebermuth die breitesten und feinzackigsten Farrenkräuter ab, die am Wege standen, und versuchte Fächer aus ihnen zu bilden. Dabei war sie dennoch stiller als die Andern, besonders als ihre beiden

Genossinnen, Mathilde und Ottilie Hausdorf, welche alle Reminiscenzen aus Weber'schen und Flotow'schen Opern, die ihnen beifielen, dem Walde zum Besten gaben.

„Sehen Sie wie das Blut bis zu den Fingerspitzen fließt", sagte Clara zu Steinau und befreite ihre kleine Hand von dem halbseidnen Handschuh, der sie seither bedeckte. „Man fühlt endlich, endlich einmal die Wirkung der Luft und des Frühlings. Sie sind so glücklich stets hier zu leben, in wenigen Stunden alle ihre schönen Berge erreichen zu können. Sie wissen nicht, was es heißt, Jahr um Jahr eingesperrt zu leben, den ewigen Cirkel um die Promenaden zu machen und Spazierfahrten auf staubiger Chaussee für besondere Vergnügungen zu rechnen. Ich lerne die Freude solcher Partieen heut erst kennen und Sie müssen mir schon vergeben, wenn ich dann ein wenig ausgelassen bin."

Steinau hörte mit Theilnahme zu. Die Verhältnisse im Wohlbrück'schen Hause waren ihm, bei vielem Verkehr in allen Kreisen der Residenz, nicht fremd geblieben. Er wußte sehr gut, daß die Familie unter dem Drucke eines ebenso strengen als launenhaften Hausherrn seufzte, und es rührte ihn beinahe, wie Clara den innersten Beweggrund ihrer Freude den Fremden nicht allein, sondern auch sich selbst zu verschweigen suchte. Er erwiderte darum nicht, daß auch in den Umgebungen der Residenz derselbe Genuß, dieselbe Freiheit des Daseins möglich sei. Vielmehr bemühte er sich, das Glückgefühl des jungen Mädchens zu erhöhen, indem er sie zu lichten Stellen führte, welche Fernsichten

oder einen Einblick in die weiten bewaldeten Thalkessel gewährten, an denen der Abhang hinführte. Man stieg jetzt höher und höher. Der Rodenstein, ein mächtiger, mit Kiefern bestandener Fels bildete gleichsam nur einen Aufsatz des breiten Bergjoches, welches unter den Namen der Sorbensäulen stundenlang und hundertfach zerklüftet, als Hauptzug des ganzen Sandsteingebirges erschien. Ein breites Plateau mit riesigen Felsblöcken förmlich besät, eröffnete sich bevor der eigentlich steile Aufweg begann und wiederholte sich auf seinem Gipfel im kleinern Maßstabe. Der letzte Pfad war nicht ohne Schwierigkeit. Selten betreten, und ziemlich willkürlich und oft verändert, schien er stets auf die gute Stimmung aller Kommenden zu rechnen. Die zerstreuten und abgelösten Felsstücke waren so hoch, daß ihnen die Frauen einstimmig den Ehrennamen von Stufen verweigerten, das Buschwerk bildete einigemale grüne Thore, welche Kern mit aller Macht bei Seite schob und dann raschelnd hinter der Gesellschaft wieder zuschlug; die Kiefernadelstreu war gehäufter als weiter thalab und glitt unter den Füßen weg. Einer nach dem Andern wand sich empor, man reichte sich zu gegenseitiger Unterstützung die Hand und lachte laut auf, wenn drei Schritte vorwärts gelegentlich um vier zurückbrachten. Am Ende gelangte man dennoch auf die Höhe und durfte sich die kleinern Risse von dornigen Sträuchern und die keuchenden Athemzüge, von denen die Vorwärtsbewegung begleitet war, nicht verdrießen lassen.

Aber mit dem letzten tiefen Athemzuge entströmte auch

ein freudiger Laut jedem Munde. Das höchste breite Plateau des Rodensteines war erreicht und die Ebene mit Städten und zahllosen Dörfern lag sonnig unter ihnen. Der Tag war nicht vollkommen klar geblieben, weiße schwüle Dünste zogen gleichsam Vorhänge um die Seitenblicke nach den Bergzügen.

Was indeß gerade vor und unter den Füßen der Gesellschaft lag, belohnte allein die Mühen des Weges, und das vielfarbige prächtige Bild nahm eine Viertelstunde lang die Aufmerksamkeit allein in Anspruch.

Nur Clara hatte keinen Augenblick Ruhe. Sie versuchte einen noch höheren Standpunkt zu gewinnen und kletterte auf die Felsenstücke, die auch hier vielfach gethürmt lagen. Zahlreiche darunter bildeten groteske ungeheuerliche Figuren, Götzenbilder, geflügelte Rieseneidechsen der Ichthyosaurenperiode mochte die Phantasie in ihnen erkennen. Mit fröhlichem Gelächter nahmen Alle die Erklärungen auf, welche Kern zuerst im pathetischen Führertone und dann, plötzlich umspringend, in der wissenschaftlichen und feinen Weise eines naturforschenden Hofraths machte.

Steinau aber folgte während dieser Scherze allen Bewegungen Clara's. Seit einer Stunde hatten ihn die Träume, welche er seit den Abenden bei der Fürstin Dalowska mit sich trug, verlassen, alle Schatten und dämmernden Bilder waren aus seiner Phantasie verschwunden und mit einem ungetheilten Interesse verweilte er bei dem frischen, gleichsam erwachenden Leben des jungen Mädchens.

Er äußerte gegen Kern:

„Ist nicht die plötzlich erwachende und nun entzückend überquellende Lebensfrische dieses Mädchens ein wahrer Hymnus auf die Natur und die Freiheit in derselben, ein Lobgedicht auf unser Leben?"

„Höre", sagte der Rath sehr angenehm dabei lächelnd, „mir scheint, daß Du diesem Gedicht mit vollem Entzücken lauschest. Nimm Dich in Acht, man kann in gewissen Gedichten zu viel lesen und bei Poeten zumal ist das eine gefährliche Sache!"

„Gefährlich, ei, das Schöne wird nie gefährlich", erwiderte Steinau fröhlich und eilte den drei jungen Damen nach, welche Grotten in dem Felsen entdecken wollten. Anna, die neben Brand stand, grüßte er im Vorüberlauf und sah bei seiner Hast die mißmuthige Miene nicht, mit welcher die Freundin ihm nachschaute.

Brand aber setzte mit dem Eifer, der ihn seit einigen Tagen charakterisirte, seine praktischen Wege fort. Er hatte durch sein liebenswürdiges Geplauder die Meinungen der Gesellschaftsmitglieder für sich gewonnen, die Damen freuten sich, an Stelle des seitherigen, grämlichen und pedantischen Organisten, einen jungen Künstler, der Concerte zu geben und einen Musikverein zu leiten im Stande sei, zu erhalten. Der junge Rathsherr aber, welcher sich bei der Gesellschaft befand, und einige Jahre in der Residenz gelebt hatte, sowie der Rath und seine Frau wußten, daß Brand ein wahrer Künstler sei und jede Probe, die man ihm an entscheidender Stelle abfordern

werde, mit Leichtigkeit bestehen könne. Sie behandelten sonach die Hauptfrage, Brand's Ernennung zu der gewünschten Stellung, als erledigt und besprachen mit Lebhaftigkeit alle Mittel und Wege zur Erweckung wahrhaft musikalischen Sinnes und Lebens in der Kleinstadt. Otto Brand ging mit so viel Feuer auf jeden Vorschlag ein, daß der Rath sich die Bemerkung „Nicht zu viel anfangen und für den Anfang nicht zu viel hoffen!" nicht versagen konnte.

Der Rath schien überhaupt der Einzige zu sein, welcher heute zu keiner vollen Befriedigung gelangte. Denn während seinem festen, beinahe schwerfälligen Wesen das lodernde Strohfeuer in der Thatkraft Brand's nicht ganz zusagen wollte, bemerkte er auch einen Ausdruck von Verstimmung auf dem Gesicht seiner Gattin. Er ging zu ihr und fragte sie:

„Ist die Partie nicht nach Deinem Geschmack, Anna? Nicht frei, nicht leicht, nicht heiter genug?"

„Gewiß erfreue ich mich an allem", erwiderte Anna. „Nur Steinau macht mir Bangen, er faßt wieder einmal zu schnell Interesse."

„Zu schnell, Anna? Ich kann es nicht finden und ich weiß, daß Du Andern gegenüber solche Vorurtheile nicht hegst. Weil wir einmal dahin geführt sind, laß mich's gleich sagen, es kann nicht ganz so fortgehen zwischen Steinau und Dir. Er ist nicht mehr der poetische Knabe, der zu uns kam und dem jeder Anhalt für jeden Augenblick nothwendig war. Er ist ein Mann geworden! In

allem Ernsten des Lebens, in seiner Tiefe ist er mein und Dein Freund, er wird nichts thun ohne uns. Auf der Oberfläche aber muß er frei sein. Es kann nicht so bleiben und es ist bereits nicht mehr wie es war. Er faßt Interessen, er hegt Wünsche, die nicht die unsern sind. So soll es auch sein. Ich denke, sein Antheil an Fräulein Wohlbrück ist für den Tag auf den Bergen, und dabei sehe ich nur Gutes und Angenehmes für Beide. Wär' es aber oder würd' es — denn von einem ist sprechen wir ja doch nicht — auch ernster, ich wüßte nichts daran zu tadeln!"

Der Rath wendete sich, indem er dies sprach, von Anna weg zu Frau Hausdorf, welche ihn freundlich erinnerte, daß man wohlthun werde, auch an den Mittag zu denken. Seine Pflicht als Leiter der Partie sei es, den jungen Schwarm zurückzurufen:

„Meine Mädchen und Clara Wohlbrück wären im Stande so lange durch die Schluchten zu klettern, bis sie Hunger und Müdigkeit zurücktriebe. Dann aber könnten wir stundenlang warten und um den Heimweg möchte es übel stehen!"

Die weitschallende Stimme Kern's rief die Gesellschaft wieder auf einen Felsenvorsprung zusammen.

„Jetzt, meine Herren und Damen" sagte er „lade ich Sie sämmtlich in unsere Naturküche ein. Sie werden nach dem pomphaften Namen Küche jedenfalls ein glänzendes Diner erwarten, ich muß jedoch die Mangelhaftigkeit unserer Einrichtungen bekennen. Dieselben wollen

nichts mehr und nichts weniger als das Kochen von Eiern und dem himmlischen Mokkatrank, welcher nach dem Diner folgt, gestatten."

Alles lachte über den Ton des Raths, der einen berühmten Heldenschauspieler der Residenz treffend nachahmte.

Man folgte ihm wenige Schritte über das Felsplateau hinweg, eine Einsenkung, dem Anfange eines Engpasses ähnlich, bildete den steten Rastort aller Gesellschaften. Hier waren die Felsblöcke mit Moos bewachsen, von überhangenden Büschen beschattet, ein Quell fand sich etwa hundert Schritte tiefer. Die eine Felswand war, durch die stete Benutzung als Küche, schwarz angeraucht, die andere, an welcher man sich lagerte und die den Hintergrund eines improvisirten Zeltes abgeben mußte, verstärkte den Eindruck des Zigeunerlagers. Anna öffnete die reichen Vorräthe, welche der Führer heraufgebracht hatte und Clara Wohlbrück stand ihr rasch bereit bei. Kern sah dabei mit Verdruß und Steinau mit einiger Aengstlichkeit wie scharf die Räthin jeden Zug und jede Bewegung des jungen Mädchens beobachtete. Weiter ward die Fröhlichkeit nicht gestört, man erfrischte sich an dem Mahl, brachte Gesundheiten aus, lachte viel über Brand, welcher diensteifrig die Gläser füllen wollte und die Hälfte des Weines in den Sand verschüttete und gestand nach einem langen, scheinbar heftigen, aber immer scherzhaften Streit, daß die vielen Mahlzeiten von einer Landpartie untrennbar geworden wären. Steinau spann das Thema geflissentlich fort — Clara Wohlbrück war

unter seinen Gegnerinnen. Sie versetzte sich beinahe in Eifer, als er leicht hinwarf:

„Ohne gute Gesellschaft, ohne fröhliches Lachen läßt sich kein Ausflug hierher denken.“

„Ich meine doch,“ erwiderte Clara eifrig. „Sind Sie nie allein hier gewesen? Muß es nicht köstliche Morgen dort unten in den Waldschluchten geben? Und läßt sich der Mittag, wenn die Schwüle über den Nadelwald steigt, angenehmer verbringen als in dieser Grotte?“

Steinau hatte dies Alles selbst erfahren. Doch entzückte ihn das Aufleben des Mädchens an der Natur so, daß er weiter stritt, um sie sprechen zu hören. Clara war indeß feinfühlig, und sobald sie sein Interesse bemerkte, suchte sie zu verstummen. Dies ward ihr indessen schwerer, als sie selbst geglaubt hatte. So sehr ihr Steinau's Wesen eigentlich zusagte, so wurde sie dennoch ihm gegenüber von einer gewissen Befangenheit nur auf Viertelstunden frei. Dann kehrte ihr immer wieder die Erinnerung an einen Morgen zurück, wo sie sich vergessen. Der darum wußte, stand hier, wenige Schritte weiter neben ihrer Freundin Ottilie. Clara rechnete nicht sehr auf seine Verschwiegenheit. Sie wußte, daß Steinau zu Brand's nächsten Freunden gehöre und fürchtete, derselbe möge von jener leidenschaftlichen Erregung unterrichtet sein. Sie schämte sich derselben nicht eigentlich. Freilich hatte sie über den Brief, den ihr Brand nach Steinau's Rath geschrieben und worin er offen von seiner Beziehung zu Hortense Brizeux erzählte, bitter lächeln müssen. Von

jenen ersten flüchtigen Aufmerksamkeiten her, die Brand seiner jungen Schülerin erwiesen, hatte sie Neigung für ihn gehegt. Er war auch der einzige frische und natürliche Mensch, der im Hause ihres Vaters verkehrte, sein Künstlerthum erschien noch bestechender an einem Orte, wo man mit beleidigender Plumpheit den Gelderwerb als das allein menschenwürdige Thun zur Schau trug. Clara hatte sich bitter getäuscht, über die Beständigkeit, die Energie des Musikers und fand ihn fremd geworden, als sie nach jahrelangem Zögern und Zagen endlich wagte die Schranken der Gewohnheit zu durchbrechen. Der bittere Schmerz übte doch eine heilsame Wirkung. Sie war entschlossen nur sich zu vertrauen und von Niemand sonst Befreiung aus dem entsetzlichen Drucke ihres täglichen Lebens zu erwarten.

Auch war Clara jung genug, — mit neunzehn Jahren fließt das Blut rascher, findet die Hoffnung leichter Eingang in die Seele, schafft die Phantasie neue Bilder an Stelle der zerstörten. Eben noch grübelte das schöne Mädchen über ihre gleich peinlichen und traurigen Erinnerungen, als die Munterkeit der Andern sie wachrief, eine Thräne im Auge und Lächeln auf den Lippen, folgte sie ihren Freundinnen, die von Brand und Steinau geführt, an der Quelle in eine tiefliegende Waldschlucht hinabstiegen.

Die Mannichfaltigkeit, welche im Gegensatz zu der fruchtbaren, aber einförmigen Ebene in diesen Bergthälern herrscht, wurde durch den eingeschlagenen Weg bezeugt. Nur ein paar hundert Schritte, und der Nadelwald wies immer

lichtere Laubgruppen auf, längs des Baches ward das Unterholz dichter und dichter, und am Ende umgab ein völliger Buchenwald die Schlucht oder das kleine Thal, welches hier zwischen die Felsen hineingedrängt schien. Der Bach trieb eine Mühle, die dicht an den Felsen herangebaut war. Vor dem Eingang stand ein riesiger Nußbaum und eine Reihe Akazien, deren späte weiße Blüten anmuthig aus dem Grün blickten. Das Ganze war wiederum ein kleines Bild voll Reiz und Eigenthümlichkeit. Die jungen Mädchen konnten aber dasselbe nicht mit dem Behagen aufnehmen, wie die Aussicht vom Morgen. Zwischen Clara und Steinau, welcher fortdauernd neben dem Mädchen blieb, war ein Gespräch aufgenommen worden, das ernst, zu ernst für den sonnig glänzenden, lichtblauen heitern Junitag zu werden drohte Umsonst haschten die Freundinnen Clara's, Brand und die jüngern Beamten nach Schmetterlingen und Libellen, welche sich über dem Bach und auf den Ufergräsern wiegten. Bei einer Wendung der Rede hatte Steinau geäußert, der Mensch halte sein Schicksal in der Hand. Nur ein Thor könne dasselbe verscherzen, nur eine untüchtige und energielose Seele völlig zu Grunde gehen. Clara fühlte sich von dieser Aeußerung peinlich berührt; sie kam ihr herb, hart, ja frevelhaft vor. Steinau's schlichtes, gewinnendes Wesen, seine hervortretende Herzensgüte schienen ihr unter solchen kurzen, überaus bestimmten Worten zu leiden. Sie widersprach mit großer Wärme, wurde aber von Niemand unterstützt.

Was sich bei Clara während des Wortwechsels regte,

hätte sie sich selbst schwerlich erklären können. Sie war gewöhnt von den jungen Männern, die im Hause ihres Vaters verkehrten, Aussprüche zu vernehmen, denen sie innerlich widerstrebte, ohne daß dieselben sie in dieser Weise berührten. Aber für Steinau hegte sie bereits ein Interesse. Nur mit äußerstem Widerstreben hätte sie sich bei seiner neuentdeckten Härte mit dem leidigen Trost, es sei nun einmal so, begnügen mögen. Und diesmal stritt der junge Mann nicht nur mit dem Interesse, Clara's schönen Mund in äußerster Lebendigkeit und ihr Auge in gedoppeltem Glanze zu sehen. Genau so gleichgültig, als er an den Schönheiten des Pfades vorüberschritt, war er jetzt für die Reize seiner Nachbarin. Dieselbe hatte keine Ahnung davon, daß ein Theil seiner Auseinandersetzungen Brand gelte, und bemerkte nur, daß ihr neuer Bekannter mit Leidenschaft seinen Satz festhielt:

„Was müßte das für ein Schicksal sein — Krankheit nehm ich aus! — welches einen Mann so beugen könnte, sich selbst aufzugeben! Hat doch der Lasterhafte in seinem Willen die Fähigkeit umzulenken."

„Aber," wendete Clara ein, „können denn nicht unselige Begebnisse einen Menschen Kraft und Muth für sich rauben?"

„Nein und aber nein!" rief Steinau. „Das alles sind die Entschuldigungen derer, denen es am Willen fehlt. Es giebt kein Unglück, welches nicht zu überwinden wäre!"

„Selbst der Tod von Lieben?" frug Clara dazwischen.

Steinau war einen Augenblick betroffen. Aber die natürliche Lust, Recht zu behalten, veranlaßte ihn doch zu erwidern:

„Auch der Tod von Lieben nicht. Gerade die edelsten Naturen, die ich kenne, die den Schmerz am wahrsten und tiefsten gefühlt haben und nie ganz von ihm loskommen, büßten doch darüber die Lebensenergie nicht ein. Nein, Fräulein Clara, diesmal führt Sie Ihre Theilnahme an den Menschen zu weit. Es giebt nichts in der Welt, was einen Mann auf immer abhalten könnte, seinen Weg zu gehen. Schwächlinge, Thoren, Träge, Eitle und Verdorbene reden allein von einem Unglück, welches den Menschen unfähig macht, sich aufrecht zu erhalten."

Beinahe höhnisch war Steinau's Ton geworden. Das junge Mädchen fühlte sich erkältet, sie warf nur kurz hin:

„Nach Ihren Aussprüchen bedürften wir keiner Gewißheit eines Höheren, als wir selbst. Wir hätten nie das Bedürfniß des Trostes und der Liebe, jeder fände sich mit jedem selbst ab, aus eignem Willen und aus eigner Kraft! Wie trostlos!"

Steinau wollte eben etwas entgegnen, was diese Consequenz Clara's berichtigen mußte. Aber gleichzeitig wurde das Gespräch unterbrochen, Brand, der vorausgeeilt war, deutete auf eine seltsame Gruppe.

An einen der mächtigen, halb erstorbenen und ausgehöhlten Weidenstämme, die hier den Weg am Bache einfaßten, gelehnt, saßen eine alte Frau und ein junger Bursch von siebenzehn bis achtzehn Jahren. Die Frau

unterschied sich in nichts von den Weibern, welche man heute in Rodendorf und sonst in allen Orten der Gegend getroffen hatte. Sie zeigte vergelbte, vielgefaltete und etwas stumpfe Gesichtszüge, schien sehr arm und trug den blauleinenen Rock nnd das rothe Brusttuch von der geringsten Art, die Füße waren völlig unbekleidet, keine Kopfbedeckung schützte sie vor der stechenden Sonne. Das dünne weiße Haar war in einen Knoten, den ein altes schwarzes Band festhielt, vereinigt. Schweißtropfen bedeckten das fleischlose Gesicht. Clara Wohlbrück sah jedoch sofort, daß die Alte mit ihrem Kopftuch das Gesicht des jungen Burschen bedeckt hatte, der halb an den Weidenstamm halb an ihr vorgeschobenes Knie gestützt, zu schlummern schien. Wie sie die Schritte über sich vernahm, weckte sie den Schläfer sofort und bedeckte mit dem Tuch ihren greisen Kopf. Der Bursch, welchen sie solche Aufopferung bewies, war bleich und beinahe schwindsüchtig anzusehen. Im Gesicht sprach sich eine Aengstlichkeit und Scheu aus, die durch die unstät umhergehenden Augen noch ausgeprägter ward. Das dichte blonde Haar war rein und sorgfältig gehalten, auch seine Kleidung, leinene Jacke, ein grobes Hemd und weite blaue Beinkleider, vom Stoff der hier üblichen Frauenröcke, zeigte sich in verhältnißmäßig gutem Stand. Am meisten fiel dem beobachtenden Blick Steinau's die feine, weiche Hand des Burschen auf. Derselbe konnte sich mit keiner Arbeit befaßt haben.

Die Alte erhob ihre Blicke nach der Gesellschaft.

„Für den armen Christian!" sagte sie bittend und streckte die Hand in einer Weise aus, als sei sie des Almosens gewiß. Clara und ihre Begleiterinnen, Brand, Steinau und die übrigen Herren reichten ihr beinahe gleichzeitig kleine Geldstücke.

„Ist der arme Bursch krank?" fragte Brand gutmüthig.

„Krank — nein!" sagte die Alte und deutete auf ihre Stirn.

Der Bursch hatte sich erhoben und war, sichtlich scheu vor der Gesellschaft, zur Seite in die Büsche gelaufen.

„Er ist geisteskrank?" meinte Steinau, indem man sich zum Gehen anschickte.

„Er kann nicht froh werden!" versetzte eintönig die Alte, und die Art, in der sie es sagte, klang fast schauerlich.

Eben kam ein junger Asessor, ein Theilnehmer der Partie, den Waldpfad herab den Andern nach. Er hörte noch, was die Alte sagte. Vom Streit zwischen Clara und Steinau hatte er wegen seines Zurückbleibens nichts vernommen. Er winkte die jungen Männer und Mädchen ein wenig seitwärts und sagte dann:

„Wenn Sie je einen Armen reichlich bedenken, so lassen Sie es den armen Christian sein. Die Geschichte dieses Menschen ist eine der unglückseligsten, welche sich je zugetragen, und ich kann den Burschen nie ohne Mitleid sehen."

„Was ist's mit ihm?“ forschte Steinau, während die Mädchen noch einmal Gaben sammelten.

„Sehen Sie die Buschmühle dort bei den Akazien!“ sagte der Assessor. „Sie gehörte dem Vater des Christian, der da mit seiner Muhme, die Frau war schon längst, in der frühesten Kindheit des Burschen gestorben, und seinem Sohne hauste. Der Müller war ungesellig, ungastlich, unfreundlich. Kein Wunder, denn er hatte sein Vermögen herabgebracht und galt für tief verschuldet. Christian indessen litt unter dem Vater wenig, seitdem er ihn zur Schule geschickt und der Lehrer ein gewisses Gefallen an dem Knaben gefaßt hatte, ließ der Müller gern geschehen, daß sich dieser mehr in dem Schulhaus als in der Mühle aufhielt. Zu dem Gewerbe, welches Markert — so hieß der Müller — heimlich begonnen hatte, taugte es nicht, Zeugen zu haben. Die Grenzlinie bestand noch, und für den Schmuggelhandel braucht es immer kecker Gesellen. Markert ließ es an Keckheit, ja Verwegenheit nicht fehlen. Die Behörden kamen oft mit ihm in Berührung, bestraft konnte er eigentlich nie werden, trotz der vielen Nachsuchungen in seinem Hause.

Andere Verbrechen als die Pascherei waren und sind in diesem Stück der Landschaft selten. Sie können sich sonach das Entsetzen denken, als eines Morgens sich die Kunde verbreitet, der reiche Bergmüller von Ettisdorf, der Grenze zunächst, sei in der Nacht ermordet worden und das in der Unterstube seines Hauses, während er Geld

zählend noch am Tische gesessen. Die Familie hatte sich oben zu Bett begeben, die Hausthür war fest verschlossen gewesen, man fand sie offen, aber ohne eine Spur von Gewaltsamkeit. Keiner der Hunde, die der Bergmüller zahlreich im Hofe hielt, hatte angeschlagen, keine Spur fand sich, verdächtige Leute genug wurden eingezogen, Niemand konnte festgehalten werden. Ungewöhnlicher Geldverbrauch kam in der ganzen Umgegend nicht vor. Der Buschmüller Markert zahlte eine Schuld in der Stadt mit harten Thalern, ein Verdacht blitzte auf. Aber unter der Hand eingezogene Erkundigungen erwiesen, daß Markert am Abend des Mordes bereits in der Stadt gewesen war, daß er in den Wochen vor Zahlung seiner Schuld alle Außenstände in der Gegend dazu eingefordert und sie nach Bauernsitte größtentheils in Thalern empfangen habe. Ueberdies gehörte der Müller zu den ältesten Freunden und Kameraden des Ermordeten. —

Ich war eben in das hiesige Gericht eingetreten und fungirte als Beistand des Untersuchungsrichters. Aber unsere Weisheit war beinahe erschöpft, Alles, was sich noch thun ließ, bestand darin, unsern Landreitern ein wachsames Auge einzuschärfen. Ueber sechs Wochen vergingen, als eines Tages der eifrigste unter den Landreitern im Gebüsch, ganz nahe der Ettisdorfer Bergmühle, eine alte Pelzmütze, wie sie die Landleute hier tragen, findet. Der Landreiter denkt natürlich sofort an eine Spur. Was aber mit der alten Mütze thun? In ihm blitzt ein kluger,

mir fast teuflischer Gedanke auf. Er geht geradenwegs zur Schule von Ettisdorf und tritt ein: „Kinder, ich habe eine Mütze gefunden, gehört sie einem von euren Vätern?“ Einige Minuten sahen sämmtliche Knaben die Mütze starr an, dann ruft es aus den vordersten Reihen: „Die Kappe gehört meinem Vater!“ Der Knabe, der sprach, war Christian Markert, der Sohn des Buschmüllers.

Er habe seinen Vater verrathen. Der Verdacht durch die Mütze war freilich gering, aber einmal zurückgelenkt auf den Buschmüller, ergaben sich bald weitere Umstände; kurz, nach langer peinlicher Untersuchung stellte sich heraus, daß Markert am Abend zwar in die Stadt gekommen sei, dieselbe in später Stunde aber wieder verlassen hatte, um sich nach Ettisdorf zu wenden. Der geldzählende Bergmüller hatte dem alten Bekannten selbst die verschlossene Hausthür geöffnet, die Hunde gegen ihn nicht angeschlagen. In der Stube sprach Markert den Ettisdorfer um ein Darlehn an und als der es weigerte, schlug er ihn mit dem schweren Bleiknopf seines Stockes nieder, riß einen Sack mit eingezählten Thalern an sich, ließ die andern liegen und flüchtete durch das Gebüsch, wo er seine Mütze verlor. Unbemerkt kam er in seine Mühle, vergrub hier im Geräthschuppen das Geld, versah sich mit anderer Kopfbedeckung und eilte dann wieder zur Stadt. Der Raub fand sich unangetastet. Der Verbrecher gab an, er habe in spätern Jahren seiner Mühle emporhelfen und Christian etwas Nennenswerthes hinterlassen wollen.

Nach Verlauf der Untersuchung lautete das Urtheil auf Tod, und vergeblich suchte das hiesige Gericht in den höhern Instanzen eine Milderung zu erwirken.

Der unglückliche Knabe, welcher mit seiner offenherzigen Plauderei seinen Vater verrathen, hatte im Anfange keinen Begriff von dem, was er gethan. Es wäre das Beste gewesen, wenn man ihn aus all seinen Umgebungen entfernt und sich seiner angenommen hätte. Statt dessen ließ man ihn hier bei seiner Muhme — eben der alten Frau, welche Sie gesehen haben, — und er erfuhr nach und nach die Umstände des Mordes, der Untersuchung, und die Hinrichtung seines Vaters. Er begriff — und die Rohheit der Menschen sorgte dafür, ihn begreifen zu lassen, — daß die ihm listig entlockte Angabe für seinen Vater der Beginn des Endes gewesen sei. Von dieser Zeit an gerieth er in eine Art träumerischer Versunkenheit. Er war nicht mehr zur Schule zu bringen, kaum konnte seine Confirmation ermöglicht werden; die bei dieser Gelegenheit versuchten Zureden des Pfarrers glitten spurlos an ihm ab. Wochen lang kann er sich still und scheu in den Feldern und hier am Rain umhertreiben, nie wagt er sich weiter als die Marken seines Geburtsortes reichen, in den eigentlichen Wald nun schon gar nicht. Zu einer Beschäftigung ist er gar nicht zu veranlassen. Sein Verstand ist nach vielen Richtungen unentwickelt, aber im Grunde nirgend zerstört, ich habe nicht einmal entdecken können,

daß er sich viel mit traurigen Bildern beschäftige. Es ist ein unklares Schuldgefühl, welches ihn unablässig bedrückt und welches bis jetzt keine Tröstung, kein religiöser und verständiger Zuspruch beseitigen konnte. Es sind selbst von der Behörde aus viele vergebliche Versuche gemacht worden; denn wie es mit Christian werden soll, sobald die greise Muhme, die ihren Auszug in der Buschmühle hartnäckig behauptet hat, einmal stirbt, weiß sich Keiner von uns recht vorzustellen."

Als der Beamte seine Erzählung geendet hatte, waren auch Christian und seine Begleiterin, nach denen sich theilnehmende Blicke unwillkürlich richteten, verschwunden.

„Sie werden den Rain hinab nach der Buschmühle gegangen sein!" erläuterte der Erzähler auf eine stumme Frage Clara Wohlbrück's. Der ganze Bericht hatte die jungen Leute ergriffen und die tolllustige Stimmung des Morgens schien unwiederbringlich verscheucht. Auf Steinau's Vorschlag trat man den Rückweg an. Otto Brand, welcher nichts mehr haßte, als sich der guten Laune berauben zu lassen, äußerte, während er verdrossen neben dem Freunde herging:

„Die Schreckgeschichten scheinen in meinem zukünftigen Wohnort stark vertreten zu sein. Seit gestern Abend die zweite, erst die Schifferbraut und nun die Buschmühlhistorie. War das ein wonniger Morgen und wird das ein trübseliger Abend werden!"

Steinau fand nichts zu erwidern. Er richtete seine

Blicke auf Clara, die ihrerseits wieder, wenn sie sich von ihm und den Andern unbemerkt glaubte, nach Steinau hinübersah. Bei mehr als einer Wendung des Weges begegneten sich Beider Augen, bei mehr als einer Wendung des Weges bedienten sich Beide derselben List, rasch und übereifrig nach irgend einem gleichgültigen Gegenstand hinzublicken. Sobald man sich indessen dem Plateau des Rodensteines wieder näherte, der Weg abermals steiler und schwieriger wurde, nahm Steinau die Gelegenheit wahr, wieder allein dicht neben Clara zu bleiben. Er sagte mit großer Wärme zu ihr:

„Fräulein Clara, Sie haben in dieser traurigen Geschichte einen großen Triumph Ihres Herzens und auch Ihrer Einsicht über mich gefeiert. Wenn ich jemals begriff, wie nichtig die Rennomage mit dem ernsten Willen sein könne, von welchen Zufälligkeiten das Loos einer Menschennatur abhängen kann, ohne daß man sie deshalb mit Beschuldigungen steinigen darf, so ist es dort bei dem armen Christian gewesen. Sie haben nur zu Recht und es thut mir leid, Ihnen gegenüber in falsches Licht gestellt zu sein.“

„Ich habe Ihnen nicht geglaubt, als Sie so hart und übermüthig wurden!“ entgegnete Clara mit größerer Wärme, als sie seither im Gespräch gezeigt. Sie erschrak selbst beinahe über die Lebhaftigkeit, mit der sie sich geäußert. Steinau fühlte sich davon freudig berührt und die beiden Fräulein Hausdorf, welche zwan-

zig Schritte über ihnen, von Steinblöcken zu großen knorrigen Wurzeln, und von diesen wieder auf die ersten sprangen, hatten zwar keine Ursache zu dem verdächtigen Kichern, welches sie anstimmten, aber dennoch nicht ganz Unrecht, wenn sie ein beginnendes Verständniß zwischen Steinau und ihrer Freundin voraussetzten.

Sie behielten wenig Zeit, Vermuthungen auszutauschen. Eben kamen ihnen durch den Wald herab die Zurückgebliebenen entgegen, Anna rief schon von weitem, daß sie einige Sorge um die Wanderer getragen habe. Der Weg zur Buschmühle sei doch keine halbe Stunde entfernt und beinahe zwei wären vergangen. Otto Brand nahm für die Andern das Wort:

„Zürnen Sie dem Assessor, Frau Räthin. Er hat uns zur Erhöhung der Ergötzlichkeit mit Mordgeschichten, zu denen wir lebende Commentare gesehen, unterhalten.“

„O weh!“ rief der Assessor dazwischen. „So soll ich für meinen guten Willen noch in Anklagezustand versetzt werden. Dann muß ich Alles aufbieten, um die verlorene gute Stimmung wieder herzustellen.“

„Die Geschichte des armen Christian,“ sagte der Rath nachdrücklich, „kann wohl, wenn sie weiter nichts wirkt, auf ein paar Stunden den Gesellschaftshumor verderben.“

Niemand hörte ihn mehr. Der junge Beamte beeiferte sich Scherze und Neckereien vorzuschlagen, ward eifrig von Brand unterstützt und bald jubelten wieder frisches Leben und neue Lust über die Felsen hinweg.

Es war später Nachmittag. Die Sonnenstrahlen verloren etwas von ihrer Kraft und es schien jetzt möglich, den Schutz der Grotte und der Waldbäume zu verlassen. Ueber die mächtige Felsdecke mit tausend verstreuten Steinen funkelten die Strahlen noch immer wie flüssiges Gold, die ferne Stadt erschien im Sonnenglanz blitzender als zuvor. Der blaue Horizont aber ward bereits von bunten Wolken überhaucht. Erst in ganz matten violetten, wie unmittelbar aus dem Blau geflossenen Wölkchen, dann rosig angehaucht und endlich hier zwischen Grün und Gold, dort zwischen hellem und dunkelm Roth auf- und absteigend, breiteten sich prächtige Schleier um den Niedergang.

Niemand von der lustigen Gesellschaft schien darauf zu achten. Doch vermißte Steinau bald seine Freundin Anna. Auch Clara Wohlbrück war nirgend zu sehen. Der junge Mann ging suchend einige Zeit um die Felsgruppen und gab kaum Acht auf seinen Weg, der hier gleichwohl durch tiefe Einschnitte und fußbreit klaffende Spalten im Felsen ziemlich gefährlich wurde. Seine Gedanken verloren sich in der Erinnerung zu den letzten Tagen seines letzten Aufenthaltes in der Residenz zurück. Indem er sich gestand, daß das seltsame, von phantastischen Träumen genährte Interesse an der schönen Prinzessin heut ganz in den Hintergrund getreten, von einem näherliegenden verdrängt worden sei, mußte er über das erste lächeln. Was sprach er so oft und so häufig über krankhafte Stimmungen bei Andern. War er hier nicht selbst

einer solchen erlegen? Zwar — im letzten Winkel seines Herzens wie seiner Phantasie lauerte ein entschiedener Protest gegen diese Reflexion. Aber was kümmerte ihn die Prinzessin Dalowska jetzt? Konnte er anders, als sich des frischen Lebens, der reizenden Erscheinung in seiner nächsten Nähe freuen? Jeder Westhauch, der die warme Luft schmeichelnd um sein Gesicht trieb, schien ihm die Empfindung des Glückes zu steigern. Recht als ob ihn ein neckischer Kobold umherführe, war Steinau mehr als dreimal den Pfad gegangen, der um die große Felsplatte sich auf- und abwand. In diesem Augenblicke fiel ihm ein, durch das sogenannte Sorbenthor zu treten, eine mächtige dreifach zersprengte Felswand, die wohl Aehnlichkeit mit einer rohen Thorwölbung hatte. Sie führte zu einem kleinen Felsvorsprung, einer Platte, die scharf abgezackt über dem Nadelwald gleich einem Balkon hing. Hier, wo sich der immer mehr und von immer duftigerem Blau umschleierte Bergzug und die abendsonnenglänzende Ebene am besten übersehen ließen, standen jetzt die Räthin und Clara Wohlbrück. Beide zeigten denselben Ausdruck des Entzückens, im Gesicht der Räthin war jedoch eine gleichmäßige Befriedigung, in dem des jungen Mädchens eine Art von Ungeduld, alles mit dem Auge zu fassen, zu genießen, ausgeprägt. Steinau aber, als er Beide erblickte, sie so nahe und mit einer gewissen Vertraulichkeit in demselben Genuß fand, wurde erregter als zuvor. Blitzschnell folgten sich zwei, drei Gedanken in ihm: wenn es stets so bleiben könnte, wenn ich

hier fände, wonach ich Sehnsucht trage, wenn mir das Glück hier seine Hand reichte? —

Viel Zeit ließen ihm Clara und Anna nicht. Es schien Beiden nicht unlieb zu sein, daß eine Störung und gerade diese Störung dazwischen trat, man wechselte noch einige Worte, sah noch einige Augenblicke gemeinschaftlich in die Abendpracht. Dann gesellten sich Andere hinzu; auf derselben Stelle, die eben Zeugin stummer Entzückung gewesen, begann ein Debattiren, ein Erwägen über den Heimweg, ein Streiten und Eifersüchteln ohne Ende. Otto Brand betheiligte sich lebhaft daran, er fand es unterhaltend, scherzweis die Leute gegeneinander aufzuregen. Auch verstand er dies meisterhaft, mit allseitigem Rechtgeben, mit hingeworfenen kleinen Redebrocken und weiter getragenen Worten Anderer wußte er einen solchen künstlichen Lärm zu erregen, daß Kern beinahe ernstlich zur Sühne gesprochen hätte. Ueberhaupt waren Brand's Lebensgeister stärker angeregt, sein Humor sprudelnder, seine Vertraulichkeit liebenswürdiger geworden, mit einer Mischung von Naivetät und Ironie, wußte er Vieles zu erreichen, er setzte bei Kern durch, daß bis zum Sonnenuntergang auf dem Rodenstein geblieben werden solle und daß man die Fackeln, die durch ihn heimlich besorgt worden waren, beim Heimzug durch den Wald brauchen dürfe.

Steinau nahm inmitten dieser lebendigen Geschäftigkeit seinen Freund beim Arme und führte ihn etwas abseits. Brand folgte|, ergeben wie ein Opferlamm, wie er selbst sagte, in der That aber neugierig.

„Otto!“ sagte Steinau zu ihm, „ich bin drauf und dran, Dir ein Ehrenwort abzuverlangen. Ich möchte Dich bestimmen, keine Gelegenheit zu suchen, um mit Clara Wohlbrück wieder in Berührung zu treten.“

„Teufel auch!“ versetzte der junge Musiker etwas beleidigt. „Braucht es erst noch Ehrenworts? Nach allem, was ich in letzter Zeit gethan und wie ich mich heut gerirt habe, sollt ich doch denken —“

„Diesmal ist es nicht freundschaftliche Theilnahme für Dich,“ fiel ihm Steinau in das Wort. „Es könnte,“ sprach er halb zögernd weiter, „es könnte eine Art Rücksicht für mich sein!“

„Rücksicht für Dich!“ wiederholte Brand und setzte fast triumphirend hinzu: „ei, Kluger, hier käme ich in den Fall, Dich zu warnen. Mit dem alten Wohlbrück, dem schmutzigsten Harpax und steifsten Geldsack, bin ich selbst zu klug gewesen, anzubinden!“

„Laß das,“ sprach Steinau abwehrend. „Jeder thut am Ende doch, was er will und was er muß, denk' an Hortense. Noch bin ich nicht soweit, lieber Otto, daß ich Warnungen brauchte, aber es könnte kommen!“ —

Beide Freunde brachen ihr Gespräch ab, man vereinigte sich wieder zu gemeinsamer Unterhaltung. Am Morgen hatte man für sich geplaudert, sich in Gruppen zertheilt und doch war dieselbe frische, unbefangene Stimmung der ganzen Gesellschaft eigen gewesen. Jetzt, als man sich in gemeinschaftlichem Gespräch, dicht aneinder geschlossen zum Heimweg vorbereitete, jetzt beherrschten Empfindungen und Ge-

danken, die weit ab von der Lust des Tages lagen, mehr als eine Seele des kleinen Kreises. Aber um so eifriger strebte man, den Anschein desselben Interesses, desselben Fühlens zu behalten; jeder Scherz, auch wenn er nur halb vernommen und halb verstanden war, erregten neuen Jubel. Brand's Idee, mit den Fackeln den Rodensteinpaß hinabzuziehen, fand um so größeren Anklang, je weniger es eigentlich dunkel werden mochte und je ängstlicher der Rath zur Vorsicht mahnte, wenn gelegentlich einige weitvorgestreckte, dürre Kieferäste im Walde Funken fingen. Lust und Heiterkeit beschlossen den Tag, wie sie ihn begonnen. Aber als man wieder am Ausgangspunkt in der Ebene anlangte, sehnten sich vor allem die Räthin, Steinau und Clara nach Alleinsein, um mit den wechselnden und widerstreitenden Eindrücken des Tages zu enden und abzuschließen, wenn dies möglich sei.

## Clara und Anna.

In der Kleinstadt vergingen Tage und Wochen ohne merkliche äußere Aufregungen oder Begebnisse. Brand blieb der Gast des Kern'schen Hauses und betrieb seine Angelegenheiten, die bald den besten Fortgang hatten. Er erhielt die gewünschte Stelle, die schnell erworbene Gunst derjenigen, in deren Händen sich die Entscheidung fand, gewährte ihm mehr, als er gehofft hatte. Freilich seufzte er einigemale auf, nun das ganze heitere, vielfach angeregte, von tausend kleinen Abenteuern und Freuden durchflochtene Leben der jungen Künstler in der Residenz verlassen zu sollen. Er verrieth, daß er nicht so ganz befriedigt und erwartungsreich in die Zukunft sah, als er jeden Mittag am Tische des Rathes und bei jedem Alleinsein mit Steinau versicherte. Es traten einzelne Verstimmungen hervor; gewisse Mißstände im Kunstleben der kleinen Stadt schienen ihm schon jetzt unüberwindlich; gewisse Aeußerlichkeiten des Daseins mußten sich einer ungünstigen Vergleichung mit den Lebensformen, in denen sich der Musiker seither bewegt hatte, unterziehen.

Steinau würde dies bald wahrgenommen und nicht wie der Rath Kern, welcher gleichfalls seine Wahrnehmungen machte, geschwiegen haben. Aber Steinau war selbst ein Anderer und in diesen stillen Wochen so vielfach erregt und bewegt, so vielfach mit sich beschäftigt, daß er sich gern bei den Versicherungen Brand's beruhigte.

Der alte Hofrath Lehnhard hatte recht mit seiner Anrede: „Sie müssen weg aus der Kleinstadt, die Zeit des nur sich Bildens ist für Sie vorüber, Sie müssen handeln und leben.“ So reizend und anmuthig sich seine Verhältnisse gestaltet hatten, ein Lebensziel bildete ihren Hintergrund nicht. Also fort aus dem gastlichen Hause, getrennt von den Freunden, die ihn beinahe älterlich behütet! Hinweg mit der Scheu vor öffentlichem Treiben und Wirken, hinweg mit aller Furcht, seinem Kunstziel durch das Leben untreu zu werden! Das Leben mußte ja erst erweisen, ob er ein Künstler, ob er berufen sei, das heilige Feuer durch das Gedränge des Tages hindurchzutragen. Keinesfalls durfte er in Hoffnung darauf müßig verharren. Auch Kern, sein nächster Freund, hatte ihm gleiche Andeutungen gegeben. Er war längst mit der Resignation Steinau's, die ihn in gegebenen Verhältnissen festhielt, unzufrieden. Noch größere Scheu aber trug er vor der Hinneigung des jungen Mannes zu den höchsten und glänzendsten Kreisen des Lebens, die ihm nicht als die besten erschienen. „Nicht, daß ich Dich vom Verkehr mit hochgestellten und überhaupt mannichfachen Erscheinungen zurückhalten will,“ pflegte er dann zu sagen: „Nur kein Opfer soll Dir dieser Verkehr kosten. Du

sollst ihn nicht um jeden Preis wollen, sollst darauf Verzicht leisten können. Ganz und voll genießen kannst Du ihn doch nicht, in Deiner gegenwärtigen Situation. Wer noch mit dem Leben ringt, der darf nur flüchtig durch jene Kreise gehen, welche das Leben allein genießen. Wer kein Besitzthum zu verschwenden hat, kann andere und höhere Freuden mit seinem Wenigen kaufen, als in diesen Salons feil sind. Geh hindurch, verkehr' daselbst, aber betrachte Dich nicht als zu ihnen gehörig. Wahre Dir jederzeit Deine Arbeitskraft und Dein gesundes Gefühl. Die Genußwelt bietet und gewährt Vieles, was Du im vollen bewegten Leben der Arbeit, des Strebens nicht finden kannst. Vergiß doch nie, daß jenes der Ausnahmezustand und dies eben das ganze Leben ist". Solchen Aussprüchen pflegte Max Steinau ein etwas verfängliches Schweigen entgegenzusetzen. Freilich konnte er sich ihrer Wahrheit nicht ganz entziehen — dachte an den Rath und wollte danach handeln. Aber die Phantasie läßt sich ungern ihre Lieblingsbilder antasten, der Erfolg und die Geltung in der großen Gesellschaft gehörte zu diesen Bildern und der junge Mann hoffte nicht bei der passiven Rolle zu bleiben, die ihm sein Freund anrieth. Die Unruhe, die heiße begehrliche Sehnsucht, die ihn noch kürzlich der Prinzessin Dalowska gegenüber erfaßt hatte, das Gefühl der Nichtigkeit, während er doch sonst so stolz und hoch dachte, waren Anzeichen wie richtig ihn Friedrich Kern, der Herzenswärme mit klarer, kühler Beurtheilung der Welt vereinigte, begriffen hatte. Aber dies lag hinter ihm — wie eine letzte Schwäche. So sagte sich Steinau,

so träumte er. All seine Gedanken und Hoffnungen waren jetzt auf eine volle, thätige Wirksamkeit gerichtet, je eher, je lieber wollte er nach der Residenz aufbrechen. Dort konnte ihm der Wirkungskreis nicht fehlen, dort hatte er seine Freunde, — dort lebte Clara.

Dieser Name war jetzt viel auf seinen Lippen und verließ ihn nicht. In wenigen Stunden wollte die Ueberlegung und ein gewisser Trotz widersprechen, sonst mußte sich Max sagen, daß eine Neigung für dies Mädchen in ihm zu werden und — wer konnte es wissen — vielleicht Wurzel zu fassen beginne. Der Tag auf den Bergen hatte ihn für Clara Wohlbrück interessirt. Vieles vereinigte sich: die liebreizende Aeußerlichkeit des jungen Mädchens, die geistvolle Lebendigkeit, ihre Fähigkeit neue Eindrücke zu fassen, ihre Frische sich aller Verhältnisse zu entschlagen und im Augenblick zu leben. Auch hatte ihr Steinau im ersten Augenblicke ein Unrecht abzubitten. Er hatte Clara in der Residenz nur wenig gesehen. Sobald ihm Brand von jener Scene berichtet hatte, welche Steinau's erster Begegnung mit Hortense Brizeux vorausgegangen war, nahm der Letztere an, daß Clara zu den Mädchen gehöre, welche moderne Abenteuersucht und phantastische Selstvergessenheit vereinigen. Und als er nun das Gegentheil von alledem fand, die reine, liebliche Erscheinung ungekünstelt und unbefangen vor sich leben sah, mußte er sich sagen, daß er sie falsch beurtheilt. Wenn sie in ihrer Jugendneigung geirrt hatte, so war die Schuld auf anderer Seite zu suchen. Steinau kannte

Brand recht wohl, er begriff, daß derselbe im Stande sei eine Neigung zu fassen, zu verrathen, sie, wenn ihr die Erwiderung nicht sofort begegnete, in sich von einer neuen verdrängen zu lassen, und dennoch äußerlich dasselbe Verhalten zu beobachten. Alles konnte nur für Clara sprechen. Sie hatte sich, im Druck ihrer Verhältnisse, Sehnsucht nach innerer Freiheit bewahrt, sie fühlte in der öden Lieblosigkeit ihres Aelternhauses, daß es ein anderes und besseres Leben geben müsse, sie hatte nach langem Zögern und Schwanken, nach peinlichen Tagen und Monaten das Schweigen endlich einmal gebrochen. Sollte ihr das Unglück angerechnet werden, daß der Mann, dem sie vertraute und der ihr zuerst ein Wort von Liebe gesagt, schwach und unbeständig war? Steinau fand jetzt in der Art des Mädchens einen Grund mehr, sie hoch zu halten. Sie liebte ächt und muthig, sie begehrte und erwartete nicht, daß alle Wege gebahnt und mit Rosen bestreut seien. Sie konnte wagen und war doch nicht unweiblich, war doch nicht durch ihre krankhaften Umgebungen auf einen noch krankhafteren steten Widerstand hingetrieben.

Natürlich sagte sich Steinau dies Alles nicht mit einemmale. Aber die nächsten Tage boten ihm viele Gelegenheit in der Hausdorf'schen Familie, in der Clara auf Besuch verweilte, zu verkehren. Selbst wenn sich die Gelegenheit nicht bot, suchte sie der junge Mann. Ohne sich mit einem Wort auszusprechen, ohne eine Andeutung zu geben, trat er doch so auf, daß Clara verstehen mußte, er komme ihretwegen. Sie wies dies nicht zurück. Wäre

sie in der Residenz und in ihrem Aelternhause gewesen, wo die bittere Stimmung sie beherrschte, sich in Brand getäuscht und jahrelange warme Liebe für Jemand gehegt zu haben, der gleichgültig neben ihr hinging, der vor jedem Kampf um das Höchste des Lebens zurückschrak, so hätte kein Annäherungsversuch stattfinden können.

Aber zum erstenmale seit Clara erwachsen war, lebte sie für einige Wochen frei auf. Zum erstenmale wich der schwere Druck einer täglichen Beschränkung von ihrer Seele. Sie war empfänglich und gefühlvoll, beide Eigenschaften hatte sie früh unter die Vorsicht beugen müssen. Nichts war ihrem strengen, wortkargen und freudearmen Vater verhaßter, als ein lebendiges und warmes Interesse an Außendingen, nichts konnte ihn leichter bis zum selbstvergessenen Zorn reizen, als der Ausdruck eines Gefühls. Clara hatte sich beugen müssen. Sie sollte nichts als Anstand, als Verstand sein und haben. Was sie darüber besaß, das mußte sie für sich allein hegen. Jetzt konnte sie sich äußern. Der Kaufmann Hausdorf galt gewiß für einen strengen und klugen Geschäftsmann — nur darum duldete ja Herr Wohlbrück den Umgang Clara's mit dessen Töchtern, — doch dies hinderte ihn nicht, in seiner Familie heiter, bequem, leichtlebend zu sein. Er fand es weder unstatthaft, ein Musikstück laut zu bewundern, noch an den schönen Sommermorgen mit lebhafter Ungeduld in den Garten zu eilen. Clara blieb unbeaufsichtigt, unbekrittelt, sie fühlte sich unendlich glücklich. Auch umgaben sie andere Persönlichkeiten. Leute wie Steinau, wie den

Rath Kern und und dessen Gattin, hätte Herr Wohlbrück niemals in seinem nähern Verkehr gesehen. Brand hatte sonst freilich Zutritt im Hause, aber Herr Wohlbrück mußte am letzten Ende die bezahlten Diener seiner Handlung auch mit „Herr" anreden, und sie kannten doch ihre Stellung. Daß der Musiklehrer sich in einer anderen Beziehung zu Herrn Wohlbrück denken könne, als in eben dieser, und daß gar seine Tochter einen Gedanken über die Tischeinladungen, die zuweilen an Brand ergingen, hinaus zu schreiten vermöge, das hielt Herr Wohlbrück in stolzer Sicherheit auf seine Autorität, sein Blut und seine Erziehung für unmöglich.

Clara würde daheim scheu zurückgewichen sein. Sie fühlte noch nicht Theilnahme genug um zu wagen, und dennoch mehr als ihr dort verstattet war. Hier, wo sie unbefangen den Eindrücken des Tages und dem Verkehr mit befreundeten Menschen leben konnte, fand sie keinen Grund Steinau zu scheuen. Sein Wesen hatte ihre volle Zustimmung, bis auf den einen kühl rechthaberischen Zug, den sie am ersten Tag bereits bekämpft hatte. Seine glänzenden Geistes-, seine gewinnenden Herzenseigenschaften verkannte sie darum nicht. Auch fühlte sie bald, daß ihr Interesse wuchs. Sie entzog sich seiner Annäherung nicht, und jeder neue Tag brachte ihn näher.

Die Junitage wurden zu warm, um viele Ausflüge in das Gebirge wagen zu können. Doch hatten sich Max und Clara wenige Tage nach der Partie auf den Rodenstein bei der Buschmühle unerwartet, schon sagten sie

unverhofft, begegnet. Beide waren gekommen nach dem armen Christian zu sehen, und ihm eine reichere Spende, als am Tage ihrer Freude, zu bringen. Der verwandte Zug des Mitleids führte sie hier zusammen, sie trennten sich nicht augenblicklich wieder, Steinau zeigte dem entzückten Mädchen all die kleinen, reizenden Stellen des Thales, alle die schimmernden, klaren Weiher, die sich hier zwischen den Felswänden versteckt fanden, alle die köstlichen Gebüsche, die wie in einem Park auf die Wirkung angelegt schienen; er suchte den alten Rodendorfer Förster auf und Clara mußte das Gehege, in welchem zahlreiche Rehe bewahrt wurden, sehen. Dann kehrte er mit ihr gemeinschaftlich in die Kleinstadt zurück. Beide Fräulein Hausdorf saßen im großen Garten ihres Besitzthums und lächelten, als Clara in dieser Begleitung eintrat. Mathilde, die ältere, wurde sogar einen Augenblick verstimmt, sie hatte an Herrn Wohlbrück in der Residenz gedacht.

Dieser große Garten der Hausdorf'schen Familie, abwechselnd auch der besonders schattige Kerns, bildeten den Einigungspunkt der kleinen Gesellschaft, in welcher sich Steinau bewegte und in der er sicher war, Clara zu treffen. Mancher Nachmittag wurde unter der mächtigen Kastanienlaube der Räthin zugebracht, bald im ernsten Gespräch und bald mit leichtem Geplauder. Auch Lectüre gesellte sich hinzu, und wenn die Unterhaltung ausschließlich wurde, verstand es der Rath meisterhaft, die jungen Mädchen zu Scherzen und muthwilligen Streichen aufzuregen. Selbst Anna schloß sich dabei nicht aus, so gepreßt ihr das Herz

in diesen Tagen oft war, so hatte sie doch Freude an recht lebendigem Treiben und Necken. Freilich lauschte sie dabei, ob Steinau sich noch wie sonst, mit ganzer Unbefangenheit, daran betheilige.

Ein wunderbares Sommerstillleben, das Alle führten. Mit verzehrender Glut, die selbst einzelne heftige Gewitter nur auf Stunden zu verscheuchen vermochten, stiegen bereits die Morgen herauf. Jedes Lüftchen, das durch die Bäume strich und die äußersten schwanken Zweige bewegte, ward willkommen geheißen. Die Rosen, von denen im Kern'schen Garten tausende blühten, und starkduftige Kräuter verströmten Düfte, welche selbst in die dichtesten Schatten einen Hauch der Schwüle trugen. Die Sonnenstrahlen blitzten und flirrten in den breiten Gängen des Gartens, jedes Steinchen funkelte in ihrem Lichte, das Moos an den Baumstämmen zeigte Goldfärbung, und wer unter den Kastanien ruhend, durch die gitterartig verschränkten Zweige zum Himmel emporsah, mußte die Augen bald vor all' dem blauen und goldenen Glanze schließen. Man flüchtete aus den Lauben in kühle Stuben, und rief selbst die sonst ängstlich gemiedene Zugluft künstlich hervor. Volle Erquickung brachten dann erst die Abende. Sie scheuchten die dunstigen Wolken, klärten den Himmel, milderten die heißen, blendenden Strahlen, und blieben dabei doch so warm, so üppig duftig, so mild und ruhig, daß sie an den Süden gemahnen konnten. Kein Wunder, wenn auch bei Steinau die energischen Vorsätze für die nächste Zeit, das Ge=

fühl des Strebens, welches anfänglich mit dem Interesse für Clara Hand in Hand gegangen war, wich und nur das letztere blieb. Die Zeit erwies sich dem träumerischen Wiegen und Hoffen so günstig, die Unruhe, welche vom Studirtische, von der Arbeit hinweg, ins Freie trieb, legte sich, sobald eine schattige Stelle erreicht war. Wenn die weißen Wolken langsam, bald dichter, bald golddurchleuchteter über den tiefblauen Himmel hinwegzogen, so gingen durch die Seele alle die süßen Träumereien, alle die Bilder von Liebes- und Zukunftsglück. Bald galten sie nur den nächsten Erwartungen und seligen Tagen, auf deren Schwelle sich der junge Mann schon wähnte: bald wachte Steinau's eigentlich strenge und ernste Natur einmal auf, und Hoffnungen von männlichem Wirken, von Geltung und Ruf im großen Weltleben gesellten sich hinzu. Allein aber fand er sich auch bei diesen Bildern nicht, und immer verwoben sich die Züge Clara's in dieselben.

So weit gelangte Clara noch nicht. Das junge Mädchen hatte zuviel geträumt, sie hatte einen Traum jahrelang in peinlicher Wirklichkeit festgehalten, sie war unsanft genug aus demselben emporgestört worden. Jetzt fand sie sich in heiterer, erquickender Wirklichkeit. Sie wußte, daß dieselbe bald zu Ende gehen werde, und es war ihr, als ob sie jeden Augenblick davon voll auskosten müsse und dürfe keinen dem Nachsinnen, dem Erinnern und dem Hoffen widmen. Sobald sie Steinau begegnete, sobald sie sein steigendes Interesse und das

täglich inniger werdende Gefühl für sich wahrnahm — welches junge Mädchen nähme dies nicht wahr? — vermochte sie nicht zu hindern, daß sie ihrer Empfindung nachgab, daß ihr Herz unruhiger klopfte, ihre Augen auf dem jungen Manne, der so herzvoll und schwungreich erschien, mit unverhohlener Zärtlichkeit ruhten, ihre Worte ihm entgegen kamen. Aber sich selbst Rechenschaft geben, sich in der Stille und Einsamkeit der Erregungen des Augenblicks bewußt werden, an dieselben die Erwartungen und Hoffnungen der Jugend zu knüpfen, alles dies wagte Clara nicht. Sie wagte es nicht, in Erinnerung an die erste schmerzliche Täuschung, in Erinnerung an ihren strengen Vater. Aber es kam noch etwas hinzu, was sie vor allem hinderte, ihr Gefühl frei und unbefangen wachsen zu lassen, ein Hinblick auf die Räthin Kern — auf Anna.

Mit weiblichem Tact und Scharfblick erspähte Clara, daß der Rath ihr günstig sei, daß er lächelte und zu Zeiten selbst beifällig blickte, wenn Steinau ihr Aufmerksamkeit widmete. Doch mit demselben Scharfblick sah sie die innere Unruhe Anna's. Die treffliche Frau besaß alle Selbstbeherrschung und ihre Herzensgüte ließ sie, trotz der Sorge um Steinau, nie unfreundlich oder auch nur unzuvorkommend gegen Clara erscheinen. Die Sorge stand ihr nichts destoweniger auf der Stirn geschrieben. Steinau bemerkte nichts oder hielt für vorübergehende Verstimmung, was ernstliche Unruhe war. In seiner Seele konnte er sich die Freundin nur in Ver-

bindung mit allem, was ihn glücklich machte, denken. Nie war ihm der Gedanke gekommen, daß eine ernstliche Trennung ihrer Ansichten und ihres Willens eintreten könne. Wenn er Anna nicht zur Vertrauten wählte, so geschah es, weil er noch nichts zu vertrauen hatte. Seine Stimmungen und seine Hoffnungen verbarg er nicht, beide aber erfüllten die Räthin eben mit Sorge und peinlichen Befürchtungen.

Was sie eigentlich befürchtete? Einen Augenblick erschrak sie vor sich selbst, es kam ihr vor, als sei ihre Neigung für Steinau über die Grenzen der Freundschaft hinausgetrieben worden und als verrathe sich dies ihr erst durch eine Regung von Eifersucht. Aber bald durfte sie daran nicht mehr denken. Sie wußte sich mit Recht frei von Schwäche, sie verdiente all' das schrankenlose Vertrauen, welches ihr die ehrliche und freie Natur ihres Gatten widmete. Aber in ihrer Seele lag etwas verborgen, was nur selten zu Tage trat. Mit tiefster Wehmuth gedachte sie in einsamen Stunden der Jugendträume. Sie hatte resignirt, sie hatte im häuslichen Glück Ersatz für die verlorene, ihr verbotene Kunstlaufbahn gefunden. Aber erloschen war das Feuer, welches sie einst durchglüht, niemals, auch wenn sie sich daran genügen ließ, einen kleinen Kreis damit zu entzücken. Steinau sollte Künstler sein, nur Künstler. Sie begriff nicht, daß er es nur war, wenn er es im Leben und durch dasselbe zu sein vermochte, sie hatte keine rechte Empfindung dafür, daß die Dichtung nicht abgeschlossen, nicht geschieden ist vom Treiben der Welt.

Sie sah nicht, daß es vielweniger darauf ankam, für den jungen Freund ein gesichert ruhiges, als ein thätiges Leben, in welchem sich seine Kräfte stählen und ausbreiten konnten, zu gewinnen. Mit fieberhafter Hast faßte sie alle schlimmen Möglichkeiten der Zukunft ins Auge, klammerte sich an jedes Beispiel, daß eine herrliche Kraft durch widerstrebende Verhältnisse gebrochen sei. So sollte ihr Freund nicht zu Grunde gehen, so nicht! Sie selbst konnte nicht viel für Sicherstellung seiner Zukunft thun, aber das wenigstens wollte sie auf sich nehmen, ihn zu warnen, ihn zurückzuhalten vom Abgrund.

Mit so excentrischen Worten bezeichnete sie die Möglichkeit, daß Steinau eine volle, alles wagende und wollende Liebe für Clara fasse. Sie beachtete nur die voraussichtlichen Kämpfe, die eine solche Neigung bringen müsse. Sie dachte nur an den Einsatz von Steinau's Jugendkraft und übersah den Gewinn, der ihrem Schützling aus dem vollen Leben aller Seelenkräfte, aus der Anstrengung, einen sichern Boden zu gewinnen, erwachsen konnte. Sie sah Ringen und Arbeit, Auf- und Absteigen, alle Sorge und Mühsal des Lebens. Sie vergaß, daß sie selbst dies Alles auf sich genommen, daß sie dennoch ein reines Glück gewonnen habe, die goldenen Sprüche ihres einzigen Lehrgedichts, des Göthe'schen Schatzgräbers, waren vergessen. Wenn Max das fremde, excentrische Mädchen — der Freund hatte ihr Clara's Beziehung zu Brand angedeutet, im guten Vertrauen, neue Theilnahme zu erwecken, und damit das Gegentheil erreicht! — liebte, so konnte er das arbeitlose,

klare, nur heitere, nur sonnige Dasein, was sie für ihn träumte und wünschte, nicht führen. Kein Widerspruch eines Zweifels, der sie doch nicht verließ, ward beachtet. Max schwebte in äußerster Gefahr, je eher, je lieber wollte sie ihn derselben entreißen.

So trat hier, ehe eine werdende Neigung noch ausgesprochen, ehe dieselbe bis zum Kampfe mit den Verhältnissen gelangt war, eine Sorge und Theilnahme entgegen, von welcher Steinau, der Clara eifriger als zuvor suchte, noch keine Gewißheit und kaum eine Ahnung hatte.

---

## Immer empor!

Steinau hatte Briefe aus der Residenz vom Hofrath Lehnhard erhalten. Derselbe schrieb ihm, er möge so bald kommen, als es seine Beziehungen in der Kleinstadt erlauben wollten, es sei dem Hofrath gelungen, günstige Aussichten für seinen jungen Freund zu eröffnen, auch die Fürstin Dalowska, sogar die Prinzessin, hatten mit Interesse nach den nächsten Schritten und Absichten desselben geforscht. Steinau las die Briefe mit innerer Befriedigung, freute sich der günstigen Andeutungen und empfand selbst ein gewisses Behagen bei den Erinnerungen an das Haus der Fürstin. Unbefangen theilte er Friedrich Kern und Anna seine Nachrichten mit und fügte hinzu, daß er nicht augenblicklich nach der Resideuz reisen werde, da ja doch alle einflußreichen Persönlichkeiten sich auf Reisen oder in die Bäder begeben hätten. Er werde dem Hofrath zustimmend antworten, noch einige Wochen bleiben und dann mit Brand gemeinschaftlich zurückgehen. Der Letztere hatte seine Berufung erhalten und betrieb mit dem Eifer, der ihn charakterisirte, die Heirath mit Hortense Brizeux. Steinau hatte vergebens ernste Vorstel-

lungen gemacht, selbst der Rath eine Andeutung gewagt, doch erst die Verhältnisse und das Einleben in dieselben zu prüfen. Der Musiker wollte von nichts hören, schrieb leidenschaftliche und glückliche Briefe an Hortense und brachte strahlenden Gesichts deren Antworten zu Max und der Räthin, die er wider deren Willen zur Vertrauten gemacht hatte. Einigemale — Steinau erschrak vor so mißtrauischen Gedanken — flog es der Letztern durch den Sinn, daß Brand's Neigung in Abnehmen sei, verflackerndes Strohfeuer, welches hoch und höher geschichtet werde, um noch ein Ansehen zu gewinnen. Jedenfalls war es kein wohlthuendes Gefühl, welches man bei Brand's nervösen Zukunftserwartungen empfand. Steinau hatte aber in den letzten Tagen das Recht zu unablässigen, manchmal doch eindringlichen Vorstellungen verloren.

Mit einem Humor, der leider nicht ohne Beimischung von Gereiztheit und Triumph war, wies Brand ihn zurück. Er gehöre jetzt selbst zu den Verlornen, er habe ferner kein Recht, Andere vor dem Unglück zu warnen, da er die eigenen Warnungen nicht beachtet. Es war nicht nur, um Clara näher zu sein, wenn Steinau's und Brand's Wege jetzt häufig auseinandergingen.

Der Erstere hatte seine Mittheilungen beim Kaffeetisch der Räthin am Morgen des Johannistages gemacht. Kern nickte Zustimmung, Anna aber, sowie sie von Aufschub hörte, wurde blaß vor Erregung und machte sich mit ihrer blitzenden Wärmlampe zu schaffen, um ihr Gesicht zu verbergen. Man ging bald auseinander, der Rath wurde

nach dem Amthaus verlangt, Anna eilte in ihr Zimmer, Wirthschaftsangelegenheiten vorschützend. Sie verließ den Tisch unter den Kastanien und am Rebengang, um in der Stille mit sich zu Rathe zu gehen. Daß Steinau nur Clara Wohlbrück's wegen blieb, glaubte sie außer Zweifel. So waren alle ihre Hoffnungen umsonst, alle frühern Mahnungen an den jungen Freund vergeblich.

Auch ihn trieb der Jugendmuth, sich die freie Kraft und sein Leben in Fesseln zu schlagen; selbst ihre Beschwörungen in letzter Zeit — sie dachte an den Abend nach der Erzählung ihres Mannes — schienen umsonst gesprochen. Was sollte sie thun? War es noch Zeit, konnten dem jungen Mann die Augen noch geöffnet und wie sollte er der gefährlichen Berührung mit dem Mädchen entzogen werden.

Indessen Anna so trübe und peinliche Gedanken in sich hin- und herwarf, bald an diesen, bald an jenen Ausweg dachte, war Steinan allein im Garten zurückgeblieben. Er ließ wie es in den letzten Tagen stets geschehen war, seine Begegnungen mit Clara und glückliche Möglichkeiten am innern Auge vorüberziehen. Der Morgen umschmeichelte ihn dabei, während der Nacht hatte Regen die Luft gekühlt, den auffliegenden Staub gelöscht, das Laub der Bäume erschien wieder frisch und die Blätter der Sträucher und Blumen zitterten noch unter der Last schwerer, großer Tropfen. Es war köstlich den rebenüberwölbten Gang hinabzusehen, die Weinblätter hatten überall solche Tropfen aufgefangen, und die Sonne, welche durch das dichte Grün blickte, ließ sie

perlengleich funkeln. An allen Baumstämmen zur Seite hatten sich die ersten, farbigen Winden erschlossen, die Rosen sich wiederum mit hunderten halbaufgeblätterter Knospen bedeckt, und über dem Hause prangten Johannis-kränze mit gewaltigen Feuerlilien und starkduftigem Nacht-schatten. Sie waren von der alten Dienerin, die der-artige Bräuche nicht ließ und welcher Niemand dabei wider-sprach, befestigt worden. Steinau leistete ihr gutmüthig Hülfe, einer der Kränze fiel auf ihn herab und blieb auf dem Kopfe, der Rath rief ihm lachend zu, daß er wie ein Triumphator ausschaue, die alte Dienerin aber versicherte: „Sie werden in diesem Jahre noch Bräutigam, Herr Doctor!“

Anna hatte dies Intermezzo vor dem Frühstück nicht wahrgenommen, Steinau dachte, der Aberglauben könne wieder einmal Recht behalten. In solcher Stimmung erhob er sich, nach dem Hausdorf'schen Garten zu gehen.

Aber er hatte dies nicht einmal nöthig. Durch die Pforte, welche im Hintergrunde des Gartens nach dem freien Felde und einem Pfade zu den benachbarten Be-sitzungen hinführte, sah er Damen eintreten, er erkannte so-gleich die beiden Fräulein Hausdorf und Clara Wohlbrück. Die Ersteren suchten den Rath, wollten nach altem Brauch an diesem Tag die Familiengräber schmücken und erzählten mit unendlicher Geläufigkeit, daß ihnen keine Blume für ihre Kränze fehlen dürfe, daß es ihnen aber noch nicht ge-lungen sei, Nelken in ihrem Garten zu erzielen. Steinau, der den Schluß der Rede schon selbst errieth, gab ihnen im

Namen Kern's unbedingte Zustimmung dessen Nelkenbeet zu plündern und beide Mädchen eilten davon, ja Ottilie stieß sogar Clara, die folgen wollte, leis zurück und lachte dabei sehr vernehmlich.

Ueber Clara's ganzes Gesicht, über ihren Nacken flog eine purpurne Röthe, Steinau mußte sich abwenden, um seine Verlegenheit nur einigermaßen zu verbergen. Und dennoch fühlte er sich freudig bewegt, alle Hoffnungen des Glücks drängten sich in einem Augenblick zusammen. Clara erröthete tief — aber sie blieb. Sie ließ ihre Freundinnen hinter dem Rebengange verschwinden und wie sehr sie sich bemühte, ruhig zu erscheinen, so sah Max doch leicht ihre Unruhe. Dieselbe prägte einen neuen Reiz auf das liebliche Mädchengesicht, vielleicht war es nur der Hinblick auf das Haus des Rathes, auf die blumenpflückenden Mädchen in der Nähe, die Steinau jetzt abhielt, mit einem Worte alles zu sagen. Er beherrschte sich mühsam genug und zwang sich eine Frage nach Clara's fernerem Aufenthalt ab. Wie ein Schatten flog es über die Züge des Mädchens, mit unsicherer Stimme entgegnete sie:

„Fast grausam ist es von Ihnen, mich an die Vergänglichkeit dieser schönen Tage zu mahnen. Ich werde nur wenige Wochen noch hier bleiben.“

Sie sah dabei vor sich hin, ihr Blick wich dem blitzenden Auge des jungen Mannes aus. Mit Nachdruck und jedes Wort unbewußt accentuirend sagte Steinau:

„Ich muß gleichfalls diesen reizenden Fleck bald auf längere Zeit, wer weiß, vielleicht auf immer, verlassen.

Ich werde Ihnen auch dann nahe bleiben, Clara, — ich gehe nach der Residenz."

Das Mädchen zwang sich, die Bilder, die ihr vorschwebten: freudlose Tage daheim, vielleicht wieder eine brennende und quälende Herzenserinnerung in sich verschließend, Anmuthungen zu verständiger Gestaltung ihres Lebens mühsam zurückweisend, — zu verscheuchen. Wie aus tiefem Sinnen erwacht und doch noch halb träumerisch sprach sie:

„Ihnen — ja Ihnen winkt dort ein anderes Leben! Sie sagen ja selbst, Sie suchen einen Platz, wo Sie wirken, wo Sie frei Ihren Talenten leben, wo Sie zum Glück Anderer beitragen dürfen. Es muß ein hohes Glück sein, das Leben sich frei gestalten zu können, etwas Edles nicht blos zu fühlen, zu wollen und immer zu wollen, sondern zu thun."

„Es giebt noch ein höheres Glück" — fügte Steinau zögernd bei. „Das Wollen und Thun mit Gleichgesinnten zu theilen, von einem edlen Herzen stets neu ermuthigt zu werden"

„Gewiß, gewiß! Sie haben viel Glück in der Welt erfahren, daß Sie solche Herzen schon gefunden: Ihre Freunde!"

„Und doch, Clara, doch bin ich noch nicht zufrieden", flüsterte der junge Mann, die matt herabgeglittene Hand des Mädchens in die seine fassend, ohne daß sie ihm wehrte. „Doch möcht ich noch mehr Glück auf meinem Lebenswege, doch verlangt mich, noch ein Herz zu den Nächsten und Theuersten zu zählen."

Clara's Augen füllten sich mit Thränen. Ihr Busen hob sich heftig unter dem leichten Gewand, es schien als dränge sie einen Ausruf, einen Aufschrei zurück. War es ein Dämon, der ihr diesen heiligen Augenblick zerstörte, der ihr jetzt, eben jetzt das Bild ihres Vaters vorüber führte? Aber was es auch war, sie entriß in demselben Moment Steinau ihre Hand, trat einige Schritte von ihm zurück und umfaßte, mühsam Athem holend, den nächsten Baumstamm.

„Bitte nicht so!" sagte sie hastig. „Meine Freundinnen werden gleich hierherkommen. Ich sehe, ich spreche Sie ja noch — nur einen Augenblick Ruhe! Sie wollten mir gestern Ihr Buch, das ich noch nicht las, geben, ich bitte Sie jetzt darum."

Der junge Mann, keiner Ueberlegung mächtig, wollte ihrem Wunsch genügen.

„Ich hole es Ihnen sogleich Clara!" rief er im Forteilen.

Clara wollte ihn zurückrufen. Sie vermochte es nicht mehr, — jetzt sah sie auch ihre Freundinnen, welche die Körbchen mit Federnelken und andern, daheim nicht zu findenden Blumen gefüllt hatten, herankommen. Nun war ihr als sei etwas unwiderbringlich verloren, sie zitterte — und mußte sich doch äußerlich zu fassen suchen. Die Fräulein Hausdorf fragten verwundert nach Steinau, Clara versetzte, er hole ein Buch herbei und werde in nächster Minute wieder hier sein. Minute um Minute verstrich. „Es ist unartig uns so warten zu lassen" schmollte Ottilie, die an die Aufmerksamkeit Steinau's gewöhnt war. Clara vermochte kein

Wort zu sagen, sie suchte nur immer dem Blicke Mathilde Hausdorf's zu entgehen. Noch einige peinliche Minuten — die alte Dienerin des Raths kam aus dem Hause, ein Buch in der Hand tragend. Sie übergab dasselbe an Clara, der Herr Steinau werde heute Abend selbst zum gnädigen Fräulein kommen. Die Alte bestellte, offenbar selbst verwundert, einen in Hast ertheilten und empfangenen Auftrag. Die jungen Mädchen verließen den Garten des Raths, Clara mit widerstreitendem Gefühl und in banger Unruhe.

Steinau war in das Haus und die Treppe empor geeilt. Als er über den Gang nach seinem Zimmer stürmte, sah er die Zimmerthür Anna's offen stehen, der flüchtige Blick, den er im Vorübereilen hineinwarf, ließ ihn die Freundin am Fenster und — weinend erblicken. Ganz mechanisch riß er jetzt seine Thür auf und das gewünschte Buch aus dem Repositorium. Mit zwei Sätzen war er über den Gang wieder zurück und stand im Gemach der Räthin, die sich bei seinem Schritt halb erschrocken umwandte und gleich darauf abermals nach dem Fenster sah.

„Anna, was ist Dir?" fragte er bestürzt. „Bist Du krank, was hat Dich erfaßt?"

„Geh nur, laß mich allein", sagte die Räthin heftig, fast leidenschaftlich. „Du hast im Garten Wichtigeres zu thun, geh nur!"

„Ich wollte dies Buch an Fräulein Wohlbrück bringen", versetzte Steinau.

„Gewiß, ich sehe ja, Fräulein Clara wartet!" rief Anna bitter. „Sie kann nicht warten meinethalben — so eil Dich!"

Steinau fühlte einen heftigen Schmerz, Anna so zu sehen und zu hören. Es war ihm wie ein elektrischer Schlag, der sein ganzes Wesen berührte. Er sah zum Fenster hinaus, beide Fräulein Hausdorf standen schon wieder neben Clara. Da rief er die alte Dienerin und gab ihr den Auftrag, das Buch an Fräulein Wohlbrück zu überreichen. Sowie dieselbe die Treppe hinabging, drückte er die Thür zu und sprach ernst und bittend zu gleicher Zeit:

„Anna, jetzt will ich und muß ich wissen, was Dich so verwandelt hat!“

„Du weißt es nicht?“ schluchzte Anna. „Du weißt es nicht? Du bist schon so weit, Dich darüber zu wundern, wenn ich noch warme Liebe für Dich fühle, wenn ich Dich und Dein Verderben beklage und meine Machtlosigkeit dazu!“

„Was sind das für Worte? Mich und mein Verderben? Welchen Anlaß, welchen Vorwand kannst Du dazu haben?“

„Ich kann mir denken, daß Du mich nicht verstehen willst und wirst“, versetzte die Räthin. „Du hast Dich in Deine Phantasie bereits so weit hineingelebt, daß Du nicht mehr begreifst, wie Jemand außerhalb derselben stehen kann. Ich habe Dir in den letzten Wochen vergebens meine Furcht und mein Mißbehagen angedeutet. Du wolltest sie nicht verstehen. Dieses Mädchen, diese Clara fesselt Dich bereits, — und Deine Nächsten gelangen nicht mehr zu Dir.“

„Aber, Anna, welche schweren Vorwürfe. Kein Wort hat mir angezeigt, daß Du mit meiner Neigung, die ich gar nicht leugnen will und kann, nicht einverstanden bist. Du hast mich nicht ahnen lassen, was Dich jetzt öfter verstimmt.

Das hab' ich wohl bemerkt, aber diese Deutung unterzulegen, von Dir überhaupt eine solche Bitterkeit zu erwarten, daran freilich habe ich nicht gedacht!"

„Und soll man nicht bitter sein?" frug Anna. „Hältst Du all mein Sorgen um Dich, all mein Vertrauen auf Deine Energie und Dein ächtes Wesen für eitle Redensart. Soll ich nicht bitter werden, wenn ich sehe wie Du jetzt auf einmal die hochherzigen Pläne, die stolzen Hoffnungen hinter Dich wirfst und lenkst auf die große Heerstraße ein!"

„Wir wollen nicht unnatürlich werden, liebe Freundin", sagte Steinau. „Ich habe niemals gesagt, daß ich das Herz zu vergessen dächte, ich habe nie Carriere um den Preis meines innern Glückes machen wollen."

„Und ist das wahres Glück, kann dies Dein Glück sein?" fiel ihm Anna wieder leidenschaftlich in die Rede. „Du kennst dies Mädchen kaum und wie Du sie kennst, durch die Historie mit Deinem Freund Brand, sollte sie Dich nicht anziehen. Du weißt nur von ihren unglücklichen Familienverhältnissen. Täusche Dich nicht, lieber Max, eher wird man Dir gutwillig eine Herzogstochter zur Frau geben, ehe der Consul Wohlbrück von seinen Forderungen läßt. Was bist Du ihm gegenüber?"

„Wenig genug — aber doch ein Mann!" erwiderte Steinau stolz. „Und wenn Clara mich liebt —"

„Wenn sie Dich liebt, so wird sie ihr Vater verstoßen. Dann kannst Du die ganze traurige Existenz auskosten, die Du so oft bei Deinen Künstlerfreunden beklagt und ver-

spottet hast. Dann wirst Du Deine Kunstziele und Alles aufgeben müssen, was Dir von früher Jugend an als Zukunft vorgeschwebt hat. Aber glaube nicht etwa, daß ich gerade dies fürchte. Du wirst Erhörung bei Clara finden, hast sie vielleicht schon gefunden. Du wirst Dich tief in die Leidenschaft zu diesem Mädchen hineinleben, Du wirst in ihr aufgehen, daran Deine Kraft, daran Dein Wesen setzen. Du bist treu und stark. Sie aber, wenn sie daheim dem väterlichen Widerstand begegnet, wenn sie vergleicht wie wenig Du ihr bieten kannst, sie wird Dich nicht festhalten. Sie wird Dich fahren lassen — und Du, wahrhaftig, Du scheiterst daran. Ich aber ertrage den Gedanken nicht, daß Dein Leben an der Schwäche eines Mädchens zu Grunde gehe!"

„Du trägst die Schwäche in ihre Seele willkürlich hinein", bemerkte der junge Mann mit schwacher Stimme.

„Nein, nein", sagte Anna eifrig. „Sie ist modern durch und durch. Brand selbst gab es mir zu, als ich mit ihm darüber sprach."

„Was gäbe Brand nicht alles zu!" warf Steinau heftig ein.

„Ich täusche mich nicht, Max. Ich habe viele viele Fälle gesehen, dem Deinen ähnlich. Wo es auf Harren und Ernst des Wollens ankommt, sind es immer die Frauen, die den Muth verlieren. Ich muß die Stunde beklagen, welche Clara Wohlbrück mit uns zusammengeführt hat."

Steinau schwieg jetzt einige Augenblicke. Er war er-

schüttert, doch nicht überzeugt. Der tiefe Schmerz der Freundin that ihm wehe, er sah die lautere Wahrheit desselben, er vermochte ihre Angst um solchen Ausgang seines Lebens nachzufühlen, denn während sie von der Möglichkeit sprach, hatte es ihn peinlich berührt. Was hatte er ihrer Erfahrung, ihrer Sorge entgegenzusetzen? Den lebendigen Glauben an seine Liebe, an Clara, an sich selbst? Aber eben diesen Glauben nannte die Freundin Verblendung. Wortlos, in innerster Erregung, doch ohne etwas Anderes zu thun als vor sich niederzusehen und dann wieder scheu aufzublicken, ob kein Zug in Anna's Gesicht sich erhellen wolle, stand er noch immer in der Mitte des Zimmers. Er kämpfte in sich schwer. Alle Bilder seines Lebens glitten vor ihm vorüber, Anna war seit Jahren seine Freundin. Niemals noch hatte er seinen Weg von ihrer Zustimmung getrennt, niemals Reue über das empfunden, was er auf ihren Rath gethan hatte. Ihre Bekümmerniß in den Wind zu schlagen, dem eignen Glauben zu folgen war unmöglich. Er mußte Zeit zu gewinnen suchen, er mußte sich sammeln und aus den widerstreitenden Empfindungen zur Klarheit gelangen. Auch Anna sollte erst ruhiger sein. So brach er denn sein Schweigen mit der Frage:

„Was verlangst Du eigentlich, Anna? Wenn ich Deine Warnungen hören will, ich kann ja doch nicht wider mein innerstes Gefühl, Du wirst doch nicht begehren, daß ich die Empfindung wegwerfen soll, weil Du sie schiltst. Was kann ich dabei thun?"

In Anna erwachte die Hoffnung. So war also der

junge Freund von der Leidenschaft nur erfaßt, nicht eben umstrickt. Mit weiblichem Instinct und schneller Fassungskraft, deren sie sich selbst nicht bewußt war, verfolgte die Räthin von diesem einen Punkt aus ihren Weg.

„Ich verlange nichts Unmögliches, nichts Unnatürliches von Dir", sagte sie. „Ich lasse Dir selbst die nächsten Schritte. Ueberzeuge Dich erst wie es mit Deinem Gefühl steht, ob es so tief, so stark ist. Ueberzeuge Dich, ob Clara Dich vermißt! In eurem Alter ist man stets geneigt flüchtige Wünsche und innere Nothwendigkeiten, Sehnsucht und Glauben zu verwechseln. Geh einige Wochen von hier. Brich gleich jetzt nach der Residenz auf und betreibe dort Deine Angelegenheiten. Prüfe Dich und sei wahr auch in diesem Falle! Ich bin überzeugt, Du fühlst es selbst, daß solche Neigung keinen Bestand haben kann!"

Anna hegte die Ueberzeugung. Sie fühlte nicht ganz deutlich, daß dieselbe ein wenig jesuitisch sei. Eine werdende Liebe trennen und wenn sie dann nicht dauert, sie flüchtig schelten, heißt: den sprossenden Baum aus der Erde reißen und wenn er verdorrt, sagen er hätte nimmer zum festen Stamm werden können. Steinau hatte ein ähnliches Bild vor sich, doch setzte er dem Vorschlage der Freundin nichts entgegen. Sie reichte ihm ihre Hand und sah ihn dabei mit einem Blick so voll Innigkeit und Treue, so voll wahrer innerster Theilnahme an, daß sein Widerstand völlig gebrochen ward. Seufzend, aber entschlossen zur Selbstüberwindung verließ er das Zimmer, mit ganz andern Gefühlen als denen, die ihn über die Schwelle begleitet hatten.

In Wahrheit ein schwüler Johannistag. Steinau blieb in seinem Gemach allein. Die Rebenverkleidungen vor den Fenstern ließen nur einzelne Sonnenstrahlen in das behaglich eingerichtete Zimmer dringen, dasselbe war durch Vorhänge geschützt und selbst an heißen Sommertagen anmuthig kühl. Dennoch schien der Aufenthalt Steinau fast unerträglich. Er sprang einmal über das andere vom Lehnsessel oder der kleinen Ottomane empor, er stellte sich an seinen Schreibtisch und wollte gleichgültige Correspondenzen erledigen, er begann in verschiedenen Büchern zu lesen. Bei alledem konnte er nicht verhindern, daß seine Augen zum Fenster und durch dasselbe nach jener Stelle des Gartens blickten, wo er heute Morgen Clara zuletzt gesprochen hatte. Ein dumpfer Schmerz hielt sein ganzes Wesen befangen. Gewaltsam suchte er andere Bilder als die Clara's und Anna's sich herbeizurufen, gewaltsam andere Gedanken als die an seinen Conflict zu hegen. Und am Ende behauptete die Phantasie ihr Recht. Er dachte an die Reise nach der Residenz, an die dort bevorstehenden Möglichkeiten. Anna's Beschwörungen ließen ihm manches von dem, was Hofrath Lehnhard für ihn angebahnt, jetzt anders erscheinen. Er redete sich ein, in vielem Widerstand leisten zu müssen, weil seine Zukunft dabei Gefahr laufe. Dann beschäftigte ihn jener Theil des Briefes, in welchem von der Fürstin und Prinzessin Dalowska die Rede war. Seine diesmalige Reise zur Residenz mußte ihm voraussichtlich viel Widriges bringen, die Besuche im Hause der Fürstin schienen ihm einzig Entschädigung zu versprechen.

Ein trauriger Ersatz für die lichten Hoffnungen des Morgens waren solche hastig wechselnde, abgerissene Bilder freilich.

Aber er erreichte mit ihnen doch eine wenigstens äußerliche Ruhe, die ihn befähigte bei Tisch wieder mit Anna zusammenzutreffen. Die Freundin fand er bereits unter den Einwirkungen seines Entschlusses, sie zeigte sich gefaßt, beinahe hoffnungsreich, vor allem zärtlich. Gleich als müsse sie ihm vergelten, als müsse sie mit seinem verwundeten Gefühl auch äußerlich sanft umgehen, hatte sie nie anmuthender, liebenswürdiger, theilnehmender um ihn gewaltet. Sie versuchte im Laufe des Nachmittags, in dem sie auch mit ihm besprach, alles, was der Tag gebracht habe, dem Rathe zu verschweigen, viele Mittel seiner stillen Traurigkeit entgegenzuwirken. Zuerst trat sie an den Flügel und schlug einige der schönsten Lieder Robert Schumann's — Steinau's Lieblinge — leise an. Sie bemerkte jedoch augenblicklich, daß die weichen Klänge ihn nicht beruhigen würden. Und so setzte sie sich ihm mit ihrer Arbeit gegenüber, wie sie sonst wohl an vielen Nachmittagen gethan hatte, wie es aber seit langer Zeit nicht geschehen war. Sie plauderte — so schwer ihr auch zu Sinn war, leicht, und selbst einen Theil ihres glücklichen Humors fand sie wieder. Oft schon hatte sich bei solchem Gespräch der Hinblick auf Reisen, auf großes Weltleben ergeben. Dies ersehnte sie für ihren jungen Freund, sie selbst, bemerkte sie lächelnd, sei dazu zu alt. Auch darin lag Resignation, aber für Steinau wollte sie einmal nicht resigniren. Sie wurde lebendig

beredt, als sie jetzt seine Wünsche, welche auch die ihrigen waren, besprach. In rascher Folge tauchten große und prächtige Bilder: das schimmernde, reiche Paris, die volksbelebten Seestädte, die Alpen und Italien auf. Selbst die entferntesten Ziele geheimer Sehnsucht schienen leicht erreichbar. Eine Weile bewegte sich Steinau gern mit in dem phantastischen Aussichtsspiel, dann sagte er ernsthaft:

„Ach, Anna, was gehört dazu, dies Alles zu schauen, zu durchleben. Welche günstige Umstände, wie viel glückliche Zusammentreffen.“

„Es giebt eine Höhe des Lebens, wo dies alles nur Punkte sind,“ erwiderte die Freundin. „Du bist darin vor Tausenden glücklich, diese Höhe erreichen zu können. Dir stehen Wege offen, nach denen ein Anderer vergeblich ringt, Dir werden sich Aussichten eröffnen, von denen Du jetzt selbst noch nichts weißt. Wie viel ist Friedrich und wie viel mir geworden und was sind wir gegen Dich.“

„Liebe Anna,“ bat Steinau, „sag mir das nicht. Du weißt, ich habe meine Dosis Eitelkeit, so gut wie Jeder mit fünfundzwanzig. Aber das will ich nicht hören und nicht glauben!“

„Gut denn!“ lenkte Anna ein. „Du darfst jedoch nie allein auf den günstigen Zufall rechnen. Bahne Dir selbst Wege zu Deinen Wünschen, ist der Pfad steil: immer empor!“

Als Anna später das Zimmer verließ, nahm sie die Befriedigung mit sich, daß Steinau's Ausdruck ein ganz anderer geworden sei. Ihre Worte hatten in der That mächtig ge-

wirkt, mächtiger als sie selbst geglaubt. Sie hatten eine Folge von Erinnerungen, Wünschen und Plänen an Steinau vorübergeführt, eine Fülle wirrer Hoffnungen und Erwartungen, hinter die der Schmerz und die Stimmung des Augenblicks zurücktreten mußte. Der Vorsatz des jungen Mannes, seine nächsten Schritte in der Residenz sollten auch die ersten Schritte auf neuen Bahnen und zu neuen Zielen sein, hatte etwas viel zu Augenblickliches, beinahe Krampfhaftes. Aber der Vorsatz war ernstlich gefaßt.

Anna fand rückkehrend ihren Freund im tiefen Nachsinnen. Sie berührte ihn leis und wiederholte wie ermuthigend: „immer empor!" während das verhängnißvolle Wort schon den jungen Mann aufs neue in seine Fesseln geschlagen hatte.

Der Duft entsteigt der Rose und Niemand weiß, ob es nicht Wesen giebt, die er tödten würde. Die edelste Erregung streut Worte wie goldene Samenkörner aus und trifft auf ein Herz, auf eine Stunde, eine Stimmung, in denen die Saat giftige Früchte bringt. Hätte Anna ahnen können, was alles an dieses Wort sich knüpfen solle, sie würde ihre Sorge bewältigt, ihre Hoffnungen eitel und frevelnd genannt, die in vergeblicher Erwartung gepeinigte Clara herbeigerufen und ihrem Freunde selbst in die Arme geführt haben. So blieb ihr die Zukunft verborgen und selbst ihre Bangnisse, ob sie recht gehandelt, verscheuchte sie mit dem tönenden „immer empor!"

---

# Drittes Buch.

# Drittes Buch.

## Sirene.

Fünf Wochen nach den eben geschilderten Vorfällen in der Kleinstadt, mitten im Hochsommer, finden wir Max Steinau in der Residenz. Vor einem Hause der breiten, einer mächtigen Caserne ähnlichen Königsstraße, steht er jetzt im Gespräch mit dem Hofrath Lehnhard, den er dahin begleitet. Die Unterhaltung zwischen Beiden ist lebhaft, der Ton des Gesprächs sehr bewegt und manchmal selbst heftig. Der Hofrath, über und über in Weiß gekleidet, lüftet einmal um das andere den runden, grauen Hut, den er trägt und fächelt sich mit einem Taschentuche Kühlung zu. Auch Steinau schaut erhitzt und selbst abgespannt aus. Die Augustsonne brennt heiß auf das Trottoir herab und dennoch denken beide Männer nicht daran, eine kühle und schattige Stelle zu suchen. Mehrere Vorübergehende blicken aufmerksam nach dem Paare, aber unbekümmert um Alles, faßt der Hofrath jetzt seinen jungen Freund am Arme, ihn zu einigen Schritten hin und her zu nöthigen. Dabei demonstrirt er mit Hand und Arm und ruft:

„Ich sage Ihnen einmal über das andere, lieber Steinau, es sind Thorheiten, die Sie mir da anbringen, krankhaftes, ungerechtfertigtes Wesen. Sie wollen die Anfänge zu einer Stellung in der Welt sich verderben, warum, aus welchem Grunde?“

„Das mag Alles sein, lieber Herr Hofrath,“ erwiderte Steinau mit möglichst ruhiger Stimme. „Ich kenne Ihre Anschauungen und weiß, daß Sie gut für mich denken. Aber in Lebensfragen folgt man zuletzt seinem eignen Gefühl. Nun ist es wider die Natur und wider alle Hoffnungen, die ich je gehegt, mich da in Ihre freie Akademie hineinstecken zu lassen. Man wird mich mit Gott weiß wem zusammenwerfen, ich habe keine Neigung dazu. Ich kann auf viel resigniren, aber so geht es eben nicht!“

„Heiliger Crispin!“ polterte der Hofrath, „wenn ich nur irgendwo passendes Leder zu stehlen wüßte, um den Leuten Sohlen unterzulegen. Wissen Sie, lieber Freund, Handschuhe sind immer eine schöne Sache, aber man läuft nicht auf Handschuhleder.“

„Ich verstehe Ihr Gleichniß nicht ganz!“

„Verstehen nicht? Ich meine, daß es immer gut und für Sie vortheilhaft sei, wenn man von Ihnen für die Kunst des Vaterlandes etwas erwartet. Halten Sie diesen Ruf ganz und rein. Aber eingenäht können Sie nicht darin werden. All Ihre Bedenken gegen meine Vorschläge sind unnütz. Ich muthe Ihnen nicht zu, Dichtungen auf Bestellung zu schreiben. Anderes darf Sie gar nicht kümmern. Oho, junger Mann, glauben Sie nicht, daß zu

Shakespeare's Zeiten Hofpoeten nach italienischer Schule existirten und den Comödianten vom Globus auf ihre Art verachteten. Halten Sie's für Lob, wenn Göthe unter die Genies gezählt wurde? Sie sind aber nicht der eine und der andere und wollen doch etwas voraus haben. Wissen Sie, wer die Poetenetikette angeklebt hielt: Herr Opitz und Herr von Lohenstein! Wollen Sie mir noch widersprechen?"

„Ganz gut, mein theurer Gönner," erwiderte Steinau. „Ich will auch Ihre Vorschläge weiter in Erwägung nehmen. Aber jetzt entlassen Sie mich freundlichst. Ich habe heute Mittag noch zwei Wege."

„Dort hinauf?" fragte der Hofrath halb knurrend. „Und dann weiter, wenn man forschen darf?"

„Gewiß darf man. Weiter zu unserer Durchlaucht!"

„Da haben wir's," lärmte jetzt der alte Herr wieder. „Ich dachte mir's doch, daß der Wind, der Sie so obstinat macht, über die slavischen Steppen weht. O, ich kann mir jetzt Alles vorstellen. Sie haben, weil sie jetzt Tag für Tag bei der Fürstin antichambriren — oder bei der Prinzessin, wenn Ihnen dies lieber ist, ein Wort von unsern Projecten fallen lassen. Und nun hat's dort ein vornehmes Achselzucken, ein Naserümpfen und dergleichen?"

„Es war allerdings ähnlich!" gestand der junge Mann zu.

Aber jetzt schien die letzte Geduld des Hofraths erschöpft. Wer ihn auf- und abschreiten, gesticuliren und dabei den Arm Steinau's immer fester in den seinen pressen

sah, der mochte einen Polizeibeamten und einen Verhafteten vermuthen. Seine Stimme steigerte sich rücksichtslos, und vergebens machte ihn Steinau aufmerksam, daß einige Frauenköpfe aus der gegenüberliegenden Etage lauschten.

„Oho!“ schrie er, „es ist mir ganz Recht, daß diese windige Gesellschaft da drüben auch etwas von der Wahrheit profitirt, die man Ihnen aufspielen muß. Sie wollen etwas von Welt verstehen! Sie wollen eigene Wege gehen! Und wissen noch nicht, daß es Art dieser Leute ist, Alles herabzusetzen, was ihnen nicht persönlich genehm ist. Und wissen nicht, daß sie die Stellung eines Hauslehrers als höchst respektabel ansehen, wenn ihnen der Mann gefällt und daß sie vom ersten Bedienten reden, wenn ihnen der Mann nicht gefällt. Das kümmert Sie? Haben Sie nicht neulich gehört, wie der russische Graf von seinem Neffen, der Gesandtschafts-Attaché in Paris ist, sprach? Pah, sagte die Fürstin, er stellt den Stiefelputzer seines Herrn Ambassadeurs vor. Wenn Sie diesen Leuten nicht persönlich zusagen, so kann Ihnen ein ganzes Nationalparlament den Künstlernamen bestätigen, sie sprechen ihn dennoch ab. Darnach wollen Sie sich richten und darum vielleicht Ihre Zukunft verderben? Wahrhaftig, nun heiße ich Sie auch einen Poeten, aber im böseſten Sinn.“

Steinau hatte Mühe, den alten Herrn zu beruhigen. Derselbe hatte ihm Vorschläge gemacht, bei Einrichtung einer Akademie für freie wissenschaftliche Vorträge in der Residenz mitzuwirken, und als sein junger Schützling Bedenken äußerte, war er in zornigen Eifer gerathen.

Leider fand sich Steinau durch diesen Eifer keineswegs überzeugt und brach das Gespräch nur darum begütigend ab, um bald möglich zu seinem Besuch bei der Fürstin Dalowska zu gelangen.

In den ersten Tagen war er wenig dort gewesen. Indeß als man ihn immer zuvorkommender empfing, immer freundlicher einlud, gewöhnte er sich gleich Andern täglich im kleinen Salon der Fürstin zu erscheinen. Dieselbe zog ihn freilich nicht zu sehr an. Ihre bestimmte, keinen Widerspruch duldende, und die Fragen, die sie in der ersten Minute an Jemand gerichtet, in der zweiten Minute selbst beantwortende Manier, stieß ihn ab. Aber der rege Verkehr in dem Hause, das tägliche Zusammentreffen mit bevorzugten Persönlichkeiten, das reiche, keine Beschränkung zeigende Leben nach außen, die Kunstschätze, welche die Fürstin wirklich besaß, das Alles konnte wohl Anziehungspunkte bilden. Und neben der Fürstin stand ja die Prinzessin. Bei den ersten Begegnungen freilich, war Steinau's Interesse an ihr zerstreut und getheilt. Er war mit dem ganzen Schmerz um die Trennung von Clara gekommen. Nicht lange, so zog ihn die Prinzessin doch wieder mächtig an. Das Fremdartige an ihr, die stete Beschäftigung mit Dingen, bei denen sie von den Fesseln des Tageslebens gelöst erschien, ihre wunderbare Schönheit und die graziös kundgegebene Theilnahme an seinen eignen Bestrebungen hatten ihn in wenig Wochen vollständig berauscht. Und dazu schrieb ihm nicht die Räthin, sondern sein Freund Kern, der

von allem Vorangegangenen nichts wußte, daß Clara Wohlbrück ihn und Anna noch einigemale besucht und recht scherzhaft über Steinau's plötzliches Verschwinden gesprochen habe. Der junge Mann war über diesen Brief schmerzlich erstaunt. So hatte die Freundin dennoch Recht. Clara hatte Brand nicht aufgegeben, weil sie die Haltlosigkeit seines Wesens und dafür den Ernst in Steinau's Gefühl erkannt, sondern leichtsinnig, ächt modern — wie Anna es nannte, suchte sie in flüchtig abgestreiften Gefühlen und wechselnden Beziehungen Ersatz für den Druck ihres Daheim. Wieder getäuscht, wieder geirrt! Steinau hätte in laute Verwünschungen ausbrechen mögen und dennoch verschwieg er selbst gegen Brand, mit dem er in dieser Zeit täglich verkehrte, seinen Ingrimm und seinen Schmerz. Das leise anmahnende Gefühl, daß Clara nicht anders sein könne, als sie sich gegeben habe, und den Wunsch, sie doch erst noch zu sehen und zu sprechen, erstickte er im Groll und im Gewühl des Gesellschaftstreibens, in das er sich jetzt warf. Prinzessin Marie bildete den Mittelpunkt desselben. Ihr zu begegnen, um sie zu sein, ward bald zur eigentlichen Aufgabe des jungen Mannes. Das „immer empor!" klang noch in ihm, wenn er den Kreis der Verehrer mehrend, die sich um das schöne Fürstenkind drängten, öfter und öfter an ihrer Seite war. Ganz haltlos war er im Verkehr mit dem Hause der Fürstin in kurzer Frist geworden. Vergebens wollte er sich hier und dort zur Besonnenheit, zu seiner frühern, eigenthümlichen Zurückhaltung zwingen. Vergebens recitirte er aus seinem

Homer die Fabel von den Sirenen und wollte Nutzanwendungen für sich machen. Wenn er wieder die breite Treppe empor, durch die hohen heitern Räume in der Wohnung der Fürstin ging, wieder in den kleinen Salon mit den üppigen, schwellenden Sitzen, den rothen Tapeten, mit kostbaren Bildern und tausend geschmackvollen Kleinigkeiten trat, gewann er sich wohl noch ein Lächeln ab. Alle diese Dinge waren gleichgültig. Aber wenn die Prinzessin erschien, immer gleich reizend, immer lächelnd, immer liebenswürdig bereit auf Alles einzugehen, was er eben bringen mochte, dann war es wiederum vorüber mit der Besonnenheit. Dann trug ihn ein Traum über Alles hinweg, er sah nichts, er hörte nur die weiche, klangvolle Stimme, die stets aus dem Herzen zu kommen schien.

Und was das Mißlichste bei ihm war, während er in seinen Briefen an Kern und an Anna von der Mehrzahl dieser Begegnungen schwieg, während er gegen Brand die Prinzessin Sirene nannte und etwa neckenden Bekannten klar und kühl das Ungereimte auseinandersetzte, Namen wie Prinzessin Dalowska und Max Steinau zu paaren, — während dies Alles geschah, hegte er doch Hoffnungen. Er wußte selbst nicht klar, worauf er hoffte, er dachte auch nicht daran, sich eigentlich Rechenschaft zu geben. Ein anderes, neues Leben war für ihn aufgegangen, ob dasselbe dauern könne und dauern werde, kümmerte ihn allein. Seine andern Angelegenheiten ließ er in den Hintergrund treten. Selbst der scharfe Ton, den Kern's Briefe in den letzten Tagen zuweilen annahmen,

berührte ihn nicht, er war es wohl zufrieden, daß alles Andere einen Schritt zurückgehe, wenn er der Prinzessin einen Schritt näher trat.

Schon seit einigen Tagen hatte der junge Mann beobachtet, daß eine ersichtliche Mißstimmung zwischen der Fürstin und ihrer Tochter bestand. Sie verrieth sich in Kleinigkeiten, in einzelnen Widersprüchen, beinahe Niemand bemerkbar. Aber Steinau hatte sein Auge für alles, was „Sirene" anging, geschärft. Er fühlte, daß etwas vorgegangen sein müsse, und war schon sicher genug geworden, die bei seinen letzten Besuchen sichtbar an den Tag getretene Apathie der Prinzessin nicht sich zuzuschreiben. Während der Hofrath vorhin mit ihm stritt, dachte Steinau viel weniger an den Gegenstand ihres Gesprächs, als an die Möglichkeit, in das Geheimniß dieser Verstimmung zu dringen.

Als er heute in den kleinen Salon trat, fand er die Fürstin auf einem Divan, neben ihr Professor Wildner, den Bildhauer. Zwei Schüler desselben, die er eingeführt, durchblätterten, um eine sichere Position in der ungewohnten Gesellschaft zu haben, ein französisches Album der Fürstin; der russische Graf Wialowow, ein entfernter Verwandter der Fürstin, hatte ihr gegenüber Platz genommen und machte sein Vetternrecht mit einer gewaltig dampfenden Pflanzercigarre geltend. Mehr im Hintergrund des Zimmers auf einer zweiten Ottomane befanden sich die Fräulein von Berenburg, alte sogenannt geistreiche Damen der Residenz, welche der Fürstin Da-

lowska von Zeit zu Zeit Besuche machten, nur um auch bei ihr eingeführt zu sein und von ihr in Theegesellschaften sprechen zu können. Die Prinzessin saß schweigend am Fenster, ihren schönen Kopf fest in die Falten des Sammetvorhangs gedrückt und nur halb auf die Plaudereien hörend, mit denen sie der neben ihrem Sessel stehende Herr zu unterhalten versuchte. Dies war ein junger, schlank gewachsener Mann mit hübschen, aber flachen, ein wenig verlebten Zügen. Die Fürstin stellte ihn als Baron Thomé, einen jungen Holländer, vor, doch belehrte die weiße Uniform mit orangefarbenen Aufschlägen, daß er in der österreichischen Armee Dienste genommen habe. Der junge Offizier war einigermaßen in Verlegenheit, seine Stimme hatte etwas Kreischendes und im Salon sprach Alles nur halblaut, so daß man seine Unterhaltung ganz deutlich vernehmen konnte. Wenige Minuten, nachdem Steinau eingetreten war und sich in der Nähe der beiden alten Fräulein — eigentlich in derjenigen der Prinzessin — seinen Platz gesucht hatte, trat eben eine allgemeine Stille ein, durch welche eine hastige Frage des Baron Thomé gleichsam hindurchschnitt:

„Prinzessin scheinen sehr ermüdet? Haben vielleicht gestern einer großen Corsofahrt beigewohnt?"

Die Prinzessin gab irgend eine gleichgültige, verneinende Wendung zurück, die Niemand recht verstehen konnte. Die Fürstin aber warf einen Blick zu ihrer Tochter hinüber, — Steinau fing den Blick auf und erschrak vor ihm, — und sagte dann ganz vornehmlich im scherzend sein sollenden Tone:

„O nein, Fräulein ist durch ganz andere Angelegenheiten beschäftigt. Sie müssen wissen, daß wir so glücklich gewesen sind, in diesen Tagen einen alten Freund unsres Hauses, einen höchst interessanten Mann und alten Bewunderer von Marie zu begrüßen. Ich und meine Tochter sind ihm sehr geneigt."

Steinau hatte, während die Fürstin sprach, nur auf die Prinzessin Acht gehabt. Es entging ihm, daß Graf Wialowow zwei Augenblicke ganz erbittert aussah und Baron Thomé mit offnem Munde neben der Prinzessin stand; daß die beiden jungen Bildhauer nach ihrem Meister hinübersahen und schnell dessen gleichgültige Miene bei dieser Mittheilung zu copiren suchten; daß die Fräulein von Verenburg in höchster Spannung auflauschten. Er sah nur, wie Prinzessin Marie auffuhr, das Zucken ihres ganzen Körpers drückte sich in den Falten des Vorhangs, an dem sie lehnte, ab, — er sah wie der geringe Hauch von Röthe, den ihr Gesicht besaß, mit einemmale davon wich und die Wimpern sich über die dunkeln Augen senkten, um den Ausdruck derselben zu verbergen. Die grausame Spannung, in welche ihn die Worte der Fürstin versetzten, wurde jedoch von einem unerklärbaren Gefühl begleitet, Steinau hätte es dem Behagen des Erdgräbers, der unter Dunst und Trümmern eine Goldmine entdeckt, vergleichen mögen. Freilich nahm schon eine Minute später das Gesicht der Prinzessin den apathischen müden Ausdruck, welchen es vorhin gehabt, wieder an. Aber Steinau wußte jetzt etwas, er wußte mehr als

die Anderen, welche durch die plötzliche und abgerissene Bemerkung der Fürstin lediglich in Verlegenheit gebracht wurden. Die Weise, in welcher die Bemerkung accentuirt war, ließ sie selbst dem Gleichgültigsten nicht als gleichgültig erscheinen, einen Schlüssel dazu besaß auch er nicht.

Zwei Minuten darauf verweilte die Conversation wieder bei dem neuen großen Monument des Professor Wildner, dessen Schüler nun zum erstenmale mitsprachen. Baron Thomé, welcher seine besten Bemühungen vergebens aufgewendet hatte, und jetzt fühlte, daß die Prinzessin nicht unterhalten sein wolle, ging über den Salon hinweg nach einem kleinen, mit Bücherschränken und Kupferstichmappen ausgestatteten Cabinet, welches man die Bibliothek nannte. Dicht daneben befanden sich die Zimmer der Prinzessin.

Steinau hielt es für gut, dem östreichischen Holländer zu folgen, damit die Prinzessin allein bleibe und er nicht länger durch die Unterhaltung der Verenburg'schen Damen erfreut werde. Baron Thomé hatte sich über einen mächtigen Atlas, der auf dem Tische aufgeschlagen lag, gebeugt. Sobald Steinau eintrat, verließ er diese unfreiwillige Beschäftigung, zog denselben vertraulich in die letzte Ecke des Cabinets und sagte, so gedämpft er vermochte:

„Nun bitte ich Sie, lieber Herr Doctor, ist Ihnen etwas Aehnliches schon vorgekommen. Wenn dieser arme Graf Wialowow einen Korb bekommen sollte, es ließ sich doch eine höflichere Form dafür finden. Aber diese geistreichen Damen, wie die Durchlaucht draußen, nehmen

keine Rücksichten mehr! Gott sei Dank — dergleichen sollte einem doch nicht passiren!“

Steinau erstaunte selbst über die Vertraulichkeit des jungen Hauptmanns. Derselbe war viel zu glücklich über die Schärfe seiner Beobachtung, da er weder von einer Bewerbung Wialowow's noch von sonst etwas gewußt habe, als daß er Anstand genommen hätte, das Resultat und seine Meinung Jedermann mitzutheilen. Im Ganzen gefiel es ihm bei der Fürstin nicht, er hatte sich auf einen Brief seiner Mutter hier eingeführt, war zum Dejeuner geladen worden und konnte nun nicht eher loskommen.

Doctor Steinau schien gutmüthig und umgänglich, wenigstens verwickelte er den jungen Offizier sogleich in ein Gespräch über die kleinen Garnisonen in Ungarn, deren Leiden und Freuden. Während desselben aber dachte Steinau ununterbrochen an die Prinzessin und die merkwürdigen Worte der Fürstin. Wer war der interessante Fremde, warum wurde von ihm nicht gegen Graf Wialowow allein gesprochen und warum vor allem in Gegenwart der Fräulein von Verenburg, welche gut für drei Tagesblätter waren? Steinau glaubte eine Absicht zu fühlen, die Prinzessin an Wünsche der Fürstin durch die Oeffentlichkeit zu fesseln.

Während des Dejeuners saß er zur Linken der Prinzessin, Baron Thomé zur Rechten. Der Letztere nahm seine mehrfach gescheiterten Unterhaltungsversuche wieder auf und war endlich so glücklich, der Prinzessin einige schein=

bare Theilnahme für Wiener Neuigkeiten abzulocken. Baron Thomé wurde völlig guter Laune, als er seine oft gerühmten Talente für die Unterhaltung hier bewähren konnte. Er sprach leicht und elegant Französisch, und die momentane Behaglichkeit der Conversation, vereint mit den Vorzügen des Dejeuners, würde ihn völlig mit der Fürstin ausgesöhnt haben, wenn diese nur darauf hätte eingehen wollen. Sie wendete aber fortdauernd ihre Aufmerksamkeit dem Professor Wildner und dessen Schülern, welche Deutsch sprachen, zu. Kein Wort entging Steinau. Noch immer bildeten Kunstgegenstände den Mittelpunkt des Gesprächs um die Fürstin, aber sie beherrschte dasselbe. Professor Wildner fand sich plötzlich auf einem ganz andern Gebiete und selbst Steinau sah nur, daß derselbe von den Mängeln Canovas auf seine Meinung über die Ehen der Aristokratie geführt worden sei. Natürlich sprach sich der alte Meister sehr vorsichtig aus und überließ es der Fürstin um so lieber, ihre Fragen selbst zu beantworten, als sie dies Recht einmal für sich in Anspruch nahm.

„Ich kann nicht finden, daß die Convenienzheirathen in unserer Zeit noch irgend einen Sinn hätten," bemerkte die Fürstin mit großer Lebhaftigkeit. „Familieninteressen sind nicht mehr maßgebend in der großen Welt, wollen überhaupt wenig bedeuten. In unsern Tagen sucht jeder nach seinem Geschmack und für seinen Comfort zu leben, warum sollten die Ehen nach andern Rücksichten geschlossen werden? Ich würde sicher nichts dagegen einwenden, wenn

meine Tochter einen einfachen Edelmann, der ihren Ansprüchen genügt, heirathete."

Der Baron Thomé horchte wieder hoch auf, offenbar flog ihm einen Augenblick der Gedanke, er selbst sei gemeint, durch den Kopf. Er sah dazu nicht eben geistreich aus und beruhigte sich erst, als die Prinzessin das Pratergespräch neu aufnahm. Steinau hatte Ursache, die Beherrschung des jungen Mädchens zu bewundern. Der fixirende Blick, mit welchem die Fürstin diese zweite diplomatische Andeutung begleitete, begegnete einer vollkommnen Ruhe auf dem Gesicht ihrer Tochter, aber unter dem Tisch trat der kleine Fuß ein paarmal heftig auf den Boden und als Steinau's Arm, zufällig oder absichtlich, den der Prinzessin streifte, bemerkte er doch, daß sie zitterte. Mit seinem Talent war der junge Mann zu Ende. Er hatte geglaubt, der interessante Fremde sei irgend ein Fürst, dessen Hand der Prinzessin aufgedrungen werde solle. Jetzt sprach die Fürstin von einfachen Edelleuten, mißbilligte Convenienzheirathen und rühmte ihre Liberalität. Dies war und blieb vollkommen dunkel und unverständlich, jeder Versuch, durch Nachsinnen das Räthsel zu lösen, welches diese Erklärungen und die dennoch widerwillige Erregung der Prinzessin schufen, war vergeblich. Die abenteuerliche Ader, welche jeder phantasievolle Mensch in sich trägt, trat jetzt bei Steinau hervor. Mit allen Kräften seiner Seele war er gleichsam an das Geschick „Sirenes" gekettet, jetzt oder nie mußte er ihr näher kommen.

Das Dejeuner ging vorüber, man trat zurück in

den Salon. Baron Thomé war es müde, von der Prinzessin nur zwei und drei Worte zur Antwort zu erhalten, er wendete sich an die jungen Bildhauer, welche wieder einigermaßen in Verlegenheit waren und suchte sich mit ihnen zu verständigen. Steinau hatte sich in der Bibliothek niedergesetzt, Prinzessin Marie ging an ihm vorüber nach ihren Zimmern. Sie stand in der Thür still, Steinau glaubte einen zweifelnden Blick auf sich wahrgenommen zu haben. Alles Blut drängte sich nach seinem Herzen, einen Augenblick schien ihm der Athem zu versagen.

„Sie haben mir versprochen, Prinzeß," redete er sie an, „daß ich Ihr Autographenalbum sehen soll. Wäre jetzt eine günstige Viertelstunde dazu?"

Prinzessin Marie hatte ein „nein, heute nicht," schon auf den Lippen. Aber Steinau hatte nicht eigentlich gebeten, er hatte fast trocken gefragt. Sie öffnete die Thür zu ihrem Zimmer, wo sich eine ältere Französin, eine Mittelfigur zwischen Gesellschafterin und Gouvernante, befand.

„Kommen Sie hier herein, Herr Steinau," rief die Prinzessin. „Elise, geben Sie mir die Portefeuilles mit den Autographen."

Steinau trat in das erste Zimmer der Prinzessin, welches, geschmackvoll in Braun und Silber decorirt, vom zweiten nur durch einen halb zurückgeschlagenen Vorhang getrennt war. Die französische Gesellschafterin war in das zweite Zimmer gegangen, die Prinzessin gab Steinau einen Wink sich zu setzen und sagte:

„Wenn Sie mir eine Bemerkung zu machen haben, so sprechen Sie Deutsch. Elise versteht beinahe kein Wort davon.“

Eine Bemerkung? Ueber die Autographen, welche die Französin in viel verzierten Enveloppes herbeibrachte? Was kümmerten die Prinzessin jetzt Napoleon's und Poniatowski's, Humboldt's und Göthe's Unterschrift! Vielleicht sollten sie auch ihn nicht kümmern und während er sich auf die aufgeschlagenen Blätter herabbeugte, gewaltsam das Gefühl der Beklemmung zurückdrängend, sagte er:

„Es gehört schon ein gutes Auge dazu, um so viele wunderlich verschlungene Schriftzüge zu enträthseln. Wie müßte der als Meister gepriesen werden, der die Schriftzüge auf jedem Menschenantlitz im Augenblick erklären und deuten könnte!“

„Verstehen Sie etwas von dieser Kunst?“ lächelte die Prinzessin, dennoch gespannt auf Steinau's Antwort lauschend.

„Nur soviel, um zu wissen, daß es ein Räthsel ist, wenn Dinge, die das Publikum erst nach der Entscheidung erfahren sollte, vor derselben dargeboten werden. Soviel, um zu wissen, daß da ein Geheimniß obwalten muß, wo hier von Opfern und liberalen Einsichten gesprochen wird und dort ein ungeduldiger Widerwille sich kund giebt, wo hier eine Neigung angedeutet und dort mit einem schmerzlichen Zucken die Andeutung aufgenommen wird.“

„Sie scheinen wirklich ein Meister Ihrer Kunst,“ flüsterte die Prinzessin. „Sehen Sie hier, welche Hand

Lafayette schreibt. Seine Buchstaben haben Wurzelfasern. Liebe Elise, es müssen noch Autographen zurück sein. Die Dichtermappe bringen Sie, das wird Herrn Steinau am meisten interessiren!"

Die Gesellschafterin ging wieder in das zweite Zimmer, suchte lange, denn das Deutschsprechen verdroß sie.

„Nun?" fragte Marie Dalowska, „wie ist es mit Ihrer Kunst und was soll sie mir?"

„Theuerste Prinzeß," erwiderte Steinau, dessen Erregung auf's Höchste gesteigert war, „wenn ein Gefühl tiefster Verehrung und reinster Anhänglichkeit mich in den Stand setzen könnte, Ihnen in dieser Angelegenheit oder sonst zu dienen —"

Der junge Mann hielt gleichsam vor seiner eigenen Kühnheit inne. Die Prinzessin warf einen prüfenden Blick auf ihn, ruhig trug er denselben und sah sie dabei mit einem Ausdruck an, der aus bangender Ungeduld und leidenschaftlicher Verehrung gemischt war.

„Ich kenne Sie nicht oder doch nur wenig," begann die Prinzessin. „Aber selbst, wenn ich Ihnen Vertrauen schenke, wenn ich Ihrem Gesicht und Ihrem Wesen glaube, was werden Sie thun können in meinen Angelegenheiten?"

Die Gesellschafterin kam wiederum mit Theilen der Autographensammlung zurück. Die Prinzessin nahm dieselbe aus den Händen Elise's und zeigte sie Steinau, der scheinbar fortdauernde Aufmerksamkeit darauf ver-

wendet hielt. Die Gesellschafterin horchte auf, es kam darauf an, sie Namen hören zu lassen.

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr Steinau, die Franzosen kommen zuerst, sehen Sie, da ist Papa Bernardin de St. Pierre, der leider der älteste unter meinen Autoren ist. — Sie haben recht gesehen, ich bin sehr unglücklich! Mama wünscht mich zu verheirathen und jeder Widerstand wird nutzlos sein! — Hier finden Sie Casimir Delavigne, gleich ein ganzes Stück „eine Familie zu Luthers Zeiten.“ — Wir lernten vor einigen Jahren einen Herrn kennen, der meine damals kindische Natur lebhaft ergriff, auch Mama interessirte. — Sehen Sie, Charles Nodier! — Indessen waren wir nicht ganz unabhängig von meinem Vater, wer weiß, was sonst meine vierzehnjährige Thorheit gethan hätte. — Und hier ein Gedicht von Victor Hugo, er hat es mir selbst gegeben! — Dieser wunderliche Verehrer ist jetzt wieder eingetroffen, ist seit zwei Monaten täglich die Abende bei uns. Mama hat mich ihm bestimmt, sie duldet keinen Widerspruch. Sie hält mir meine kindische Neigung für ihn vor Augen, sie wird mich zwingen, unglücklich zu werden. Unglücklich nicht einmal für Macht und Reichthum, nicht für eine Convenienz, sondern für das Interesse, welches meine Mutter an dem mir bestimmten Gemahl nimmt!! — — Sehen Sie, Briefe, Billets von Lamartine. Diese hat meine Mutter von ihm selbst in Florenz, als er dort der französischen Gesandtschaft angehörte, empfangen. — — Und ich bin unglücklich, denn meine kindische Bewunderung für ihn ist in

tiefstes Mißtrauen, in ein antipathisches Gefühl von seltsamer Stärke umgeschlagen. Was werden Sie dabei thun können. Ich fühle zum Voraus: nichts! nichts!"

Steinau ward jetzt ebensowenig vorsichtig, als die Prinzessin, welche die letzten Worte schmerzlich betonte, sich erwies. Er fragte hastig:

„Aber den Namen, theuerste Prinzessin, den Namen?"

„So schlagen Sie doch Ihr Blatt um!" rief vom Eingang des Zimmers die Fürstin, welche mit dem Professor Wildner ungehört über die Schwelle getreten war. „Den Namen wünscht Herr Steinau zu erfahren!"

Mechanisch schlug Prinzessin Marie ihr Autographenblatt um und sagte ganz gleichgültig: „Alfred de Vigny." Mit großer Artigkeit bot sie dann das Heft an Wildner. Der alte Bildhauer schüttelte leicht mit dem Kopfe:

„Sie wissen schon, ich bin ein Stück Vandale und da ich keine französischen Bücher lese, habe ich auch keine Neigung für französische Autorenhandschriften. Ich kam um Ihnen Adieu zu sagen!"

Steinau hätte vor Erbitterung den parkettirten Boden stampfen mögen. Er durfte jetzt nicht bleiben, es war ihm unmöglich, den Namen zu erfahren. Doch hoffte er, daß die Prinzessin mit in den Salon zurückkehren und dort vielleicht Gelegenheit, ihm den Namen zuzuflüstern, finden würde. Aber die Fürstin blieb neben der Prinzessin und als der Professor und Steinau sich zum Abschied verbeugten, trat sie allein wieder in den Salon, wo sich noch der Baron Thomé und die beiden jungen Bildhauer be-

fanden. Der Baron fand nicht nothwendig, sich der Prinzessin noch einmal vorzustellen, er nahm seinen Hut und ging mit den andern Herren. Steinau hatte in der Thür zwischen der Bibliothek und dem Zimmer der Prinzessin noch einen Blick derselben erhalten, den er so günstig als möglich zu deuten suchte. Man ging gemeinschaftlich die Treppe hinab, am Hausthor nahmen Professor Wildner und seine Schüler Abschied, Steinau blieb noch neben dem jungen Offizier.

„Wetter!" fluchte derselbe, „war das langweilig! Ich bekam zuletzt beinahe den Gähnkrampf! Kommen Sie, Herr Doctor, wir gehen ins griechische Kaffeehaus und nehmen ein Glas Gefrornes. Vielleicht finden wir Graf Wialowow dort, ich möchte den armen Teufel, dem diese Malerprinzessin so übel begegnete, zu gern trösten. Immer kommen Sie, Doctor, Sie haben sich auch schlecht amüsirt."

Steinau weigerte sich nicht mit dem Baron zu gehen. Er überwand seine Scheu vor dem Kreise, in welchem sich Thomé vermuthlich bewegen würde, — um der Prinzessin willen. Wenn Graf Wialowow sich dort befand und Baron Thomé mit seinen Vermuthungen Recht gehabt hätte, so ließ sich in der Erbitterung von dem Grafen vielleicht Manches erfahren, was derselbe sonst dem jungen Gelehrten verschweigen würde. —

Der Weg, welchen die beiden jungen Männer nahmen, führte sie durch die Promenaden. Die mächtigen Linden derselben gaben trotz der Augustsonne völligen Schatten,

die große Allee und ihre Seitengänge waren so erquickend und lauschig, daß Steinau über den Baron Thomé lächeln mußte, der das wiederum nur langweilig fand.

„Sagen Sie, lieber Herr Doctor, aber einmal ganz aufrichtig, ob die Freude an schönen Gegenden und stillen Plätzen nicht auch bei den meisten Menschen eine beliebte Maske ist? Denn mir bleibt es doch rein undenkbar, daß irgend ein Mensch diese albernen Bäume unterhaltender Gesellschaft vorziehen kann." Der Gefragte hätte dem kaiserlichen Offizier beinahe eine sarkastische Antwort ertheilt, doch überlegte er, daß ihm jetzt alles daran liegen mußte, mit Thomé auf leidlichem Fuße zu bleiben. Er ging neben demselben her, hörte dessen kleine Geschichten bereitwillig an und bemühte sich, seine hin und herstürmenden Gedanken zusammenzufassen.

Die letzte Stunde hatte ihm Außerordentliches gebracht. Wenn er jetzt selbst nicht begriff, woher ihm die Keckheit der Aussprache gekommen oder womit er das wunderbare Vertrauen verdient hatte, — was brauchte er darüber zu grübeln. Es war und es konnte daraus unendlich Vieles erwachsen. Freilich strengte Steinau jetzt seine letzten Kräfte an, besonnen und ruhig zu sein. Er warnte sich vor falschen Hoffnungen, vor leichtgläubigen Erwartungen. Aber er faßte beide und wieder stand jener Traum, den er am ersten Abend mit Prinzessin Marie gehegt, vor ihm. Seine Gestalten waren nicht mehr schattenhaft, sie gewannen bereits Farbe und Leben. Doch wenn sie das je in Wirklichkeit haben sollten, wenn jemals Anna's „empor"

glänzender als sie selbst geträumt, zur Wahrheit werden konnte, so galt es jetzt den Einsatz aller Kräfte seines ganzen Wesens.

Mit einem Gefühl wie heute, erinnerte sich Steinau nie in das griechische Kaffeehaus getreten zu sein. Dasselbe war am Spätnachmittage ziemlich leer, ein Paar hartnäckige Schachspieler saßen in der Nähe des Fensters und aus dem hinteren Zimmer hörte Steinau schon beim Eintreten das laute Gelächter von Julius Groß. Baron Thomé sah sich vergeblich nach dem Grafen Wialowow um. Steinau erkannte in einem der Schachspieler den Baron de los Montes, dem er bei seinem letzten Aufenthalt in der Residenz zweimal begegnet war und der ihm heute seltsam auffiel. Er grübelte indessen darüber nicht. Baron Thomé schien los Montes wohl zu kennen, er ging auf denselben zu und begrüßte ihn mit einiger Herzlichkeit. Los Montes stand höflich und im Einverständniß mit seinem Partner vom Spiel auf, Thomé stellte nicht ganz ohne Verlegenheit Steinau vor. Der Baron blieb indeß sehr verbindlich und gleichmüthig, nur durch sein Lächeln blitzte etwas wie Spott. Weder Thomé noch Steinau bemerkten dies, los Montes hatte sich schon zu dem Erstern gewendet und sagte ihm:

„Sie sehen fatiguirt aus. Was Teufel greift Sie so an?“

„Ach, lieber Freund,“ gähnte Thomé, sich ermüdet im Sessel zurücklegend, „ich war mit Doctor Steinau zum Dejeuner bei der Fürstin Dalowska. Eine fatal geist-

reiche Dame das! — Auch die Prinzessin ist nicht amüsant —"

„Sie soll interessant sein," warf los Montes ein.

„Interessant? Wenn nur Keiner mehr das Wort brauchen wollte. Nein, ich bin gelangweilt von ihr. Uebrigens kam ich spät in mein Hotel, wir waren noch bei Feraldi und mein Coupé führte die reizende Doris, die kleine Tänzerin nach Hause. Sie ist wirklich eine Perle und Sie hätten sehen sollen, was sich die arme, hübsche Kleine Mühe gab, bei Feraldi unserm Champagner Ehre anzuthun. Das war unterhaltend! Aber die Prinzessin Dalowska? Ich will verflucht sein, wenn das eine Frau für mich wäre."

„Ich glaube selbst, daß sie es nicht ist!" entgegnete los Montes mit leichtem Spott, den der gutmüthige Offizier nicht verstand.

Steinau blickte auf, es fuhr ihm durch den Sinn, ob los Montes, diese stattliche und wahrhaft frappante Erscheinung, der räthselhafte Freund der Fürstin Dalowska sei. Gleich darauf ward er wieder beruhigt, denn der Baron sprach den Wunsch aus, die energische und geistvolle Frau zu kennen. Der junge Offizier spielte seine letzten Karten aus und erzählte, wie übel dem Grafen Wialowow begegnet worden sei. Los Montes blieb ganz gleichgültig und ließ ein Paar entsprechende Worte fallen. Dann brachte er das Gespräch auf andere Dinge und kritisirte mit schneidendem Sarkasmus einige Persönlichkeiten seiner nächsten Kreise. Steinau hörte die uner=

freulichen Aussprüche längere Zeit mit Ruhe an. Nur als der Baron einen persönlichen Freund Steinau's höhnisch erwähnte, bemerkte ihm dieser:

„Herr von Leßburg ist ein sehr ehrenhafter und gebildeter Mann."

„Ehrenhaft — mag sein," erwiderte los Montes scharf. „Gebildet? Was nennen Sie gebildet? Leßburg hat Dichter gelesen, schwatzt leidlich über Bilder und Concerte. Das ist keine Bildung für unsere Zeit. Sprachkenntniß ist die einzige fördernde Bildung für den, der sein Glück nicht mit Maschinen, sondern durch sich machen will. Sprachbildung beherrscht alles. Wer die Sprachen von Petersburg bis Lissabon spricht, ist in aller Welt zu Haus und willkommen. Die Lecture, die er dazu braucht, verschafft ihm genügende Kenntniß von Geschichte und Völkerleben, auch Literatur, so viel als nöthig ist. Alles Andere soll man einseitigen Fachmenschen überlassen! Weiter bilden nur Reisen und Welterlebnisse."

Alle Anschauungen des Barons de los Montes waren in gleicher Weise originell. Steinau fühlte sich fast von dem interessanten Manne angezogen. Freilich standen die Ansichten desselben den seinen entgegen und ein gewisses Unbehagen war beim Verkehr mit ihm unvermeidlich.

Eine Ausgleichung lag in den reichen Erfahrungen des Barons, der alles genau zu kennen schien und spielend über Dinge hinwegging, bei denen sich Andere jahrelang aufhalten. Jedenfalls war er in der Welt der Bewegung, der Abenteuer besser zu Hause. als Steinau. Es fehlte

wenig und der Letztere hätte den Baron los Montes in sein Vertrauen gezogen, da sich ein gewisser Ton der Vertraulichkeit steigerte und Baron Thomé längst auf seinem Stuhle eingeschlafen war. De los Montes eröffnete den Weg zu solcher Vertraulichkeit selbst, indem er, auf den schlafenden Offizier deutend, mit einer Beimischung von Verachtung sagte:

„Da ruht er aus von seinen Strapazen bei Feraldi und Demoiselle Doris. Es liegt doch etwas Jämmerliches in dieser Zeit- und Kräftevergeudung!“

Aber eben diese Vertraulichkeit hinderte Steinau am Ende wieder, offen zu sein. Es blieb etwas unendlich Frivoles in der Art wie Baron los Montes mit Thomé verkehrte und jetzt über ihn sprach; auch war das harte Urtheil einem Fremden gegenüber, den der Baron zum erstenmal sah, einigermaßen auffällig. Steinau schwieg also dennoch und ließ sich, wie der Baron zufällig noch einmal von der Fürstin Dalowska sprach, auf nichts ein, als was eben alle Welt wußte. In den spätern Abendstunden erhob sich Steinau endlich. Baron Thomé zeigte noch keine Lust zum Erwachen und schlief hart, im kleinen Zimmer lärmte Julius Groß immer rücksichtsloser. Bevor Baron de los Montes dem neugewonnenen jungen Bekannten gute Nacht bot, lud er ihn freundlich zum Besuch ein.

Steinau sagte zu und trat aus dem Kaffeehause. Er ging die Straßen nach seiner Wohnung, über die Erlebnisse des Tages nachsinnend. Eben wollte er um die Ecke einer

engen Gasse, welche die Königsstraße durchschnitt, biegen, als ein Wagen an ihm vorüberfuhr. Steinau, vom Rollen desselben aufmerksam gemacht, blickte auf. Der Wagen mußte eben anhalten, die Straße war eines Baues wegen bis zur Hälfte gesperrt und nur mit Mühe beruhigte der Kutscher die plötzlich zurückgerissenen und ungeduldig das Pflaster stampfenden Pferde. Steinau erkannte in dem eleganten Coupé den Consul Wohlbrück mit seinen beiden Töchtern. Clara saß zur Linken ihres Vaters, — beinahe hätte Steinau sie gegrüßt. Sie nahm ihn wahr, aber kein Zug ihres Gesichts verrieth irgend eine Bewegung bei diesem Wahrnehmen. Von der eisernen Ruhe, welche der berühmte und gefürchtete Kaufmann wie ein Aushängeschild seines Geschäftes stets zur Schau trug, schien ein kleiner Theil auf die Tochter übergegangen.

Steinau gelangte wildbewegt, ins Innerste von dieser Begegnung getroffen, in sein Zimmer. Er ging lange schweigend auf und ab, in seinem Herzen durchlebte er noch einmal die glücklichen Tage des Juni, die nun doch zur bittern Erinnerung wurden. Er schaute lange schweigend durch die Fenster des Zimmers, welche auf einen Kirchplatz hinausgingen. Hoch über das Dach des alten Gotteshauses ragten alte und mächtige Silberpappeln, die den Schmuck der anstoßenden Allee bildeten, unten zwischen dem Häusergewirr um die Kirche plätscherte ein Laufbrunnen eintönig. Die Nacht war klar und mondhell. Sonst hatte der junge Poet in solchen Stimmungen seinen Freunden Grüße gesendet, heute blieb er lange

im Anschauen des friedlichen und eingeschränkten, aber dennoch reichen Bildes. Dann sagte er mit lauter Stimme sich selbst:

„Es soll aber nicht sein. Diese wünschelose Ruhe gilt mir nichts mehr, und eine andere kann ich nicht finden. Die Begegnung von heute zeigt mir meinen Weg selbst, die Prinzessin, der ich noch nichts bin, erweist mir das edelste Vertrauen, und Clara, der ich mein Herz beinahe vor die Füße geworfen hätte, ohne Anna's Warnung, sieht mich an wie ihres Vaters Compagnon. Glück zu, Glück zu! — weil denn neue Wege sein müssen, frisch auf in die neuen Wege. Thue ich doch nur, was Tausende guter Christen gethan haben: ich gelobe mich an Madonna Maria!" — —

Trotz seiner Festigkeit und trotz des Rausches, in den ihn die Gedanken an die Prinzessin Dalowska trugen, fand Steinau nur späte Ruhe und schalt am Morgen den „Traum," in welchem er um Clara's willen geweint, und thörichte Bilder, was durch sein Bleiben in der Kleinstadt sich anders hätte gestalten können, vor sich gehabt hatte. Er schien dabei zu vergessen, daß er erst spät nach Mitternacht eingeschlummert war.

---

## Aus wilden Tagen.

Max Steinau bewies schon durch die Entschlossenheit, seine Thränen in vergangener Nacht einem Traume Schuld zu geben, daß an diesem Morgen das letzte Schwanken in ihm vorüber, daß er fest entschlossen sei, sich von der gefährlichen Flut, in der er sich befand, treiben zu lassen. Er öffnete alle Fensterflügel weit und freute sich, wie ihm mit der Morgenluft frische Spannkraft und Klarheit zuströmte. — In dieser Stimmung schrieb er an Friedrich und Anna. Kern bekam nur eine karge Antwort auf seine gemessenen Anfragen wegen der äußern Angelegenheiten. Die Dinge ließen sich nicht überhasten. Der Freundin ward ein herzlicher Dank für ihre neuliche Warnung und die Genugthuung, sie habe leider Recht behalten, gebracht. Außerdem war in beiden Briefen von dem Hause der Fürstin die Rede, so viel, als Steinau die Phantasie und wohl auch die Eitelkeit verrathen ließen, so wenig, als er entschlossen war, vor einer eigentlichen Entscheidung mitzutheilen.

Lange vermochte er indessen nicht in seinem Zimmer zu bleiben. Er ging hinaus nach der Vorstadt zu Brand,

in dessen Gartenhauswohnung schon Vorbereitungen zur Uebersiedelung getroffen waren und die viel weniger behaglich und einladend aussah, als im Mai. Brand war bereits ausgegangen, Steinau fand sich einige Augenblicke unschlüssig, wozu er sich bestimmen sollte. Er erinnerte sich, daß Hortense Brizeux einen Besuch zu beanspruchen habe, wußte, daß sie früher zum Empfang bereit sei, als andere Frauen, und schritt deshalb nach dem Pensionat der Frau Thormann.

Hortense Brizeux bewohnte ein kleines Zimmer im zweiten Stock dieses Hauses. Sie war seit einigen Wochen, in Voraussicht ihrer Heirath, aller Pflichten enthoben und lediglich mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Ihre heitere Ruhe und Zuversicht contrastirte bereits mit Brand's nervöser Geschäftigkeit und es schien ihr selbst nicht aufzufallen, daß sich bei ihrem Geliebten in die Träume vom häuslichen Glück zu viel Schmerz um das Verlassen der heitern, bunten Hauptstadt mische. Sie war mit ihrer kleinen Ausstattung beschäftigt und bewährte auch hier überall Leichtigkeit und französisches Geschick. Mit Steinau war sie vertrauter geworden, sie hielt ihn für einen warmen Freund Otto Brand's und konnte nicht wissen, welche Entschließungen ihn bereits von allen Freunden zu trennen anfingen.

Als er heute zu ihr ins Zimmer trat, fand er sie zwischen Cartons und Pappschachteln beinahe vergraben. Lachend räumte sie einen Stuhl, lud ihn ein, Platz zu nehmen und empfing ihn mit der frohen Ankündigung,

daß ihre Papiere endlich durch die Gesandtschaft herbeigebracht seien und Brand jetzt von keinem längern Aufschub der Hochzeit hören wolle.

„Wir werden vielleicht schon in vierzehn Tagen getraut,“ erzählte sie fröhlich. „Otto giebt seine Idee, eine große Gesellschaft zum Hochzeitsfrühstück zu laden, nicht auf, es ist eine förmliche Manie bei ihm, daß sich an seinem Hochzeitstage alle Musiker der Residenz betrinken sollen. Ich sage nichts mehr, denn wenn ich diesen zarten Punkt berühre, ist mein liebenswürdiger Bräutigam bereits der gestrenge Eheherr!“

„Und Sie werden dann nach Mainz und rheinabwärts bis Köln reisen?“ fragte Steinau, nachdem er den Einfall Brand's herzlich belacht hatte.

„Gewiß, Otto will mich nicht in die Kleinstadt sperren, wie er sagt, bevor ich ein Lieblingsstück Welt wiedergesehen habe. Otto klagte übrigens gestern Nachmittag, Sie wären ihm schon zwei Tage untreu geworden.“

„Ich war heute Morgen bei ihm, hätte aber lieber gleich vor die rechte Schmiede, zu Ihnen gehen sollen. Denn ich wette, er ist eben auch hier fortgegangen, hat auch, wie gewöhnlich, seine Noten vergessen!“

„Wahrhaftig!“ sagte Hortense, sich nach den Noten umsehend. „Aber wo haben Sie sich umhergetrieben, daß Sie selbst Otto zwei ganze Tage nicht sahen?“

„Ueberall, wenn Sie so wollen,“ entgegnete Steinau, der bereits so komisch vorsichtig wurde, seinen Besuch bei der Fürstin zu verschweigen. „Ich habe übrigens eine

sehr angenehme, oder unangenehme, jedenfalls eine bedeutende Bekanntschaft gemacht."

„Das Glück haben Sie öfter," scherzte Hortense. „Rechnen Sie zum Beispiel mich."

„Meine boshafte Freundin, Sie sind dabei gerechnet. Doch wirklich — ich habe den gestrigen Nachmittag ziemlich angeregt verbracht. Ich war im griechischen Kaffeehaus mit Baron Thomé —."

„Dem Gecken? Und ihn nennen Sie bedeutend?" fragte Hortense erstaunt.

„Woher kennen Sie Thomé? Ah so, er hat eine Schwester im Pensionat. Nein, die Beleidigung, ihn bedeutend zu finden, wird Niemand diesem kaiserlichen Offizier anthun. Aber Thomé machte mich mit einem bedeutenden Menschen, dem Baron de los Montes, bekannt, den Sie wohl auch gesehen haben?"

Kaum hatte Steinau den Namen des Barons ausgesprochen, als Hortense's liebliche Züge einen Ausdruck von Abscheu und förmlichem Ekel erhielten. Ihre schwarzen Augen funkelten, die kleine Hand ließ künstliche Blumen und Blonden fallen und ballte sich zur Faust, und ehe noch Steinau etwas sagen konnte, rief Hortense:

„Den Baron de los Montes? Und er hat Sie bezaubert? er hat Sie entzückt. Sie werden seinen Umgang suchen? O, dieser Teufel!"

Steinau dachte zum erstenmal, daß die liebenswürdige verständige Hortense excentrisch sein könne. Sie war noch immer in der beim Namen los Montes ange-

nommenen Stellung und stieß selbst Steinau, der beruhigend ihre Hand fassen wollte, zurück. Mit einiger Ungeduld sagte der junge Mann:

„Hortense, fassen Sie sich doch! Was haben Sie mit dem Baron de los Montes, oder was hatten Sie mit ihm? Was wissen Sie und warum diesen Abscheu?“

„Wenn ich an einen Teufel glaube,“ entgegnete Hortense, „so halte ich de los Montes dafür. Fliehen Sie diesen Menschen, mein Freund! Kreuzen Sie nie Ihre Wege mit den seinen. Suchen Sie ihm auszuweichen um jeden Preis.“

„Mein Gott,“ wendete Steinau ein, „das klingt ja ganz entsetzlich, hat der elegante Baron eine dunkle Vergangenheit?“

„Dunkel? Sie kennen ihn noch nicht. Sie würden sonst wissen, er ist heute wie er stets war! Sie würden vielleicht excentrischer über ihn sprechen. Baron los Montes ist ein Elender, ein Mensch — o, ich finde keine Worte. Seine Verbrechen sind derart, daß kein Gesetz sie erreichen kann, daß es kein Schaffot und keine Galeere dafür giebt. Aber ein Mörder ist unschuldig gegen ihn. Es giebt Vergehen, für welche keine andere Strafe gesetzt ist, als daß Allen, die davon hören, in eisigen Schauern das Blut gerinnt. Solche Verbrechen hat de los Montes begangen — viele, viele. Ich weiß von einem — o, mein Freund, wenn ich Ihnen Alles sagen wollte!“ —

„Sagen Sie mir Alles,“ bat Steinau. „Sie haben mich nur erschreckt, mir den Abgrund verkündet, aber mich

sonst im Dunkel gelassen. Wenn Sie mir Licht geben können und dürfen —"

„Gewiß darf ich!" sagte Hortense eifrig. „Sie sollen erfahren was ich weiß, damit Sie dem Baron ausweichen können auf jedem Schritt und um jeden Preis! Erst kürzlich erzählte ich Ihnen von meiner Freundin Geneviève Touron aus Arles. Die Aermste schrieb mir, daß sie in kurzem wieder eine Verwandte verloren habe und kaum wisse wohin. Ich hätte schon mit Frau Thormann Rücksprache genommen, wenn sie sich hierher eignete. Aber leider, Geneviève wird überhaupt kaum einen andern Platz finden — als das Kloster. Lachen Sie nicht, bester Freund. Die Aermste kann nie heiter sein, was soll man in der Welt mit wirklich gebrochnem Herzen? Wer das erlebt hat, was Geneviève widerfuhr, der darf die Vorsehung kaum dafür preisen, daß sie ihm den Verstand ließ."

„Und daran ist Herr de los Montes betheiligt?"

„Ob er es ist!" rief Hortense Brizeux mit funkelnden Augen. „Ich lernte Geneviève Touron erst kennen, als ihre Jugend und ihr Lebensglück längst vorüber waren, sie schloß sich schwer an mich an, aber endlich fand ich Vertrauen bei ihr. Vergebens drang ich lange Zeit in sie, mir von ihren Schicksalen Kunde zu geben, sie weigerte sich beharrlich. Am Abend unseres Weggangs von Arles brachte sie mir mit großer Bewegung ein geschriebenes Heft, Blätter, auf denen Tinte und Thränen viel ineinander geflossen waren. Sie bat mich, dasselbe zu lesen, es

mit mir zu nehmen. Ich habe es vermocht, sagte sie schmerzlich, das Entsetzliche, was mich betroffen, niederzuschreiben, damit meine Hortense nicht einen Theil meines Lebens durch Andere erfahre und damit sie mich nie verdamme, ohne mich zu beklagen. Natürlich nahm ich die Blätter an mich, las und las, konnte nicht glauben, was ich in ihnen fand, aber nachdem ich glaubte, wußte ich auch, was ich Ihnen eben sagte: es giebt Verbrechen, für welche kein irdischer Richter gesetzt ist und die Gott schwerer strafen muß als alle anderen. Ich kann's Ihnen nicht erzählen, aber ich will Ihnen die Blätter auf eine Stunde anvertrauen. Bleiben Sie hier, lesen Sie, ich will indeß zu Frau Thormann. Hier, lesen Sie, und wenn Sie dann nicht sagen, daß Baron de los Montes ein entsetzlicher Verbrecher ist, so traue ich dem eigenen Gefühl nicht mehr!"

Hortense hatte während dieser Worte, die sie immer mit wilder Exaltation sprach, ein Fach ihres Schreibtisches geöffnet. Sie nahm vier bis fünf zusammengeheftete, sorgfältig eingeschlagene Briefblätter heraus, setzte, während sie Steinau voller Spannung und banger Erwartung in die Hand nahm, vor dem Spiegel ein leichtes Häubchen auf und verließ schweigend das Zimmer, in welchem der junge Mann allein zurückblieb. Er rückte den Stuhl näher an das Fenster und las, obwohl die verwischte Schrift in fremder Sprache ihm viele Schwierigkeiten darbot, ohne Unterbrechung und zuletzt in fieberhafter Aufregung Folgendes:

„„Wenn Du, meine theure Hortense, diese Blätter gelesen haben wirst, fürchte ich nicht länger von Dir mißkannt zu sein. Deine Güte wird meiner Schwäche verzeihen und klar wirst Du sehen, daß die Trostlosigkeit, die bittere Verachtung, die Furcht vor allem, was in der Welt als talentvoll und glänzend gilt, daß Alles, was mir Deine Freundschaft sonst vorgeworfen hat, bei mir nicht anders sein kann. Ich habe mehr als Schweres getragen, ich habe zur Strafe meiner Sünde einen Blick in die Hölle selbst gethan.

Ich hatte einen einzigen Bruder, Victor Touron, der zur Zeit des Todes meiner Aeltern vierundzwanzig Jahr und Secretair der Mairie von Montpellier war. Als meine Aeltern starben, zählte ich selbst fünfzehn Jahre. Mein Bruder schrieb mir, er werde für mich sorgen, ich würde bei ihm leben. Wenige Tage später kam er nach Arles. Hier gestand er mir, daß er in letzter Zeit einen entscheidenden Schritt gethan habe, aus den kleinen, unwürdigen Verhältnissen, die ihn niederdrückten, herauszugelangen. Sein Ehrgeiz lasse ihn nicht in der Provinz ausdauern, nach Paris zu gehen sei ihm, da er Verpflichtungen gegen mich fühle, nicht möglich, und so habe er durch einen Agenten in Bayonne einen Vertrag angenommen, als Secretair in die Dienste eines namhaften carlistischen Generals zu treten. Ich sollte mich bereit halten, ihm in den nächsten Tagen nach Spanien zu folgen.

Sie wissen, meine Freundin, daß damals der Krieg um die spanische Krone mit äußerster Erbitterung geführt

wurde. In den baskischen Provinzen befand sich die Hauptmacht des Don Carlos, commandirt vom General Guergué, desselben, dem mein unglücklicher Bruder als Secretair zu dienen beschlossen hatte. Ich konnte seinen Plänen keinen Widerstand entgegensetzen. Zwar hatte ich in den Zeitungen genug von den Gräueln dieses Krieges gelesen, um davor zu erschrecken, mich auf seinen Schauplatz zu begeben. Doch schalt mich mein Bruder kindisch, erklärte alle Furcht für eitel, indem er stets an meiner Seite sein und ich vom eigentlichen Krieg nicht das mindeste sehen, wohl aber von den Früchten desselben ernten werde. Ich fügte mich gern in Alles, was er versicherte und anordnete; im selben Monat noch verließen wir Arles und reisten über Bayonne und Irun nach Estella, wo sich das Hauptquartier der carlistischen Armee befand.

Die neue, wunderliche, bunte Umgebung belebte mich und ließ mich den Schmerz, vom heimischen Arles getrennt zu sein, bald überwinden. Wir bewohnten ein einziges Zimmer; ganz Estella, ohnehin nur ein kleiner baskischer Ort, war von den Offizieren der carlistischen Armee, von den hohen Beamten des Don Carlos — oder wie sie ihn nannten, König Karl's V. erfüllt. Vor dem Orte lagerten die navarresischen und biscayischen Bataillone, wenige Stunden davon die Castilianer. Das Quartier des Generals war in der Nähe unserer Wohnung, bei demselben hielten Lanzenreiter in weißen Mänteln, mit blutrothen Fähnchen Wache, Kanonen waren bis in den Gang unseres Hauses geschoben, auf Schritt und Tritt begegnete

ich dem Kriege, wenigstens seiner bunten Außenseite. Die spanischen Offiziere, Guergué's Adjutanten und Andere bewiesen mir viele Aufmerksamkeit. Sie versicherten meinem Bruder, er habe einen guten Einfall gehabt, seine hübsche Schwester mit in's Hauptquartier zu bringen. Erst bei diesen Versicherungen schien Victor das Unpassende seines Schrittes zu begreifen und hätte mich vielleicht gern entfernt, wenn das nur möglich gewesen wäre. Denn so glänzend auch seine Stellung schien, so viele Goldrollen er verschloß und mir vorher mit dem frohen Rufe „für die Zukunft" zeigte, so stellten sich bald Gefahren ein. Das Hauptquartier wurde nach anderen Orten verlegt, ich konnte Victor nicht immer folgen, mußte in Estella bleiben, wo mich die Wittwe eines französischen Chirurgen, der gleichfalls im ersten Jahre des Carlistenkrieges nach Estella gekommen war, freundlich aufnahm. Der Aufenthalt in diesem Städtchen, wenn sich die Armee und deren buntes Getümmel nicht da befanden, war ziemlich öde. Von den Offizieren hatte ich durch Aufhorchen ein wenig spanisch gelernt, aber die baskischen Weiber sprachen wieder ganz anders. An Büchern mangelte es mir und von Vergnügungen konnte gar nicht die Rede sein. Von den meisten seiner Bekannten hielt mein Bruder mich sorgfältig fern. So verging über ein Jahr, als ich eine Bekanntschaft machte, einem Menschen begegnete, theure Hortense, den ich Dir heute nicht mehr zu schildern weiß. Nach einem Tage voll Unwetter und Schrecken wirst Du kaum mehr von der Stimmung am Morgen wissen und vielmehr

wähnen, Du seist mit bösen Ahnungen erwacht. — Wenn ich heut an ihn denke, so erblicke ich seine hohe Gestalt immer nur in der entsetzlichen Unbeweglichkeit, in welcher ich sie zuletzt gesehen. Ich kann an seinen Blick nicht anders mehr denken, als daß er mir wie Eis in die Augen bohrt, in das Herz dringt, ich kann sein Gesicht nicht anders mehr sehen, als aschgrau und entfärbt vom Bewußtsein des Verbrechens. Um seinen Mund spielt ein höhnisches Lächeln, welches überlegen sein soll, ich schließe entsetzt die Augen: hinweg, hinweg! Und dennoch, Hortense, gab es eine Zeit, wo ich dieser hohen Gestalt aus dem Fenster unter Herzklopfen entgegensah, das buschige, schwarze Haar, welches mir jetzt sein Bild wild und wirr erscheinen läßt, kosend und zärtlich von meiner Hand geglättet wurde. Dennoch gab es eine Zeit, wo ich den schlaffen, höhnischen Mund viel tausendmale geküßt habe. Sieh! theure Freundin, daß Himmel und Hölle nahe bei einander liegen, wißt ihr alle, aber ich habe erfahren müssen, daß man sich im Himmel glaubt und in der Hölle erwacht. Der Mann, welcher mir begegnete, hieß oder nannte sich Leveillière, der Prätendent von Spanien hatte ihn zum Baron de los Montes erhoben."

Hier ließ Steinau einen Augenblick das Manuskript sinken. Leveillière —? das war der Held jener Tragödie, die Kern bei seinem Aufenthalte auf Spikerooge erlebt? Und dieser der Baron de los Montes? Die Qual der Erwartung, was folgen werde, zwang ihn, das Blatt wieder aufzunehmen und fortzufahren:

„Was der eigentliche Name dieses Mannes ist, weiß ich heute noch nicht, werde es auch wohl kaum je erfahren. Er war kein Franzose, dies hörten wir beim Sprechen. Aber alle, die Spanier wie die Franzosen, hielten ihn hoch um seiner Talente willen. Als Lieutnant bei den carlistischen Lanzenreitern war er fremd in diesen Bürgerkrieg eingetreten, vor Bilbao hatte ihn ein schwerer Säbelhieb verwundet, rasch genesen, nahm er am kühnen Zuge gegen Madrid Theil, trug gefährliche Botschaften und wagte sich in Verkleidung in die Städte, die von den Truppen der Königin besetzt waren. Selbst dem wilden Cabrera zwang der Fremde Achtung ab, seine Erhebung zum Baron de los Montes begrüßten die Soldaten, mit denen er Schlachten und Märsche, sowie die elendsten Bivouacs getheilt, lautjubelnd. Und doch sagten einige, die ihn kannten, daß er kein Herz für die Sache habe, in derem Dienst er sein Blut vergoß. Mein Bruder behauptete, los Montes sei gleich ihm gekommen, sein Glück zu machen.

Was kümmerte mich alles dies? Er kam zu uns, er bemerkte mich, er kam öfter, zuletzt täglich. Er brachte mir Blumen und Bücher, er begleitete mich bei Ausflügen durch die wilden Gebirgsthäler um Estella, und während er mein Maulthier am Zügel hielt, unterhielt er mich glänzend und lebendig. Freilich war kein Hauch von Wärme in seiner Stimme und allem, was er sprach. Ich vermißte sie nicht, da er doch für mich glühte.

Laß meine Geständnisse kurz sein, Hortense, ich schloß

mich mit aller Liebefähigkeit eines jungen Herzens an ihn, ich ward bald die Seine. Mein Bruder hatte mich in Umgebungen gebracht, wo Zartgefühl und Scheu vor dem Urtheil der Welt ohnehin nichts galten, meine Schwäche hielt nicht Stand vor der Stärke seines Entschlusses, seines Verlangens. Selbst ohne zu fragen, ohne zu fordern, was jedes Weib wünscht und begehrt: ein ewiges Bündniß, — ohne allen Schutz gehörte ich ihm. Victor, dem es nicht entging, schwieg dazu; los Montes hatte ihm versprochen, sich mit mir zu verbinden sobald der Krieg beendet. Gewiß, gewiß hat er dabei höhnisch gelächelt! — Ich hatte keine Besinnung mehr, war zu jung, zu weit in eine Welt hinausgeschleudert, wo mir alles fremd und neu war: Land, Sprache, Sitten, Umgebungen; Niemand, der mich warnte und hielt, allein mit mir und meiner Jugend in seinen Händen! Selbst mitten im Rausche sündiger Stunden fühlte ich, wie er auch bei mir nicht innig wurde, ich fürchtete ihn beinahe. Sein Genußdurst trat mir grell und unverhüllt entgegen, offen höhnte er Alles, was uns umgab. Der jede Schuld gerecht abwägt, wird nicht vergessen, wie ich in seinen Armen gezittert habe!

In der ersten Zeit unsrer Liebe — ich gebrauche diesen Namen, denn von meiner Seite war es Liebe! — schloß sich los Montes mit einer gewissen auffälligen Art an meinen Bruder an. Derselbe schien ihn gleichsam zu begünstigen. Ich hatte dies nicht bemerkt, bis plötzlich nach einigen Monaten eine völlige Aenderung stattfand. Victor

ward sorglich und ängstlich, schien niedergedrückt, wies meine augenblicklichen Klagen über de los Montes heftig zurück und zeigte sich gegen denselben zuvorkommender und aufmerksamer, als ich ihn je gekannt. Dabei schien mir Victor von einer fortwährenden Unbehaglichkeit und Unruhe hin- und hergetrieben, einigemale entzog er sich Commissionen, mit denen ihn General Guergué beauftragte, unter dem Vorwand von Krankheit. Ich begriff diese verwandelte Stimmung durchaus nicht, und versuchte vergeblich durch meinen Geliebten Aufklärung zu erhalten. Endlich auf viele Bitten und Thränen sagte mir Victor, daß er in die Dienste Guergué's getreten sei, als dieser General den Oberbefehl geführt und im Lager wie am Hofe des Don Carlos Alles bedeutet habe. Seitdem war durch Victors Chef ein bedeutendes Treffen verloren gegangen, man hatte Guergué den Oberbefehl genommen und ihn an General Rafael Maroto übertragen. Dieser gehörte einer andern Partei an und de los Montes zählte zu seinen Begünstigten. Er hatte deshalb, so lange Guergué mächtig war, den Umgang und die Gunst meines Bruders gesucht und Victor sah sich jetzt genöthigt, die seine in Anspruch zu nehmen. Dabei, theuerste Hortense, konnte ich nicht ahnen, wie wild und leidenschaftlich, wie gehässig und verderblich alle diese Parteiungen waren. Zwar sah ich die Menschen um mich herum in fortwährender Erregung, ich hörte früher die Adjutanten Guergué's auf General Maroto und seine Freunde schmähen, aber ich wußte noch nicht, daß in solchen Kämpfen jedes

göttliche Gesetz und jede menschliche Empfindung unter die Füße getreten wird. Gegen de los Montes sprach ich eines Tages Besorgnisse aus, er fragte nur, ob Victor mir dieselben eingeflößt habe, und als ich dies verneinte, lächelte er zweideutig: für Geneviève wird es nie eine Gefahr geben, so lange ihr Freund um sie ist. Das beruhigte mich und wieder wiegte ich mich im Traum und vergaß an seiner Brust, Abend für Abend, nicht nur die öden Tage, sondern meine eigene Scheu und meines Bruders Sorgen.

Im Januar des unseligen Jahres 1839 bemerkte ich bei Victor wieder mehr Geschäftigkeit. Aber seine gute, glückliche und hoffende Stimmung wollte nicht zurückkehren. Er reiste ab und zu, war viel in Onate, wo König Carlos Hof hielt, und wo ich denselben bei einer kurzen Reise, der auch Baron de los Montes beiwohnte, mit seinem kleinen Hofstaat sah. Während der Rückreise nach Estella schien zwischen meinem Bruder und meinem Geliebten ein Zwist stattgefunden zu haben. Beide redeten laut und heftig, bedienten sich aber der englischen Sprache und ich verstand nichts. — In den nächsten Tagen kam de los Montes wie immer gegen Abend zu mir — meinen Bruder aber hatte er am Tage nie gesehen. Victor kehrte regelmäßig spät und nun immer später in unsere kleine Wohnung zurück. Er war dann in dumpfer und gereizter Stimmung, verbrannte Papiere, schrieb hastig kurze Briefe, die von unbekannten Boten in erster Morgenfrühe abgeholt wurden. Mehreremals kamen in diesen Tagen

Offiziere mit wichtigen oder gar verstörten Mienen zu Victor und nahmen ihn augenblicklich mit sich fort; zu verschiedenen Stunden gingen Mönche und kleine baskische Buben ab und zu, einmal kam selbst General Guergué vor das Haus gesprengt, warf die Zügel seines Pferdes der Schildwache am Unterhaus zu, die sie verblüfft aufnahm. Er trat ins Zimmer und redete Victor, unbekümmert um mich, leidenschaftlich und drängend an. Sein Gesicht dabei war bleich, die stolze Haltung, die der General sonst wohl meinem Bruder gegenüber gehabt, gänzlich verschwunden.

Ich fühlte mich immer bänger und bedrückter. Diese Februartage waren entsetzlich, der Wind von den Bergen ward kälter und schneidender, Regenschauer wollten nicht enden, in Estella war es nicht möglich auszugehen. Und dennoch hätte ich wünschen mögen, daß de los Montes, wie sonst wohl, auf einige Tage ausgeblieben wäre, und mich selbst an diesen dunkeln traurigen Abenden allein gelassen hätte. So mußte ich mitten in meiner Bangniß das Zimmer schmücken, wie er es liebte, mich selbst für ihn ankleiden, und meinen Sinn auf all' jene kleinen Nichtigkeiten, denen er großen Werth beilegte, richten. Schlimmer als dies waren seine glühenden Küsse, seine Liebkosungen. Mir schien es frevelhaft und sündlich, in Lust und Genuß Stunden zu verbringen, in denen mein armer Bruder in Sorgen und peinlichen Geschäften umhergetrieben ward. Dennoch fand ich keine Kraft, ihm, der mich einmal sein nannte, zu widerstehen. Willenlos

ließ ich ihm, was er sein Recht nannte, und minutenlang träumte auch ich noch von Glück.

An einem Februarmorgen aber kommt Victor zu mir, noch erhitzt und überhastet von den Anstrengungen eines nächtlichen Rittes. Ich hatte ihn nie so gesehen: seine überwachten Augen zeigten Thränenspuren, die Lippen waren beinahe ebenso blaß, als seine Gesichtszüge sonst, sein ganzer Ausdruck hatte etwas Rathloses, Gebeugtes. Mit einer Stimme, welche ich einen Augenblick für drohend hielt, die jedoch nur dumpf und hohl war, sagte er zu mir:

„Geneviève, Du bist das Weib des Barons de los Montes? Vielmehr: Du solltest und müßtest sein Weib sein?“

Ich war wie vernichtet. Längst hatte ich geglaubt, mein Bruder kenne das ganze Verhältniß, er sei einverstanden, sonst werde er ja nicht geschwiegen, mich nicht allein bei dem Manne meiner Liebe gelassen haben. Ich stammelte Entschuldigungen und flehentliche Bitten, Victor unterbrach mich ungeduldig:

„Ich weiß ja längst Alles! – Geneviève, ich danke allen Heiligen, daß Du so zu los Montes stehst. Den Bruder seines Weibes, seiner Geliebten, kann er doch nicht tödten lassen. Laß mich's kurz machen: ich schwebe in Gefahr und Furcht. Es geht etwas vor im Lager, ich weiß darum. Maroto hat Drohungen gegen Guergué und dessen Freunde ausgesprochen, de los Montes trifft Vorbereitungen. Ich weiß nicht zu was und wozu. Aber es schleichen unheimliche Gerüchte durch alle Truppen, am

Hofe des Königs erwartet man das Aeußerste. Warnungen kommen uns von allen Seiten zu und gleichwohl glaube ich nicht entfliehen zu können."

„Das klingt entsetzlich," rief ich, „aber was soll ich dabei thun. Was verlangst Du von mir?"

„Sprich mit los Montes," erwiderte mir Victor dringend. „Sag' ihm, der Maroto's rechte Hand ist, er solle mich mit einem Auftrage nach Frankreich senden, er solle mir nur einen Paß Maroto's verschaffen. Sei barmherzig mit Deinem Bruder und flehe los Montes darum an. Ich habe Schlachten und Gefahren getheilt, ich habe mein Leben mit gutem Muth an hundert ehrenvolle Aufträge gesetzt. Aber mir gefriert das Mark in den Knochen, wenn ich daran denke, wie ein Hund hinter dem Zaune von den eigenen Freunden erschossen zu werden!"

Ich schrieb augenblicklich unter Zittern und Herzklopfen an de los Montes. Ich bat ihn dringend, zu mir zu kommen; er ließ mich nicht lange warten. In rathloser Verzweiflung sagte ich ihm Alles, was mir Victor soeben mitgetheilt. Hätte ich dabei sein Gesicht beobachtet! Doch hielt ich meine thränenden Augen an seiner Brust verborgen. Warum haben unsere Augen nicht die Kraft, ins Innere des Menschen zu sehen? Aeußerlich blieb de los Montes ruhig, liebevoll, nannte Victor überspannt, erklärte, daß gar keine Gefahr vorhanden sei, daß er jedenfalls, sobald Maroto etwas beschließen sollte, meinen Bruder sicher stellen werde.

„Und nun,“ sagte er, nachdem ich beruhigt war, „nun ist meine Geneviève dankbar und nicht kalt und karg wie in den letzten Tagen!“

Ich bejahte stumm, benachrichtigte Victor von unserer Unterredung, sah wie sein Gesicht von der Freude erhellt ward, wie er mich stürmisch umarmte und seine Retterin nannte. Noch immer begriff ich nichts von allem. Ich bemerkte, daß in den drei folgenden Tagen Victor's unruhige Geschäftigkeit verschwunden war, daß er bei mir blieb, wieder wie sonst mit mir von Frankreich, von Arles sprach. Und gegen Abend verließ er das Zimmer — gewiß nicht, weil ihn Geschäfte oder sein eigener Wunsch, sondern weil ihn die Rücksicht für de los Montes fortführte. —

Meine Freundin, ich habe mich schon mehrere Tage unterbrochen, um diese furchtbare Erzählung zu Ende zu bringen. Aber wenn ich von den letzten Stunden in Estella sprechen sollte, würde mir das Wort versagt bleiben und selbst zum Niederschreiben kann ich nach so vielen Jahren kaum Kraft und Muth aufbringen. Ich schildere Dir nichts, Hortense, von meiner Verzweiflung, meinem Elend und meinem Haß. Ich erzähle Dir nur, was los Montes voll entsetzlichen Hohnes, die „Thatsachen“ tauft.

Drei Tage vergingen, wie sie im Anfange des Winters stets vergangen waren. Ich blieb am Tage mit meinem Bruder beisammen, am letzten verrieth er nach einem Ausgang wiederum Aengstlichkeit. Am Abend kam de los Montes und verließ mich erst tief in der Nacht. Er war

stürmisch begehrend, aber ich Thörin glaubte ihm dankbar sein zu müssen, ich begegnete seiner Glut und Wildheit mit inniger zärtlicher Hingebung. Hortense, drei Tage war er so bei mir! Auch am letzten Abend erschien er. O, meine Freundin, diesen letzten Abend wollt ich so gern vergessen! Ein Statthalter Christi soll das Jahr um zehn Tage gekürzt haben und ich flehe darum, nur einen Abend und einen Tag vergessen zu dürfen und kann es nicht, nie und nimmer! Ich sehe immer mein kleines Stübchen vor mir, von de los Montes und Victor, in heimischer Weise, mit tausend Kleinigkeiten geschmückt. Ich sehe die rothen Sammetpolster, die schimmernd weißen Vorhänge, den Tisch mit der Marmorplatte, die bronzene Leuchte auf demselben, den blumenreichen Teppich, der den schlechten Fußboden verhüllt. Ich sehe die Bilder von Arles an den Wänden, das Portrait von de los Montes herabschauend auf mich. Das Holzfeuer flammt lustig in dem kleinen Kamine, auf welchem die Uhr pickt, ein süßer betäubender Duft von Heliotrop, — es war sein Lieblingsgeruch — umfängt mich. Und jetzt tritt er ein, Hortense, tritt ein mit etwas düsterer gepreßter Miene, die ich ihm vergebens wegzuschmeicheln suche. Er bleibt einsilbig und zerstreut, aber an meinen Küssen erwarmt er, an meiner Brust höre ich wieder sein Herz schlagen, in meinen Armen schwelgt er bis tief in die Nacht. — Wie er mich zum Abschied küßt, waren seine Lippen kalt und eisig; ich erschrak davor und suchte, nachdem ich noch lange, lange vergeblich auf Victor gewartet, mit einem aus Liebe und nagender Reue seltsam geeinigten Gefühl mein Lager. —

Am Morgen erwacht ich früh, der Nebel ließ die Dämmerung noch grauer und unerfreulicher erscheinen. Mich fröstelte und ich sah mit banger Sorge, daß Victor noch nicht zurückgekehrt sei. Als ich ans Fenster trat und auf den Platz hinaussah, bemerkte ich unruhige Geschäftigkeit.

Die Kanonen waren aufgefahren, die Mannschaft stand stumm und erwartend neben denselben, am Eingange der Straße hielten die Lanzenreiter. Mehrere Bataillone, alle in ernster, beinahe düsterer Haltung, marschirten an den Reitern vorüber, man rief sich kurze, von sonderbaren Geberden begleitete Worte zu. Das Ganze gab einen unheimlichen Eindruck, ich glaubte ein Gefecht in der Nähe, und doch hatte ich schon erlebt, daß die Soldaten vor einem Kampfe ganz anders aussahen. Offiziere des Generals Maroto jagten fortwährend hin und her, ich öffnete meine Fenster und wollte die frische, kalte Luft ins Zimmer einströmen lassen. Unter dem Hause standen Grenadiere von Alava, sie blickten drohend und grollend nach den unbeweglichen Kanonieren drüben. Meine Angst bei dieser unerklärlichen, seltsamen, schweigenden und dumpfen Geschäftigkeit stieg. Ein Capitain der Artillerie ritt von den Geschützen zu den Leuten des Alavabataillons heran, er nahm mich wahr und ich glaubte gesehen zu haben, daß er, der mich kannte, erschrocken ein Kreuz schlug. Ich sah ihn zu seinen Kameraden zurückkommen, den andern Offizieren erzählen, alle die Köpfe schütteln und sich blitzschnell nach meinem Fenster, aber auch ebenso schnell wieder hinwegwenden.

Das unerklärbare Benehmen steigerte meine Furcht.

Einigemale lief ich zur Treppe, um zu horchen, ob Victor noch nicht komme. Endlich höre ich Tritte, sein spanischer Diener Lazaro steigt herauf. Er will bestürzt zurück, als er mich auf dem Flur sieht, ich rufe ihn sofort um Victor an, Lazaro macht mit den Händen eine Bewegung des Schreckens und nach langer Mühe erfahre ich, daß mein Bruder bei dem General und mit demselben verhaftet worden sei. Ich schreie auf in Schmerz und Entrüstung, — so schlecht hat de los Montes seine Pflicht wahrgenommen. Noch dachte ich nicht das Schlimmste.

Indessen dauerte die Bewegung in ganz Estella fort. Den General Maroto und mit ihm auch los Montes sah ich über den Platz reiten. Der Baron sah heute nicht zu meinen Fenstern empor, heute nicht, Hortense, und nie, nie mehr. Ich harrte darauf, sie zurückkehren zn sehen, stand fertig zum Ausgehen, wollte zu los Montes, die ungesäumte Freilassung meines Bruders, Pässe für uns und schleunige Rückkehr nach Frankreich verlangen Ich gefiel mir darin, meine entsetzliche Angst mit einer gewissen energischen Geschäftigkeit zu übertäuben. Wenn ich zu meinen Fenstern hinausblickte, nahm ich immer denselben grauen Regenhimmel und eine wachsende Geschäftigkeit wahr, die mit den Stunden lärmender und lauter wurde.

Wieder stand ich am Aufgang der Treppe, in fieberhafter Ungeduld auf Lazaro, den ich um Nachricht ausgeschickt hatte, wartend. Da erschien unten die Wittwe des französischen Chirurgen. Wie sie mich stehen sieht, ruft sie erschüttert:

„Geneviève, arme Geneviève, kommen Sie doch zu mir herab.“

„Was ist geschehen?“ frug ich, noch blässer werdend, wenn es möglich war Ich hielt mich gewaltsam empor. Die Frau, die nach meinem verstörten Aussehen geglaubt haben mochte, ich sei schon von allem unterrichtet, kam jetzt die Stiege empor:

„Aber mein Himmel, armes Kind, warum sind Sie auch hier! Wissen Sie denn nicht, was Don Rafael gethan hat? Konnte denn Ihr stolzer Baron den armen Bruder nicht retten?“

„Er wird es thun,“ erwiderte ich tonlos. „Don Maroto hat General Guergué und meinen Bruder verhaften lassen?“

„Verhaften!“ schrie die entsetzte Frau. „Erschießen hat er sie alle lassen, die Generale Guergué, Sanz, Carmona, Ibanez, den Intendant und der arme, liebe Secretair sind seit zwei Stunden erschossen!“ — —

Meine theure Freundin, ich habe bis heute nicht begriffen, was in mir in jenem Augenblick vorgegangen ist. Mir war, als ob meine Augen in einen Abgrund, mit Nebeln erfüllt, hinuntersähen, und auf den Nebeln schwammen deutlich und wie im Rahmen zwei Bilder: hier mein kleines geschmücktes Zimmer mit den rothen Polstern, und ich im Arm von los Montes, dort ein Haufen blutgerötheter Sand, auf ihm mein Bruder! Seine Zähne fest auf die Lippen gekniffen, wie in jenem Augenblick, wo er sprach, er wolle nicht wie ein Hund

hinter dem Zaune erschossen werden. Deutlich sah ich mehrere Minuten beide Bilder vor mir, und entsetzlich genug, auch heute kehren sie mir an bösen Tagen flüchtig, aber stets beide zusammen wieder. Wie sie verschwunden waren, stürzte ich zu de los Montes. Er wohnte am anderen Ende Estellas, ein paar Schildwachen riefen mich an, ich gerieth zwischen zurückströmende Soldatenhaufen. Sie waren vom ersten Bataillon Navarra, demselben, welches die Erschießungen ausgeführt! Ich habe nichts gesehen — alles ist mir später erzählt worden. Meine Erinnerungen sind eigene, erst bei dem Augenblick, wo mich in de los Montes Quartier sein Diener Philipp, ein Deutscher, abweisen wollte. Ich stürmte dennoch in sein Zimmer, und halt- und besinnungslos wie ich war, stürzte ich dem Teufel, verzeih, verzeih! meine Freundin — zu Füßen. Er sah blaß und entsetzlich aus, mein Anblick machte ihn wanken und doch raffte er sich auf, nahm eine eiserne Miene an, welche die schlagenden Zähne und schlotternden Kniee Lügen straften, und verließ mit den Worten „arme Geneviève, hier war nicht zu helfen!" das Gemach. Draußen schalt er seinen Diener, mich eingelassen zu haben.

Ich blieb gebrochen und auf den Tod erkrankt im Quartier des Elenden, der es nie wieder betrat. Die erste Pflege ließ mir sein Diener angedeihen, dann kam die Wittwe des Chirurgen, auch Lazaro fand sich ein. Gott hat es gewollt, daß ich genesen bin, er hat die furchtbaren Qualen jenes Tages nicht hinreichend für meine

Buße gehalten und hat mir dieselbe noch jahre=jahrelang zu tragen gegeben. Jetzt bin ich ruhig, ruhig so wie Du mich kennst, Hortense, verzweifelt und doch gottergeben. Nur, wenn ich an ihn denke, möcht' ich noch einmal mich aufraffen zu einem Fluche und doch find' ich keinen, der ihm genügte.

Soll ich Dir Alles sagen? Am selben Tage, wo mich de los Montes über Victor's Sorgen lächelnd beruhigte, hatte er mit seinem General seine Pläne schon geschmiedet. An jenem fürchterlichen, letzten Abend waren die Posten zur Verhaftung Guergué's und seines Secretairs durch ihn ausgeschickt. Am Morgen saß er im Kriegsgericht, welches die Urtheile über Unschuldige sprach und dennoch, dennoch hatte er die Schwester dessen umarmt, den er in wenigen Stunden der Henkerkugel überlieferte!

Ich finde keine Worte, finde keinen Fluch für ihn!

Dir aber, Hortense, mögen diese dunkeln, trostlosen Erzählungen den Frohsinn der Seele nicht verkümmern. Nur warnen laß Dich von ihnen. Und wo Dir im Leben ein glänzender Geist, wo Dir ein Talent begegnet, welches sagt, daß im Talent die Befreiung von Schranken liege, da sei mißtrauisch, sei furchtsam, da erinnere Dich an den geistvollen, glänzenden, stolzen Baron de los Montes und an Deine unglückliche Geneviève Touron."

Max Steinau hatte zu Ende gelesen. Er vergaß, daß diese Erinnerungen ihn zehn Jahre zurückführen sollten, in lebendiger Frische, aber auch in bedrückender Schwere

standen sie vor ihm. Mit einem förmlichen Haß gegen den Mann erfüllt, den er seit gestern beinahe bewundert hätte, dankbar gegen Hortense, die ihm so hohes Vertrauen geschenkt, erwartete er dennoch mit Ungeduld die Rückkunft derselben. Es schien ihm, als ob die ersten Worte, die er nach dieser Lectüre an Jemand richte, ihn aus seiner peinlichen Stimmung erlösen müßten.

Dennoch sprach er, als Hortense in ihr Zimmer zurückkam, nur wenig. Er gab ihr das Heft zurück, welches sie augenblicklich verschloß und äußerte dann gegen sie:

„Innigsten Dank, beste Hortense, für Ihr Vertrauen. Sie haben mich einer Gefahr entrissen, in welche man heute leicht geräth: der Bewunderung eines Schurken. Ich habe noch gutes Vertrauen genug, daß ein Tag kommen wird, der Ihre arme Freundin an dem Baron de los Montes rächt.“

„Halten Sie das Vertrauen fest!“ sagte ernst Hortense. „Aber überlassen Sie das Alles dem Schicksal, und weichen Sie dem Baron aus, wo und wie Sie können. Sie sind nicht so gestellt, ihm entgegenzutreten und ich wünschte niemals, daß eine edle Natur einer verächtlichen unterläge.“

„Davon ist nicht zu sprechen,“ entgegnete Steinau einigermaßen verwundert. „Ich werde dem Baron ausweichen; aber Furcht, liebe Hortense, habe ich nicht vor ihm und fänd' es unwürdig, etwas an-

deres an ihm zu scheuen, als seine herzlose Niederträchtigkeit.“

Der Eintritt Brand's unterbrach die Fortsetzung dieses Gesprächs, und überließ Steinau erst nach einigen Stunden allen Nachwirkungen des heute Erfahrenen und Empfundenen.

## Brand's Hochzeit.

Otto Brand war noch einmal nach der Kleinstadt gereist, um seine neue Wohnung und deren Einrichtung zu prüfen. Er brachte für Steinau Grüße und Briefe von Friedrich und Anna Kern mit, aber er vermochte nicht, Steinau die ganze Wahrheit zu sagen. Sowohl der Rath als seine Gattin hatten bei Brand's Mittheilungen über Steinau's Treiben in der Residenz einen Anflug von Sorge nicht verbergen können. Sie baten den jungen Musiker, dies seinem Freunde mitzutheilen; aber Brand, welcher die ohnehin gepreßte und seltsam gespannte Stimmung Steinau's bemerkte, zog es vor, zu schweigen. Auch lag ihm daran, seinen Hochzeitstag durch nichts gestört zu sehen, und die letzten Stunden seiner „Freiheit", wie er scherzend sagte, zum guten Theil seinen zeitherigen Gesellen, unter denen Steinau nicht fehlen durfte, in ungetrübter Heiterkeit zu widmen.

Brand hatte wirklich alle seine Pläne ausgeführt und zahlreiche Einladungen ergehen lassen, auch Arrangements getroffen, mit denen er sein Talent für praktische Dinge zu bethätigen meinte. Der nächste Montag war für die

Trauung und das große Hochzeitsfrühstück bestimmt und der Saal des Wirthshauses zum „blauen Roß", in welchem seither die Versammlungen von Brand's kleiner Akademie gehalten worden waren, begann sich bereits jetzt mit Vorhängen und Guirlanden, Festons und Kränzen zu schmücken. Wo zwei Musiker der Residenz sich begegneten, war sicher die erste Frage des Einen: „Sind Sie zu Brand's Hochzeitsfrühstück eingeladen?" Eine Frage, der die Bejahung des Andern ebenso regelmäßig folgte. Die Einladungen beschränkten sich bei weitem nicht auf die jüngeren Musiker, und Brand hatte eine wahrhaft unerschöpfliche Freude daran, jeden Einfall, der ihm in dieser Angelegenheit noch kam, zu befriedigen. Mit vielem Feuer pries er in den letzten Zusammenkünften im griechischen Kaffeehaus die Vorzüge Hortense's und die glückliche, einem Künstler gebührende Freiheit, in der er sich finde.

„Seht!" äußerte er triumphirend zu seinen Genossen, „hätte ich ein Mädchen aus euren sogenannten ersten Familien geheirathet, so könnte ich natürlich nicht erwarten, daß sie auf meinen fröhlichen Einfall Rücksicht nähme. Aber Hortense, obwohl sie zehnmal schöner, zehnmal gebildeter als eure „ersten" ist, freut sich darauf bei dieser Gelegenheit, alle meine guten Kameraden kennen zu lernen."

Steinau war bei dieser und ähnlichen Anpreisungen nicht immer ganz wohl zu Muth. Doch verschloß er seine kleinen Besorgnisse. Sie waren nur vorübergehend. Der junge Poet, so viel er auch noch im griechischen Kaffeehause, im Palettenclubb und an allen Orten er=

schien, wo er sonst verkehrt hatte, befand sich mit seiner Theilnahme in ganz andern Kreisen. Er hatte zwar den Baron Thomé gemieden, denn im Augenblick, wo ihm derselbe begegnete, stand die Erzählung von Geneviève Touron vor seinen Augen, und eine innerste Scheu dem Baron de los Montes wieder nahe zu kommen, war in ihm lebendig und mächtig. Aber die Prinzessiu Marie und ihr Vertrauen bildeten den Angelpunkt seiner Gedanken und Wünsche. Wenn er ihr zu dienen vermöchte? Seit wenigen Tagen hatte er das Haus der Fürstin dreimal besucht, aber jedesmal nur einige Minuten, ganz förmlich, im kleinen Salon verweilen können. Kein Wort war ihm gelungen an die Prinzessin zu richten, welche einen Blick, den Steinau bekümmert und sorgenvoll nannte, jedesmal auf ihn geworfen hatte. Sie schien ihn sprechen zu wollen und doch sann er vergebens auf Mittel zu neuer Annäherung.

Der Sonntag kam darüber herau, in erster Morgenfrühe luden Otto Brand und Hortense Brizeux ihn zu einer Fahrt auf dem Strome ein. Steinau glaubte dieselbe nicht ablehnen zu können; doch ging sie ihm völlig verloren. Der Augusthimmel wölbte sich hell und sonnig über der weiten Hügellandschaft, selbst der Strom, sonst trüb und gelb, erglänzte heute in blauer Färbung, die Gondel trieb zwischen Vorstadtgärten und Villen am Ufer, wischen Wiesen, die immer buschreicher erschienen, bis der Strom in den mächtigen Wald eintrat, der die Residenz im weiten Bogen nach Osten umgab. Steinau

liebte sonst diese Fahrten unter den mächtigen Waldkronen, zwischen kleinen Inseln, welche das Wasser in zahlreiche Arme theilten; die Kühle der Wellen und des Baumschattens hatten ihn oft entzückt. Aber heute übten die Reize der Fahrt, ebensowenig als die Gesellschaft von Otto und Hortense eine Wirkung auf ihn aus. Er blieb stumm und ward nach kurzer Zeit unruhig. Ueber sein Schweigen waren die Liebenden selbst entzückt, sie fanden Gelegenheit, sich zum letztenmal jene tausend kleinen Geheimnisse zuzuraunen, die nun bald keine Geheimnisse mehr sein sollten. Seine Unruhe aber störte das Brautpaar, Hortense hatte an einer der kleinen Inseln anlegen lassen und freute sich, von den Wellen gewiegt, von Laub umgeben zu sein. Die Gondel lag zwischen Erlen, und von der kleinen Insel aus streckte ein mächtiger, stolzer Eichbaum seine Krone über die kleinern Bäume und das Buschgestrüpp. Steinau wollte sich trotz dessen von Hortense nicht einreden lassen, daß der Aufenthalt hier reizend sei. Jedes Verweilen versetzte ihn in die Furcht, zu spät für einen Morgenbesuch im Hause der Fürstin Dalowska nach der Stadt zurückzukommen. Er hatte die bestimmte Aussicht, am morgenden Tage die Prinzessin nicht zu sehen und wollte mindestens heute diese unruhige Freude nicht entbehren.

Hortense, der er zuletzt seinen Wunsch anvertrauen mußte, um ihn überhaupt zu erreichen, bestimmte Brand zur baldigen Rückfahrt. Man hatte kaum am gewöhnlichen Haltplatz der Gondeln angelegt, als Steinau ans Ufer sprang, daß das schwanke Fahrzeug nachzitterte, einen Fiacre

heranrief und nur flüchtigen Abschied nehmend, nach seiner Wohnung fuhr. Eine Stunde später fand er sich zur üblichen Zeit im Hause der Fürstin ein. Der Kammerdiener schien einigermaßen verlegen, meldete ihn jedoch, Steinau mußte einige Minuten warten und war schon empfindlich dafür geworden.

Er trat in das Empfangszimmer. Neben der Fürstin fand er heute die Prinzessin, wenige Schritte von Beiden aber lehnte in großer Toilette, mit dem Orden der Ehrenlegion und dem spanischen Karlskreuz auf dem Frack — der Baron de los Montes. Steinau besaß nicht weltgewandte Selbstbeherrschung genug, um sein Erschrecken beim Anblick der hohen, stolzen Gestalt des Abenteurers zu verbergen. Er war blaß geworden und gab der Fürstin, die ihn in dem Baron einen nahen Freund ihres Hauses vorstellte, eine ungeschickte und verlegene Antwort. Prinzessin Marie erröthete für ihn, aber de los Montes lächelte in seiner feinen, kühlen Weise. Er kannte die Menschen, und dieser junge Gelehrte, an dem er die Lust und Neigung, sein Gegner zu sein, wahrnahm, konnte ihm nicht gefährlich werden. In ironischer Freundlichkeit sprach er mit Steinau, wies denselben auf Zeichnungen und Aquarelle hin, welche die Fürstin neuerdings wieder erworben habe. Steinau wollte von einem Aufsehen erregenden Schritt des alten Fürsten Braunau, beinahe des einzigen Standesherrn im Lande, sprechen. Der Baron führte ihn mit Absicht auf die Zeichnungen und die neue Tragödie im Theater zurück, er schien an-

deuten zu wollen, daß sich der Ankömmling auf diesen Gebieten verhalten möge.

Der junge Mann war auf's Aeußerste erbittert. Er mußte sich sehr zusammenfassen, um vollkommene Ruhe zu zeigen; aber ein Blick auf die Prinzessin gab ihm alle Energie des Entschlusses, alle Gewandtheit, deren er bedurfte.

Der Baron mußte der einfache Edelmann sein, von dem die Fürstin mit Emphase, die Prinzessin mit Abscheu gesprochen, — daran war kein Zweifel! Scheinbar gleichmüthig ließ er die Kunstgespräche des Barons bis zu einem Scheidepunkt der Ansichten gelangen, brach dann mit artiger Wendung ab und de los Montes hatte den Verdruß, Steinau wieder auf anderes Feld folgen zu müssen. Die Fürstin, welche im Grunde wohlwollend über ihren jungen Günstling dachte, welche keine Ahnung von dessen eigentlichen Beweggründen hatte, stimmte lebhaft zu. Steinau sprach unter dem Vorgeben großen Interesses von den persönlichen Verhältnissen des Barons. Derselbe gab kurze, einsilbige Antworten, die Fragen des jungen Mannes verstießen nicht gegen die Discretion und de los Montes begann bereits zu denken, er sei wieder einmal zu argwöhnisch gewesen. Bei größerem Gleichmuth als vorhin, entging ihm eine Handbewegung Steinau's, welche die Prinzessin auf das Kommende aufmerksam machen sollte. Er hörte sich fragen:

„Sie waren auch in spanischen Diensten, wie mir Ihr Kreuz sagt?“ — Was verstand nur der Bücher=

held von Orden? Fast ärgerlich gab de los Montes zurück:

„Ich diente mehrere Jahre zur Zeit des Carlistenkrieges. Eine Jugendschwärmerei, welche mir beinahe theuer zu stehen gekommen wäre. Denn die Einsicht, für einen unsinnigen Schwachkopf sein Blut hingegeben zu haben, war nicht erfreulich. Die Convention von Bergara, womit dem mörderischen Kriege ein Ende gemacht wurde, sicherte jedem Theilnehmer die Ehren und Würden, die er etwa mit seinem Opfermuth gewonnen haben mochte."

„Die Convention von Bergara? Sie meinen den Verrath des Generals Maroto, wodurch Don Carlos genöthigt ward, nach Frankreich zu fliehen?" fiel die Fürstin ein.

„Ach, beim Himmel, Durchlaucht," entgegnete de los Montes lächelnd, „daß man solche Phrase selbst aus Ihrem geistreichen Munde hören muß. Nie hat es etwas gegeben, was einem Verrath weniger glich, als unsere Capitulation. Generale und Soldaten sahen keine Rettung für sich, wenn derjenige gesiegt hätte, dem sie dienten. Wahrhaftig, zum Lohn für unsere Treue hätte uns nach der Bluttaufe in hundert Gefechten, nach der Eistaufe in den Bivouaks der baskischen Berge, noch eine Feuertaufe werden können, Scheiterhaufen, welche die Höflinge und Mönche des Don Carlos für uns empfahlen."

„Kannten Sie," sagte Steinau, der sich jetzt nicht länger zurückzuhalten vermochte und einen raschen Angriff für das Beste hielt, „kannten Sie im Lager Maroto's einen Herrn von Leveillière; ich las Verschiedenes über

ihn, er muß viel bei den letzten Wendungen jenes Krieges betheiligt gewesen sein!"

Der Baron de los Montes hatte eben eines der kostbar gebundenen Bücher vom Tisch genommen, als Steinau den Namen Leveillière sprach. Er ließ dasselbe zurückfallen, seine Augen wendeten sich blitzschnell auf den Sprecher, sie funkelten, sein Kopf hob sich. Freilich kehrte einige Augenblicke später die gleichmüthige Ruhe wieder — aber gleichviel. De los Montes war dennoch betroffen gewesen, ein neuer Argwohn in ihm erwacht, und Steinau hatte die Befriedigung, daß jetzt der übermüthige Abenteurer auf ihn achten mußte. Auch die Prinzessin sah und vernahm mit leiser Freude, was vorging. Zwar blieb ihr noch Alles dunkel, selbst als de los Montes nach kurzem Besinnen antwortete:

„Leveillière war der Name, den ich selbst im Carlistenkriege geführt habe. Ich wußte noch nicht, was ich so glücklich bin, durch Herrn Steinau zu erfahren, daß ich eine papierne Unsterblichkeit besitze."

Doch nahm sie mit Recht an, daß Steinau etwas verborgen halte, wovon seine verfänglichen Fragen gleichsam nur Spitzen bildeten. Glücklich genug führte beinahe im selben Moment die Fürstin den Herrn de los Montes in das Nebenzimmer, er folgte nur widerstrebend, denn er ließ Steinau mit der Prinzessin allein. Sobald die Wand zwischen ihm und dem Baron lag, sagte Steinau in äußerster Spannung:

„Nicht wahr, er ist es? Er ist der Gefürchtete, der Ihre Ruhe bedroht!"

„Wer anders!" erwiderte die Prinzessin leis. „Aber Sie scheinen glücklich zu sein, wissen Sie etwas, haben Sie etwas?"

„Viel, unendlich viel," flüsterte Steinau. „Sie sind sicher gerettet, wenn ich Sie nur zu sprechen, Ihnen Alles zu sagen vermöchte."

„Ich spreche Sie morgen. Sie erhalten Nachricht!" versetzte Marie mit einer Art von Anstrengung. Gleich darauf mußte das Gespräch abgebrochen werden, und die Prinzessin erzählte ruhig von ihrem Weiherschloß in Nordböhmen, einer kleinen Besitzung, welche die Fürstin hauptsächlich auf Bitten ihrer Tochter gekauft hatte. De los Montes, der mit der Miene schärfsten Interesses und durchdringendster Beobachtung zurückkam, konnte nicht viel mehr als die verhaltene Erregung bei Steinau wahrnehmen, er mußte Saal und Garten des Weiherschlosses lebendig beschreiben hören. Die Festigkeit der Prinzessin im Verschließen jedes Gefühls, das sie bewegte, übte auch auf Steinau's Unruhe und Leidenschaft einen mächtigen Einfluß. Sollte er sich von dem reizenden jungen Mädchen beschämen lassen? Er knüpfte noch einmal die Unterhaltung mit der Fürstin an, setzte Herrn de los Montes durch einige keck hingeworfene Behauptungen in Erstaunen und empfahl sich schneller als gewöhnlich, nicht aber ohne bei seiner letzten Verbeugung noch einen flüchtigen Blick des Einverständnisses mit der Prinzessin zu wechseln.

Nachdem er die Wohnung der Fürstin verlassen hatte und den Weg in abgelegene Stadttheile einschlug, vermochte er seine künstliche Ruhe nicht mehr beizubehalten. Wer den jungen Mann gehen sah, mit strahlendem Gesicht, mit glänzenden Augen, mit stolz emporgerichtetem Kopf und beinahe herausforderndem Schritt, und wer ihn wenige hundert Schritt weiter mit niedergeschlagenen Augen und träumerischem Lächeln bemerkte, der hätte auf rasch wechselnde Empfindungen mit Recht schließen dürfen. Steinau warf sich von ernsten Vorsätzen in Bilder des Glückes und kehrte aus ihnen zur Gegenwart zurück.

„Morgen," hatte Prinzessin Marie ihm gesagt. Steinau war drauf und dran, dem armen Brand, der seine langersehnte Hochzeit auf eben dies Morgen angesetzt hatte, zu zürnen. Er dachte daran, sich den ganzen Tag in seiner Wohnung zu halten. Dann überwog der Wunsch, seinem Freunde und Hortense, der er jetzt so vieles verdankte, keine Kränkung zu bereiten. Er entschloß sich also, am Montag Morgen zu Brand zu gehen, zwischen der Trauung und dem Hochzeitfrühstück einen Augenblick in seine Wohnung zu eilen, dort Befehl zu geben, daß ihm jeder einlaufende Brief, jede Botschaft sofort nach dem „blauen Roß" überbracht werde. Auf alles Weitere mußte er es ankommen lassen, und sogleich nach der Abreise von Otto und Hortense gehörte ihm ja der Tag. Brand selbst fand Steinau in weniger froher Stimmung, als er erwartet hatte. Vielleicht trug der Tag einen Theil der Schuld, der Musiker hatte sich einen schönen, warmen, glänzenden Sommer-

morgen versprochen und nun umzogen graue Wolkenschleier den ganzen Horizont, es drohte zu regnen. Aber dies war es nicht allein. Fast krampfhaft erschien die Aufwallung, mit welcher er Steinau begrüßte und die ungestüme Frage, ob auch dieser Tag zum sichern Glück führen müsse. Dieser that sein Bestes, dem Freunde Beruhigung zuzusprechen, bei der sanguinischen Natur Brand's war es nicht allzuschwer. Steinau brach mit einigen andern Freunden nach der katholischen Kirche auf, Brand begab sich zu Hortense. In der Vorhalle der Kirche bemerkte Steinau zu nicht geringem Erstaunen den Baron de los Montes, der an der Trauungsceremonie eben so großen Antheil zu nehmen schien, als die Freunde und ehemaligen Schülerinnen des jungen Musikers, welche sich zahlreich um den Altarplatz reihten.

Die Kirche war nur klein, doch hinderten zwei Säulenreihen ihren Raum zu übersehen. Steinau hätte den Baron de los Montes gern im Auge behalten, er sah denselben im Augenblick, wo Brand mit Hortense aus dem Wagen stieg und Steinau ihm den Hauptgang hinab folgen mußte, in das Schiff der Kirche eintreten. Gleichwohl war es unmöglich vom Platze zu weichen. Die jungen Mädchen der Thormann'schen Pension, welche für Hortense Blumen gestreut hatten, gruppirten sich dicht vor seinem Sitz, er hätte sich zwischen ihnen hindurchdrängen müssen. Von der matten Traurede des alten Pfarrers vernahm Steinau kein Wort. Daß de los Montes nicht aus Neugier und ebenso wenig aus Theilnahme an Otto

Brand gekommen sei, war leicht zu errathen. Jedenfalls hatte der gestrige Tag bei der Fürstin Dalowska ihn dennoch aufmerksam gemacht, er kam von einer gewissen Unruhe getrieben, er wollte Steinau beobachten. Dies angenommen, blieb es ein unbehagliches Gefühl, die durchdringenden Augen des Barons über sich zu wissen und ihn selbst nicht zu sehen. Nun galt es für den jungen Manne zu beweisen, daß er nicht nur in seinen Studien und Träumen zu leben vermöge. Rasch und bestimmt überdachte er jede Möglichkeit, wie und wo der Baron seine Schritte belauern, wie und wo er denselben täuschen könne. —

Die Trauung ging zu Ende, das junge Paar kam die teppichgeschmückten Altarstufen herab, Steinau war unter den Ersten, die hinzutraten. Er küßte Hortense's Hand, umarmte seinen Freund herzlich und sagte ihm, während Hortense die Glückwünsche ihrer seitherigen Schülerinnen empfing:

„Du mußt eine kleine Aenderung des Programms treffen, Otto. Ich will jetzt mit in euren Wagen steigen, derselbe muß an meiner Wohnung vorüberfahren und ihr mich dort absetzen. Dann lasse ich euch die Wahl, ob ihr zwei Minuten auf mich warten oder gleich zum Roß davonfahren wollt.“

„Wir müssen ohnehin zur Frau Thormann,“ erwiderte Brand. „Hortense will sich in ihrem seitherigen Zimmer für die Reise noch umkleiden, ehe sie im blauen Roß erscheint. Alle andern Sachen sind schon nach unserm

neuen Paradies geschickt, oder ruhen in Koffern draußen im Roß! Aber Du wirst entschuldigen!" —

Brand wendete sich zu den Mädchen, die auch ihm Glück wünschten. Unter seinen seitherigen Kameraden nahm Steinau mit unverhohlenem Mißvergnügen auch Groß wahr, welcher sich selbst jetzt nicht versagen konnte, einige Zweideutigkeiten seinen Gratulationen hinzuzufügen. Groß betrachtete dagegen seinerseits Steinau mit einem schlecht versteckten Hohn von oben bis unten. Hätte Steinau vorhin zwischen den Säulen hindurch die ersten Bänke des Seitenschiffs der Kirche wahrnehmen können, so würde er den herabgekommenen Künstler in einer seltsamen Vertraulichkeit mit dem Baron de los Montes erblickt haben.

Auch wäre es ein guter Zug für einen Carricaturenzeichner, einen Maler der verblüfften und getäuschten Vorsicht geworden, als beim Herausgehen aus der Kirche Steinau nach Hortense und Brand in den großen unförmigen Stadtwagen stieg, und der Baron de los Montes rechts, der Musiker Groß links sich vergeblich auf dem ganzen Kirchplatz nach einem Fiacre umsahen, während der Wagen um die Ecke durch mehrere Straßen donnerte und das Rasseln der Räder in der Ferne verklang. Der Baron winkte unmerklich den Musiker zu sich heran und ertheilte ihm einen Auftrag. Er selbst aber ging langsam nach einem Kaffeehaus, welches dicht neben dem „blauen Roß lag."

Steinau gab im Wagen an seinen Freund und dessen junge Gattin eine flüchtige Andeutung über seine Vor-

nahmen. Beide waren zu sehr im neuen Glück befangen, um etwas anderes auffallend oder bemerkenswerth zu finden. Sie ließen ihren Wagen vor Steinau's Wohnung halten, derselbe sah noch, in den Hausflur eintretend, wie Brand den Arm um Hortense schlang, bei welcher der weiße Atlas und die Blumen die Schönheit glänzender zu machen schienen. Er hatte dafür ungefähr eben so viel Theilnahme, wie die jungen Eheleute für seine Angelegenheiten. Er sprang die Treppen empor, eilte in sein Zimmer, — — vor einer Viertelstunde war durch einen besonderen Boten ein Brief mit „dringend" gebracht worden. Steinau riß ihn hastig auf, die Handschrift der Prinzessin erkannte er sogleich und las aufmerksam:

„Ich muß Ihnen, auf Ihre Andeutung hin, zum zweiten Male unendliches Vertrauen schenken. Aber Ihr Auge und Wesen verheißen einen edlen Menschen, Niemand ist um mich, dem ich so viel Vertrauen gewähren dürfte. Ich weiß heute eine Stunde zwischen vielen Besuchen zu gewinnen, diese Stunde hat unendlichen Werth. Ich muß hören, was Sie gestern ahnen ließen, ich muß Gewißheit haben, ob Sie zu helfen vermögen. Offen meiner Mutter zu widerstehen, fühle ich keine Kraft. Giebt es einen Anhalt, so müssen Sie Stunde und Gelegenheit gewinnen, mir denselben in kurzer Unterredung in die Hand zu geben. Ich bin zwischen ein und zwei Uhr an der großen Linde im Wildgarten, welche der Maler Weidling für mein Album gezeichnet und welche Ihnen bekannt ist. Daß Ihre

Hoffnungen Sie nicht täuschen, wünschen Sie selbst nicht so heiß und sehnsüchtig als

Maria Dalowska."

Steinau überlas den Brief noch einmal, rief dann den Burschen, der ihn bediente, und fragte ihn, ob er Lust habe einen Sonntagsthaler einzunehmen. Als derselbe bejahend nickte, ertheilte er ihm Auftrag, eine kleine Büchersendung, der Steinau nur seine Karte beifügte, nach einem in der Umgegend gelegenen Rittergute zu bringen. Von da konnte derselbe vor Spätabend nicht zurückkehren.

„Du kannst Dich bis zum Pensionat der Frau Thormann zum Kutscher des Wagens da unten setzen und den Weg durch die Stadt ersparen," bedeutete er dem Bereitstehenden. Bereitwillig folgte der Bursche, stieg zu dem Kutscher, während Steinau im Wagen wieder Platz nahm, der jetzt zum Thormann'schen Pensionat rollte.

Der junge Mann hatte sich nicht verrechnet, wenn er annahm, daß de los Montes in seiner Wohnung beobachten lassen und zu erfahren suchen werde, was sich daselbst zugetragen.

Indem er den Burschen, den Einzigen, welcher um den Brief wußte, mit sich nahm, konnte er freilich auch nichts über den Agenten des Barons in Erfahrung bringen. Schon nach einer Viertelstunde hätte er Herrn Groß in sein Haus eintreten, vorsichtig die Treppe emporgehen, oben schellen und wieder schellen, die Hausbewohner vergeblich fragen hören und zuletzt den würdigen jungen Mann

mit ziemlich verdrossener Miene den Weg zum „blauen Roß“ einschlagen sehen können.

Vor der Hand fühlte sich Steinau sicher. Er unterrichtete, während der Fahrt nach dem Pensionat und von dort zu dem Gasthofe, die Neuvermählten, daß er auf eine kurze Zeit vom Hochzeitsfrühstücke entfernt sein werde und bitte in dieser Zeit nicht nach ihm zu fragen. Hortense schüttelte leicht ihren schönen Kopf, den sie jetzt mit einem coquetten Häubchen bedeckt hatte, Otto Brand aber sagte verwundert:

„Man kennt Dich kaum mehr. Du hast lauter geheimnißvolle Commissionen und siehst dazu ewig gestrafft und kampffertig aus. Bist Du Diplomat geworden?“

Steinau konnte die Antwort schuldig bleiben, denn eben war man am „blauen Roß“ angelangt. Der Gasthof hatte sich bemüht, selbst in den vom Fest nicht berührten Theilen einladende Mienen anzunehmen, der mächtige, steingepflasterte Thorbogen war mit einen ganzen Tannenwald und einem gelben Sandweg bis an die Haupttreppe geziert. Auf der Treppe selbst und dem Flur des obern Stocks hatte man das Eichenlaub in hunderten von Guirlanden, Kränzen, Kronen verschwendet, die Thür des großen Saales trug zwischen einer grünen Moostafel mit vielfarbigen Georginen die Namen Otto und Hortense in kunstvollen Verschlingungen. Im Saale selbst gemahnte alles an den reichen Sommer, die Wände entlang hatte man Sträucher aufgestellt; so viele Vasen das blaue Roß nur auftreiben konnte, zierten mit Blumen die einladenden

Frühstückstische. Am Orchester hatten Weidling und einige Maler seiner Bekanntschaft einen Festbau aufgeführt, den der Bildhauer Mordström mit dem von ihm gefertigten Relief Brand's, im besten Gypsabguß, krönte. Wohl oder übel hatte man am Relief einen Lorbeerkranz angebracht, und als Erläuterung dazu spielte das seitherige Orchester von Brand's Akademie eine Festouverture, die derselbe früher componirte.

Selbst Steinau wurde von der festlichen Stimmung mit fortgerissen. In toller Heiterkeit stimmte er in die lautjubelnde Begrüßung der Andern ein, einige Brand befreundete Familien und Frau Thormann erschraken zwar zuerst etwas über den Ton der jungen Leute, fanden ihn aber bald angemessen und liebenswürdig. Brand selbst führte mit einem wunderbaren Ausdruck von Glückseligkeit, Stolz und Herausforderung allgemeiner Theilnahme, Hortense durch die Reihen seiner glückwünschenden Collegen. Steinau hatte sich vorhin doch getäuscht! Hortense sah jetzt in ihrem dunkelseidenen Reisekleid fast schöner und reizender, als vorhin in der schweren Atlasrobe. Sie verstand jedem ein liebenswürdiges Wort zu sagen, sie war eine Copie der Prinzessin Dalowska, das höchste Lob, welches der Poet jetzt auszusprechen vermochte.

Doch hatte neben der Theilnahme an seinen Freunden, neben der ungeduldigen Erwartung, allen Befürchtungen und Hoffnungen, die sich an die bevorstehende Zusammenkunft knüpften, in Steinau's Seele noch ein drittes — halb ein Gedanke, halb ein Bild — Raum. Der frische,

bunte Hochzeitsjubel ließ ihm den Traum vom Juni vorübergleiten, so hätte er mit Clara stehen mögen, wie Otto Brand jetzt neben Hortense stand. Aber hatte die Feier nicht wieder etwas Beängstigendes? Freilich, wer nur diese lustige, beinahe ausgelassene Gesellschaft, diese blinkenden und immer frisch gefüllten Weingläser bemerkte, wem der bunte Schmuck des Saals und der Tafel, die Blumen, die bunten und weißen Sommerkleider der anwesenden Mädchen und jüngern Frauen, in die Augen fielen, wer den glückstrahlenden Brand neben der schönen Hortense sah und nahm die zahllosen, zärtlichen Händedrücke unter der Tafel, das ganze stumme Verständniß der Beiden wahr, der konnte nichts anders als in das Hoch, welches mit allen Gläsern geläutet wurde, einstimmen Wem aber beifiel, daß dieser Tag doch mehr als eines der vielen Feste des Lebens bedeuten solle, daß er das höchste Fest sein müsse, der konnte ihn wohl ärmlich, beängstigend nennen. Wenn, ja wenn diese Zusammenkunft im Wildgarten nicht vereinzelt bleiben sollte — dann wollte Steinau seinem Schicksal und seiner Freundin danken, ihm zeitig Clara entrissen zu haben.

Beinahe war es ein Uhr geworden. Brand und Hortense sollten um vier Uhr abreisen, Steinau dachte daran, daß Baron de los Montes ihn beobachten lassen könne. Auf Groß fiel sein Verdacht nicht, obwohl dieser, auffällig genug, heute nur wenige Gläser Wein trank. Aber mit großer Aufmerksamkeit achtete er auf die ab- und zueilenden Kellner. In der Tasche eines jeden derselben

vermuthete er die Ducaten des Barons de los Montes, und wie sollte er genügend auf der Hut sein?

Endlich kam ein Moment, wo sich fast alle Dienerschaft entfernt hatte. Steinau erreichte vom Flur aus eine hölzerne Hintertreppe, die zum Hof des blauen Rosses führte. Der Hof hatte eine Ausgangsthür nach dem neuen Markt, dort fand sich ein Standplatz der Miethwagen. Mit leichtem, flüchtigem Schritt ging er über den Hof, sah sich an der Thür noch einmal um und trat dann hinaus auf den Platz. Groß war gleich nach Steinau's Entfernung ebenfalls aufgestanden, folgte demselben unbemerkt und gelangte so in die Nähe der Miethwagen, um hören zu können, wohin derjenige, den er so achtsam belauerte, sich wenden wolle. Steinau war schon im Begriff, einem Kutscher laut „nach dem Wildgarten" zuzurufen. Er besann sich indeß anders, sagte kurz „zur Königsstraße" und freute sich seiner Vorsicht, ohne zu wissen, wieviel ihm dieselbe genützt habe.

Während er durch einige Straßen fuhr und unterwegs, als käme ihm ein plötzlicher Einfall, den Weg nach dem Wildgarten einzuschlagen befahl, sprang Herr Groß behend und vergnügt über den Hof des blauen Rosses zurück. Statt indessen wieder zum Frühstückssaale zu eilen, drückte er unter dem Thorbogen eine Mütze auf sein groteskes Haupt und begab sich in das neben dem Gasthof gelegene Kaffeehaus. Dasselbe war verödet und an den Wochentagen fast nie besucht, der Baron de los Montes, der hier cigarrenrauchend auf- und abging, hatte zu seiner

Unterhaltung nichts finden können, als die Intelligenzblätter der Residenz. Der Baron war in merklicher Unruhe und wenig zufrieden mit sich. Die gestrige Begegnung mit Max Steinau hatte ihm den Argwohn eingeflößt, daß derselbe mit der Prinzessin Dalowska in irgend einer Verbindung stehen müsse. Die Prinzessin hatte nach dem Weggang des jungen Poeten, als der Baron denselben zu ironisiren begann, ziemlich warm für ihn gesprochen. Steinau selbst zeigte etwas Herausforderndes, und es war immer der Mühe werth, ihn einige Tage zu überwachen.

Der Baron hatte gleich heute den Anfang gemacht, in aller Morgenfrühe im griechischen Kaffeehaus Herrn Groß für sich gewonnen. Seit Mittag aber erschien ihm die Sache komisch. Was bedeutete Herr Steinau, wo hätte er den Weg des Barons kreuzen können? Derselbe nahm sich die Mühe in einem elenden Locale stundenlang zu verweilen, Maßregeln wie zur Entdeckung eines Staatsgeheimnisses zu ergreifen — und am Ende saß Steinau ruhig bei Austern und Rheinwein, und vergnügte sich mit seinen Gesellen. — Es war demnach die höchste Zeit, daß Herr Groß mit seiner Botschaft in den „Bienenkorb" trat, de los Montes fand sich unbehaglich.

Jetzt erschien Groß auf der Schwelle des ungastlichen Raumes. Er rief noch in der Thür mit einem gewissen Triumph:

„Eben schlich sich Doctor Steinau vom Tisch weg und nahm auf dem neuen Markt einen Miethwagen nach der

Königsstraße. Der Wagen trug die Nummer zwanzig, jetzt eilen Sie, Herr Baron!"

„Es wird nichts sagen!" erwiderte de los Montes gleichgültig, dachte aber bei sich: „etwas muß doch im Werk sein, sonst würde der Federfuchser fest bei seinen schmausenden Kameraden sitzen." Er nahm daher seinen Hut, bemerkte gegen Groß: „Es ist gut, ich danke Ihnen und bitte Sie nur aufzumerken, ob sich im Laufe des Nachmittags sonst etwas zuträgt," und ging nach der Königsstraße abwärts. Groß, erfreut seinen Aufträgen so gut entsprochen zu haben, kehrte in den Saal des blauen Rosses zurück.

Indessen rollte Max Steinau, dessen Uebervorsicht in der vergeblichen Promenade des Barons de los Montes, die Königsstraße herauf und herunter, ihre Früchte trug, dem Wildgarten zu. Der Tag hatte sich auch jetzt in den Mittagsstunden nicht erhellt, die Wolken blieben unbeweglich und der Wildgarten mit seinen Tannengruppen, seinen mächtigen, selbst an sonnigen Tagen dunkeln Baumgängen, mit den verfallenen Anlagen, bot keinen erfreulichen Anblick. Steinau würde das Alles nicht bemerkt haben, wenn ihm die Sorge nicht gekommen wäre, daß die Prinzessin durch das Wetter den Vorwand einer Ausfahrt verloren haben könne. Er ließ wie damals, als er Hortense Brizeux an derselben Stelle aufsuchte, den Kutscher in der Hauptallee zurückbleiben und schlug den Weg durch die Büsche ein. Das Gras war feucht, die Weißdorn- und Haselbüsche ließen reichliche Tropfen nicht aufge-

sogenen Thaues auf ihn fallen. Jetzt ward die Linde sichtbar — ein zweifelnder Blick — ein zweiter — da war die Prinzessin bereits, sie hatte Steinau erwartet!

So ungestüm wie in diesem Augenblicke hatte dem jungen Mann das Herz noch niemals gepocht. Er verlor die künstlich erzwungene Ruhe, mit wenigen stürmischen Schritten kam er auf die Linde zu, berauscht von der Fülle des Augenblicks war ihm, als ob selbst die dichte Wolke, die eben über den alten, mächtigen Baum hoch hinwegzog, funkelnde, farbige Strahlen auf den kleinen Raum herabsenden könne. Nur die ernste gemessene Haltung der Prinzessin bewahrte Steinau vor einem lauten Ausbruch seiner Erregung. Marie Dalowska zeigte heute eine andere Miene, als daheim. Die lächelnde Liebenswürdigkeit schien aus dem schönen, blassen Gesicht verschwunden, eine leichte Röthe, die ebenso von dem naßkühlen Luftzug, als von innerer Unruhe stammen konnte, überflog ihre Wangen. Die Augen waren frei und fest auf den Ankommenden gerichtet, jetzt erst glaubte Steinau ihre ganze Schönheit zu erkennen. Die Gestalt der Prinzessin, sonst so graziös und beweglich, suchte, heut hochaufgerichtet, den Eindruck einer festen entschlossenen Haltung zu geben. Es war nicht ersichtlich, ob dies Alles eine Schutzwehr gegen den jungen Mann oder gegen ein eignes Gefühl von Furcht und Befangenheit sei. Die Prinzessin, welche sah, daß Steinau Entschuldigungen bringen wolle, fiel ihm sogleich ins Wort:

„Ich bin selbst erst seit zwei Minuten hier. Mein Wagen ist am Ausgang des Parks geblieben und ich habe mich zuletzt weniger leicht hierher gefunden, als ich glaubte. Weniger leicht — noch dort bei der zertrümmerten Diana wäre ich gern umgekehrt! Ihre Theilnahme treibt mich zu seltsamen Schritten, aber die Zeit und alle Umstände drängen. Die Fürstin Dalowska hat den Baron de los Montes nach unserm Weiherschloß eingeladen, ich fürchte das soll die Entscheidung geben! Nun, ich bin hier, was können und werden Sie mir sagen. Was wissen Sie von dem Baron? Warum forschten Sie nach Leveillière?“

Steinau sah wie auf dem Gesicht der Prinzessin, während sie sprach, der ganze Anschein von Kälte und fester Entschlossenheit verschwand, er sah die Scheu und den Stolz des Fürstenkindes mit dem Grauen des reinen Weibes vor verhaßter Verbindung, mit dem Ausdruck der erwartenden Hülflosigkeit kämpfen. In lebendiger Eile erzählte er der auflauschenden Prinzessin die Geschichte der Schifferbraut. Er sah sie den Kopf schütteln, als er zu Ende mit dem war, was ihm sein Freund Kern berichtet. Sie lächelte trüb und sagte beinahe weinend:

„Dies, mein Freund, wird nicht helfen. Das kann nur meinen Abscheu vor dem Baron steigern, kann mir vielleicht Muth geben, ihm fester zu widerstehen. Aber meine Mutter würde mir darauf kalt entgegnen, daß bedeutende Menschen wie de los Montes auch wirre Dinge erleben müßten und daß der Baron mit seiner klaren Anschauung immer im Rechte sei. Das kann mir nicht

helfen; in unsern Kreisen" — die Prinzessin betonte das „unsern" tiefschmerzlich — „will das nichts gelten. Aber ich danke Ihnen dennoch herzlich."

Prinzessin Dalowska machte dabei eine Abschiedsbewegung. Steinau aber ergriff ihre Hand, sie sah ihn mit den tiefen, dunkeln Augen verwundert an, er rief laut und erregt:

„Sie dürfen nicht gehen, Prinzeß! Ich weiß Ihnen Anderes zu sagen, nur die Scheu meiner Verehrung hielt mich ab, damit zu beginnen. Es ist mehr als Zufall, der mich in diesen Tagen einen Blick in das dunkle Leben des Barons de los Montes thun ließ und ich glaube an das Walten Gottes dabei!"

Die Prinzessin stand überrascht still. Ihre Mienen richteten sich noch einmal fragend, in äußerster Spannung auf Steinau. Rasch, gedrängt, immer nur andeutend, aber doch an vielen Stellen seiner Erzählung nach der Seite blickend, um die Glutröthe, die in Maria's Gesicht emporstieg, nicht zu sehen, berichtete der junge Mann, was er aus den Papieren Geneviève Touron's wußte. Er sah die Prinzessin, je näher er der entsetzlichen Katastrophe kam, in immer höherer Erregung, ihre Brust wogte gewaltsam, sie lehnte sich an den mächtigen Stamm der alten Linde, setzte sich auf der Bank nieder und erhob sich von neuem. Die Schamröthe war der Blässe gewichen, ihre Lippen bewegten sich, ihre Hände machten einigemale das Zeichen des Kreuzes. Selbst als Steinau geendet, dauerte diese stumme Be-

wegung fort. Tief aufathmend, während der junge Mann erwartend und schweigend stand, sagte sie endlich:

„Verzeihung, meine ersten Gedanken richteten sich zur heiligen Jungfrau. Ihr mußt ich danken, mich vor ihm behütet zu haben. Aber tausend, tausend Dank auch Ihnen — jetzt bin ich sicher. Den Verderber der Geneviève Touron und ihres Bruders wird selbst die Fürstin Dalowska nicht in solcher Nähe wissen mögen!"

Wieder verneigte Prinzessin Marie leicht den Kopf und schien davoneilen zu wollen. Doch im gleichen Augenblick hielt sie ihren Schritt an, und mit schmerzlicher Erregung rief sie:

„Welche Kämpfe wird das geben! Und wie soll ich der Fürstin, wie soll ich meiner Mutter berichten, was ich von Ihnen gehört, von wem soll ich's vernommen haben?"

Steinau erschrak vor dem neuen Abgrund von Rathlosigkeit, den die Prinzessin vor sich zu sehen glaubte. Ehe er indeß etwas erwidern konnte, wendete sich Maria Dalowska zu ihm und sagte mit ihren weichsten schmeichelndsten Lauten:

„Sie haben viel für mich gethan, mein Freund, Sie geben mir Muth, noch mehr zu begehren. Mir schauert vor all diesen Kämpfen. Vielleicht, nein, gewiß sind sie abzuwenden. Wenn Geneviève Touron meiner Mutter schreibt, so ist mir ein Anhalt gewonnen. Wenn sie selbst kommt, wenn sie mich aufsucht, so braucht die Fürstin Dalowska nichts von allem, was vorgegangen ist, zu erfahren. Ich denke, dann wird und muß der

frevelnde Uebermüthige von mir abstehen. Ich bitte Sie, mein Freund, thun Sie noch das für mich! Schreiben Sie an Geneviève Touron, sagen Sie ihr, daß sie eine Schwester retten könne, führen Sie sie mir zu, kommen Sie mit ihr auf unser Weiherschloß. Dort wird auch der Baron sein! Ich sollte denken, es müßte für Geneviève eine Wonne darin liegen, ihm in den Weg zu treten, während er glaubt, auf dem Gipfel zu stehen! Führen Sie das herbei, mein Freund, und bleiben Sie gewiß, daß ich Ihnen diese Stunde nie und nimmer vergessen werde!"

Die Prinzessin stand jetzt wieder hochaufgerichtet, ihre Augen blitzten, als sie die Rache Geneviève's erwähnte, es war slavisch wildes Blut, welches jetzt abermals ihre bleichen Züge röthete. Aber so stolz sie vor dem jungen Mann stand, so lächelte ihm doch der süße zauberische Mund zu, der so viel verheißend zu flüstern wußte. Die Worte, „mein Freund," die sie mehrmals gebraucht, raubten Steinau's letzte Besinnung. Er wollte sie wieder und wieder und in anderm Tone gesprochen hören. — Auch sein Gesicht hatte sich geröthet, er sah die Prinzessin erst zweifelnd und zögernd, dann entschlossen an und sagte:

„Ich werde Ihr Vertrauen nicht täuschen. Ich muß um Erlaubniß bitten, Alles meiner Freundin Hortense Brand mitzutheilen, dann kann ich hoffen, Ihren Wunsch ganz und voll zu erfüllen. Hortense reist in wenig Stunden nach Frankfurt, ich darf sie nicht aufhalten, ich werde

sie begleiten. Sie sollen frei sein oder ich will Sie nie wiedersehen!"

Er beugte sich auf die dargebotene Hand der Prinzessin, küßte dieselbe in heißer Erregung und sah der schnell wegeilenden, schönen, schlanken Gestalt nach, bis sie zwischen den dichten Weißdorn- und Fliederhecken verschwand. Er sah ihr nach, als wolle er sich vergewissern, daß sie wirklich unter der mächtigen Linde gestanden habe. Dann eilte er — fast in wilden Sprüngen — zu seinem Wagen und rief dem Kutscher herrisch: „Schnell! schnell zur Stadt zurück!" Dort galt es, Hortense und Brand eine unerwartete Reisebegleitung anzukündigen.

---

## Der Baron de los Montes.

Es war am Abend desselben Tages, die Wolken, welche den ganzen Tag über Stadt und Strom wie mächtige weitgebreitete Tücher gehangen hatten, wurden von dem Ostwind endlich vertrieben, blaue Streifen tauchten zwischen ihnen auf, im West waren einzelne Sonnenstrahlen hervorgetreten. Doch herrschte in eben diesen Stunden die empfindlichste Kälte für alle diejenigen, welche Hochsommertoilette trugen, und zu verargen war es dem Baron de los Montes, der in den engen winklichen Gassen, die das griechische Kaffeehaus umgaben, auf- und abgegangen war, durchaus nicht, wenn er endlich eintrat. In seinem modischen Sommerüberwurf fröstelte er und der heiße Thee, den er im Kaffeehaus forderte, schien seine ganze Aufmerksamkeit nicht blos zu beanspruchen, sondern zu verdienen. Der Baron hegte heute keine Theilnahme für irgend etwas, wenigstens behaupteten Baron Thomé, Graf Eppstein und zwei Reiteroffiziere, die am dritten Tisch Punsch tranken und Whist spielten, daß er unerträglich sei. Am Ende verließ er die vorderen Räume und begab sich in das Künstlerzimmer,

obwohl ihn der Aufwärter versicherte, daß daselbst keine Gesellschaft zu finden sei. Der Baron behauptete, sich behaglicher zu finden, Graf Eppstein fluchte ihm etwas von Launenhaftigkeit nach, der gutmüthige Thomé kam sogar einen Augenblick zur Gesellschaft des Barons, fand aber auch, daß es heute nicht der Mühe werth sei, die man sich um ihn gebe.

De los Montes war ärgerlich, beinahe erbittert, er wollte allein sein und bleiben. Drei Nachmittagsstunden waren ihm in der Königsstraße vergangen, von Steinau keine Spur. In dem Gewirr des Aufbruchs draußen am blauen Roß war er desselben gleichfalls nicht ansichtig geworden, Groß zeigte sich seit der unfruchtbaren Nachricht vom Mittag nicht wieder und der Baron hatte die fatale Aussicht, mit einer Ungewißheit nach Hause gehen zu müssen, der am Ende — er mochte sich verspotten wie er wollte — ein Beigeschmack von Aengstlichkeit nicht fehlte. Seit langer Zeit war dem Baron Niemand begegnet, der ihm so unbehagliche Empfindungen veranlaßt hätte, als der junge Gelehrte, von dem er doch zuletzt nichts zu sagen wußte, als daß ihm derselbe bei der Fürstin Dalowska auffallend gegenübergetreten sei. Der Baron de los Montes hätte Niemand die Vorstellungen und Vermuthungen, die er eben hegte, mittheilen mögen, auch waren dieselben von einer Art, daß schwerlich Jemand bei ihnen den siegesgewissen, stolzen, nie verzagenden Abenteurer wieder erkannt hätte.

Bereits die neunte Stunde war darüber herange-

kommen. Der Baron saß in der Ecke des kleinen gewölbten Zimmers, welches sein Licht nur aus dem Hofe erhielt und bereits stark dunkelte. Er rief nicht nach Licht, an dem mächtigen runden Tische hatte sein linker Arm einen Stützpunkt gefunden, sein Kopf ruhte in der Hand, seine Augen waren geschlossen, der Baron de los Montes träumte. Der Mann des Augenblicks, des Lebens und Handelns träumte und schattenhaft flogen Bilder seines Lebens an ihm vorüber.

Ganz flüchtig weilte sein inneres Auge auf dem ersten, und vielen folgenden. Was hatte er mit dem Pfarrerssohn aus einem hessischen Landstädtchen, mit dem Schüler zu Fulda, mit dem dürftigen Studenten von Heidelberg und Marburg zu thun? Freilich war er das Alles einst gewesen, aber keine Faser seiner Gegenwart knüpfte ihn mehr an diese fernen Bilder. Das graue, protestantische Pfarrhaus mit der Jahrzahl des westphälischen Friedens, der dürftige Garten mit dem einzigen Schmuck des großen Nußbaumes, seine Eltern, seine Geschwister, alle in behaglich gutherziger Selbstbeschränkung, das waren ihm Erinnerungen, bei denen es sich nur leise in seiner Brust regte. Der Schüler in seinem dürftigen Röckchen, mit Homer und Tacitus im Bücherriemen, der bei hundert lustigen Streichen doch immer die ersten Zeugnisse erhielt; der Student, in dem sich schon heißere Wünsche und ein anderes Genußverlangen regten, der aber im Kreise von Genossen, unter denen er der Erste war, sich genügte und Alles von der Zukunft hoffte, — sie waren und blieben ihm fremd. Andere

Bilder, Schatten mit weniger friedlichen Zügen verdrängten sie. Der Baron de los Montes sah einen jungen Gymnasiallehrer, der sich ein Jahr lang an der Skepsis und den modernen Theorieen berauschte, der im nächsten Jahr aller Wissenschaft müde war; den Genußdurst und fruchtlose Erbitterung über sein elendes, kleinbeschränktes Leben verzehrten. Er kannte den bleichen, jungen Mann wieder, der in der Schwüle heißer Sommernachmittage in der dumpfen, dunstigen Schulstube an tausend andern Bildern haftete, als an den über das Buch gebeugten Knaben. Er kannte den Wanderer zwischen Waldbergen, der keine Freude, keinen Genuß an der Natur fand, dem es nur wohlthat in den Wäldern und auf den Felspfaden von allem fern zu sein, was ihn drückte und lockte. Lebendig standen die Qualen jener Tage vor ihm, die Nächte erwachten, in denen er vergebens versucht hatte, seine Sehnsucht niederzukämpfen, die höhnischen Stunden, in denen er allen derer spottete, welche durch Ringen in Wissenschaft und Kunst, durch Theilnahme an Staat oder Gesellschaft ihrem Drange freie Bahn öffneten. Was hatten diese Gepriesenen zuletzt vom Leben? Der erbärmlichste Landfreiherr, der letzte Offizier der Gardetruppen genoß sein Dasein besser. Der Baron de los Montes kannte den Lehrer, welcher mit der „Lüge“ seiner Umgebung bitter und gehässig stritt, welcher Freude daran fand, jedes beschränkte Glück zu höhnen. Er sah dem jungen Mann ins Auge, das so dunkel und verlangend glühte, welches mit bitterm Neid auf jeder Equipage, in der schöne, stolze Damen saßen,

haftete, welches die rohe Sinnlichkeit der jungen Genußmenschen nicht verachtete, sondern pries. Und er erinnerte sich jener Stunde, wo derselbe junge Mann, auf's Aeußerste getrieben, zugestand: ja, er beneide alle die, welche dem leichten, reizenden Müßiggang zu fröhnen vermöchten, alle die, welche in Speisen und Weinen mit Ueberlegung praßten, alle die, welche die Gunst jener leichten, reizenden, verführerischen Gestalten der Bühne, die so verächtlich auf den hölzernen Lehrer blickten, mit Golde erkauften. Das Wort unwürdig, was die Andern sprachen, nannte er eitel Lüge, eben diese Menschen, eben ihre unwürdigen Genüsse seien der Gegenstand alles Neides, aller geheimen Sehnsucht. Jeder, auch der edelste Ehrgeiz stelle nur ein schwaches Surrogat für den versagten Genuß des Lebens dar.

Wenn Baron de los Montes jetzt daran zurückdachte und sich selbst in dem jungen Lehrer wiedererblickte, mußte er dem hessischen Consistorium für seine Suspension, und allen Studiengenossen und Verwandten, für ihren Abscheu vor ihm, Zustimmung nicken. Der Baron lächelte sogar dabei, denn eben diese Suspension und dieser Abscheu hatten ihn mit einem Male der elenden Verhältnisse, in denen er sich herumschlug, enthoben.

Der deutsche Gymnasiallehrer wanderte durch Frankreich, in Marseille trat er zur Fremdenlegion. Seine ungestüme Natur erwachte und entwickelte sich in den Kämpfen, an denen er Theil nahm, und trotz Mühseligkeiten und Entbehrungen, trotz Gefahren und Wunden, es war

Leben, das ihn umgab. Gleichmäßig erregt flossen die Tage dahin, und als nach wenig Jahren die Epauletten seine Uniform schmückten, trat er jenem einst beneideten Dasein schon näher. Er durfte auf wenige Tage, aus der Wüsten-Garnison beurlaubt, mit Kameraden in Algier schwelgen, konnte dann zurückkehren, ohne Reue, ohne quälende Empfindung, ohne Furcht vor Tadel. Was er halb und erbärmlich nannte, der Kampf zwischen dem natürlichen Verlangen und dem sittlichen Gefühl, hatte längst aufgehört. Seit er den Namen seines Vaters in Leveillière umgewandelt, pries er sich glücklich. Nicht die Gedrücktheit seiner Stellung, nicht die Furcht vor der Zukunft schied ihn jetzt auf Monate vom Lebensgenuß, sondern eine starre, eherne Nothwendigkeit, der sich solche Naturen mit dem innersten Vorbehalt, auch sie zu überwinden, eine Zeitlang fügen.

Die Fremdenlegion sollte nach Spanien übergeführt werden. Bei dieser Gelegenheit erhielt Leveillière zum erstenmal genaue Kunde von den Verhältnissen des dortigen Kampfes. Sein Entschluß war gefaßt, er nahm hier den Abschied, er flog durch Frankreich über die Pyrenäen. In der Einförmigkeit des Lagers hatte er von seinen Kameraden aus mancher Herren Ländern Sprachen erlernt. Auch ein wenig spanisch verstand er, und hatte richtig vorausgesetzt, daß er im Heere des Prätendenten willkommen sein werde. Hier stieg er von Stufe zu Stufe, hier schmückten ihn Titel und Orden, Anwartschaften auf eine weitere glänzende Lebensbahn. Kein

Enthusiasmus hatte ihn unter Don Carlos Fahnen geführt, kein Enthusiasmus hielt ihn bei denselben. Was er von der fallenden, hoffnungslosen Sache erwarten durfte, war ihm längst geworden, freudig schloß er sich Maroto an, der durch Vertrag, den Andere Verrath nannten, dem Bürgerkrieg ein Ende machte und allen Ehrgeizigen ihre Spolien sicherte.

Der Baron verweilte nicht gern bei seinen spanischen Erinnerungen. Manchen wilden Genuß, manchen stürmischen Rausch hatten ihm die Jahre dort gebracht und doch ward alles vor einem Bilde verscheucht, welches dunkle, blutige Schatten hinter sich warf. An Geneviève Touron dachte der Baron selten, und fühlte einen schweren Druck in sich, wenn ihm der Gedanke doch kam. Sonst machte ihm keine Erinnerung an zahllose Frevel seiner kalten Weltsicherheit, seines schneidenden Egoismus, jemals zu schaffen. Sein Herz hatte er mit anderm „Jammer und Elend" in der deutschen Heimat gelassen. Als er zu ihr zurückkehrte, hätte Niemand in dem stolzen, eleganten und liebenswürdigen Baron, in dem Krieger und Diplomaten, den ehemaligen Lehrer erkannt. Seit Jahren bewegte sich de los Montes, dem von Spanien her auch reiche Mittel zu Gebot standen, in den höchsten Kreisen. Er war da angelangt, wohin er stets gewollt und gestrebt, er genoß das Leben in vollen, immer durstigen Zügen. Fest und sicher ging er seinen Pfad — ein letztes Ziel hatte er noch im Auge zu halten, dann durfte er ruhen und sich befriedigt finden. Dann hatte

er nicht mehr nöthig, ängstlich und berechnet auf seine Schritte zu achten. Die Natur des Abenteurers, die so kalt und gefühllos erschien, hegte dennoch eine beinahe weibische Schwäche. Die bloße Vorstellung, daß er jemals in beschränkte Verhältnisse zurücksinken könne, daß er sein Leben nicht zu enden vermöge, wie er es aus eigner Kraft gestaltet, oder daß ihm zum Zweck werden müßte, was seither nur Mittel gewesen: der Landsknechtsmuth und das Intriguenspiel, die bloße Vorstellung von alledem erfüllte ihn mit Entsetzen. Darum hatte er seit Jahren einen Abschluß im Auge gehabt — einen Abschluß, den ihm die Vermählung mit der Prinzessin Dalowska bringen sollte. Die Fürstin war für ihn gewonnen und wenn jetzt die Prinzessin scheu und zurückgezogen erschien, so bekümmerte dies den Baron nicht allzuviel. Hatte er in dem vierzehnjährigen Kinde eine erstaunte Bewunderung erweckt, so konnte ihm nicht fehlen, das junge Mädchen an sich zu fesseln. Nur dazwischen treten durfte Niemand, und wenn sich de los Montes die Möglichkeit vorstellte, auch nur einen Tag durch Steinau gehemmt zu werden, den er zu den bitter gehaßten Idealisten, zu den „Heuchlern" der Humanität und des bespöttelten höheren Lebens zählte, so war seine Laune und sein Behagen dahin, wie eben jetzt im Schmollwinkel des griechischen Kaffeehauses.

Aber soeben wurden seine Träume, sein Gedankenspiel unterbrochen. Der Aufwärter kam, die in Ketten hängende Lampe des Zimmers anzuzünden, fast auf dem

Fuße schritt ihm Groß nach, wankend, gerötheten Gesichts, mit einem lustigen Lachen, das er mäßigte, als er den Baron wahrnahm. Groß hatte beim zweiten Theil des Brand'schen Frühstücks sich unbefangen seinem natürlichen Zuge überlassen, hatte gänzlich vergessen, daß er zu der Rolle eines Beobachters bestimmt sei. Erst der Anblick des Barons, der ihn verächtlich von Kopf bis zu den Füßen maß, ernüchterte ihn einigermaßen. De los Montes fragte kurz und von oben herab, so wichtig ihm auch die Aussagen des Musikers waren:

„Sie lassen mich ein wenig lange warten? Was ist weiter vorgegangen und wann ist Doctor Steinau in's „blaue Roß" zurückgekommen?"

„Viel ist vorgegangen," entgegnete Groß und stützte sich mit beiden Händen auf den mächtigen, runden Tisch. „Herr Doctor Steinau kam nach zwei Uhr in seinem Miethwagen zurück, eben als es beim Frühstück anfing lustig zu werden. Er zog gleich den Brand und dessen neue Frau bei Seite und flüsterte lange mit ihnen, fuhr dann wieder fort, nach Hause, kam gegen vier Uhr abermals und nahm noch einen Abschiedstrunk, wo uns dann Brand erklärte, daß sein Freund Steinau ihn nach Frankfurt und an den Rhein begleiten wolle."

Der Baron de los Montes verlor kein Wort von der leidlich zusammenhängend vorgebrachten Aussage, zwischen welche sich einige Nasen- und Gurgeltöne unberufen hineindrängten. Er hütete sich wohl, seine Bewegung blicken zu lassen. Aber er athmete tief auf, gab an Groß einen

Thaler, den dieser mit der Miene hündischer Kriecherei in Empfang nahm und verließ das griechische Kaffehaus, welches nun auch in seinen andern Räumen leer und unbelebt geworden war.

Als sich der Baron auf der Straße befand, blickte er zwischen den colossalen, Stockwerk auf Stockwerk tragenden Häusern nach dem schmalen Streifen des Himmels, der sichtbar war. Derselbe schien klar und sternreich, gewiß stand für morgen ein besserer Tag zu erwarten, als der vergangene. Der Baron lächelte zwar, aber freute sich doch auf den bessern Tag.

„Mein Argwohn war unbegründet,“ sagte er vor sich hin. „Wie käme auch diese deutsche Poetennatur, die nichts von mir weiß, noch ahnt, gerade dazu, meinen Weg zu gehen oder hindern zn wollen. Seine ganze Geschäftigkeit von heut bedeutet einen plötzlichen Reiseeinfall, der Mensch hat's besser, als ich seiner Zeit, er kann plötzliche Reiseeinfälle haben! Wahrscheinlich hat er noch Geld geborgt und denkt jetzt nicht an mich. Immerhin gut, daß ich ihn beobachten ließ, es giebt wenigstens eine Beruhigung für Philipp!“

Der Baron de los Montes, der jeder Treue und Ehrlichkeit Hohn sprach, der nichts mehr haßte als Vertrauen, hatte dennoch von einem alten Diener aus seiner Heimat, den er zufällig in Marseille auf seinen Reisen nach Spanien in Noth gefunden, Treue und Ehrlichkeit seit Jahren empfangen, hatte denselben mit einem gewissen Vetrauen gelohnt. Philipp Leßner kannte die

Abenteuer und Pläne seines Herrn. Was derselbe that, fand bei dem Diener jederzeit bereitwillige Hülfe oder wenigstens unbedingten Beifall. Leßner's Ehrlichkeit erstreckte sich eben nur bis zu seinem Herrn und keinen Finger breit weiter. Aber am Geschick und Leben dieses glänzenden, bewunderten, angestaunten Herrn nahm der alte Philipp einen so innigen Antheil, als es seine schlaue, nüchterne Natur eben gestatten wollte. Mit Jubel hatte er den Plan des Barons, eine Verbindung mit der großen polnischen Fürstenfamilie zu suchen, aufgenommen. Durch seine beschränkte Seele schwebte in vielen Stunden eine dunkle Vorstellung, daß aller Glanz des Lebens, der seinen Herrn umgab, eines Tages erbleichen könne, er sagte dem Baron de los Montes in mancher vertraulichen Minute, daß er nicht eher Ruhe haben werde, als bis er ihn an der Seite einer vornehmen, unermeßlich reichen Gemahlin erblicke. Voll Spannung verfolgte Philipp Leßner jeden Schritt, den sein Herr zur Fürstin Dalowska that, und in äußerster Entrüstung hatte er am gestrigen Abende de los Montes' Bericht über Besorgnisse, die der Doctor Steinan veranlasse, gehört. Der Tag war trüb für den alten, blinden Hessen, blind in seiner Anhänglichkeit, blind in seiner Treue, und doch scharfsichtig in seinen Befürchtungen. Mit Recht dachte der Alte: wenn es diesmal nicht gelinge, sei überhaupt wenig Aussicht mehr vorhanden. — Das Ausbleiben seines Herrn während des ganzen Tages hatte ihm neue Sorge gebracht, finster und unmuthig saß er im Vorzimmer zu den Zimmern

des Barons und sah in trüber Voraussicht alle Erwartungen von einem glücklichen, glänzenden, ruhigen Leben wieder entgleiten. Er war eben dabei, seinem Herrn Koffer und Mantelsack zu neuen abenteuerlichen Fahrten zu packen, als er denselben die Treppe emporkommen hörte. Aber so heiter und frisch, so lächelnd und neckisch war der Baron de los Montes seit unzähligen Abenden nicht nach Haus gekommen. Philipp sah erstaunt auf, sein Herr rief ihm übermüthig zu:

„Frisch, Alter, das Glück ist noch mit uns und verräth die nicht, die all ihr Leben auf seine Nummer gesetzt haben. Der Herr Steinau ist auf und davon, in drei Tagen aber begleitest Du mich nach Böhmen, zum Weiherschloß der Fürstin Dalowska. Die wilden Tage haben ein Ende, nach der ehernen Zeit hebt die goldene an!"

„Nun so sei dem grundgütigen Gott Dank dafür!" schrie Philipp Leßner auf. „Daß ich noch erleben soll, sichern Grund unter Ihnen zu wissen! Und schon in drei Tagen."

De los Montes lachte, ließ sich in seine Zimmer leuchten und verspottete die Glückseligkeit des Alten. Aber wenn er auch dessen Dankgefühl nicht hegte, so theilte er mit ihm die frohen Aussichten eines endlich erreichten Zieles und kein bleicher Schatten sollte für heute die Träume des glücklich stolzen Frevlers stören.

## Auf dem Weiherschloß.

Einer der Tage, die zwischen Sommer und Herbst stehen, ein erster Septembertag, läßt das nordböhmische Hügelland in wunderbarer Farbenpracht vor die Augen treten. Die fernen Riesenberge bilden die einzige dunkle und scharfe Linie im Gesichtskreis. Alle nahen Waldhügel, alle belaubten Höhen und die üppig-fruchtbaren Thalkessel zwischen ihnen sind vom duftigsten, blauen Hauch umgeben, der an den Höhen gleichsam zur Wolke verdichtet scheint und in der Ebene mit den Sonnenstrahlen im reichen Farbenspiel verfließt. Das dichte Laub hat noch kein Blatt an den Herbst abgegeben, einzelne rothe und gelbe Tinten erhöhen die Wirkung des frischen Grün. Auf den Hügeln sind die Wälder voll und dunkel, nach der Ebene lichten sie sich, in der Nähe der Dörfer treten einzelne Baumgruppen, mächtige Eichen, von Gebüsch umgeben, bis zu den dichten Pflanzungen schwertragender Fruchtbäume heran. Zwischen der Fülle dieser Fruchtbäume sind die kleinen Dörfer des Landstrichs halb verborgen, die spitzen Kirchthürme ragen allein darüber hinaus, und in der Ebene ist Sylowitz, das „Weiherschloß"

der Fürstin Dalowska, der einzige aus den verschwimmenden Farbentönen, dem üppigen Grün, klar und scharf hervortretende Punkt. —

Schloß Sylowitz ist im vorigen Jahrhundert in der letzten Zeit der französischen Renaissance erbaut worden. So klein das Schloß im Verhältniß zu den andern Herrensitzen der Umgegend erscheint, so ist es doch mit allem, was damals für wirksam galt, versehen: eine Säulenfaçade, ein Portal mit überladenen Reliefzierathen, eine mächtige Kuppel und eine hohe Freitreppe, die zu dem Weiher herabführt, alles aus Sandsteinquadern erbaut, und zwischen den weiten Parkanlagen, im Spiegel des Weihers, stattlich hervortretend. Das Schloß steht auf einem letzten Hügelabhang, über und hinter sich den Wald, zu beiden Seiten die Baumwände und Laubgänge des altfranzösischen Gartens, vor sich das spiegelklare Wasser, von dem es den Namen des Weiherschlosses trägt. Um den Weiher und jenseit sind die geschmacklos-steifen Anlagen beseitigt worden, der Blick fällt auf weite grüne Rasenflächen mit Baum- und Buschgruppen. Im Näherkommen entdeckt der Beschauer leicht, daß auch Sylowitz nicht ganz von jenem Hauch des Verfalls verschont ist, der den Rococcoschlössern jetzt ihren Reiz verleiht. Die gewundenen Säulen der Façade zeigen vielfache Risse, die barocken Fruchtschnüre und Muschelgewinde um die Fenster und Simse weisen Lücken auf und sind von Moos übergrünt, im großen Saale haben die üppigen Wand- und Deckenbilder, im Geschmack Boucher's, viel von ihrem frischen, glänzenden Farbenschimmer verloren. Aber

nach außen gewährt das kleine Schloß noch immer einen grotesken und auch poetischen Anblick; im Innern hat es die Fürstin Dalowska, seine gegenwärtige Besitzerin, mit Eleganz und Comfort ausgestattet. Nichts mangelte, auch verwöhnten Ansprüchen zu genügen, und obwohl die Fürstin das Schloß nur zu einem stillen Sommeraufenthalt gekauft hat, so fehlt es dennoch nie an Besuchen und Festen. Dieselben nehmen, da im Park nicht gejagt werden darf und zu Bällen die Gesellschaft selten ausreicht, leicht einen besondern Charakter an, besonders wenn Prinzessin Marie das Regiment auf dem Weiherschloß führt.

Sie hatte auch heute wieder ein Fest angekündigt, welches am nächstfolgenden Abend gefeiert werden sollte. Selbst die Fürstin erfuhr wenig von den Absichten ihrer Tochter und ließ dieselbe gewähren. Einige der Gäste auf Schloß Sylowitz zeigten sich theilnahmvoll oder neugierig, und boten ihre Hülfleistungen an. Besonders unermüdlich war darin der Baron de los Montes. Schon beinahe zwei Wochen verweilte er im Weiherschloß. Die Fürstin Dalowska hatte ihn mit sichtlicher Auszeichnung, die Prinzessin mit schlecht verhehlter Kälte empfangen; einige Stunden lang hegte der Baron Zweifel, ob er nicht zu vorschnell mit seiner Freude über die Reise Steinau's gewesen sei. Aber was in aller Welt sollte er eigentlich davon denken? Daß die Prinzessin den jungen Gelehrten lieben könne — das blieb doch rein zum Lachen. Und wenn derselbe als Agent eines andern Bewerbers, eines

Begünstigten auftrat, so hätte doch der Baron de los Montes, der bis auf den letzten Maler herab, Jeden kannte, welcher im Hause der Fürstin Dalowska verkehrte, davon wissen müssen. Als indeß nach einigen Tagen der spröde Widerstand, den Prinzessin Marie seinen Aufmerksamkeiten entgegengesetzt, einer müden Apathie wich, als die Fürstin ihm vielbedeutende Winke, auf augenblickliche Launen des jungen Mädchens nicht zu achten, gab, da stieg die Hoffnung des Barons de los Montes bis zur völligen Gewißheit. Lächelnd sagte er schon seit mehreren Tagen seinem Philipp beim Auskleiden: „Das Täubchen flattert noch, aber sucht bald Ruhe bei uns und wird Ruhe bringen.“

Heute nun gar entschwanden dem Barou seine letzten Zweifel. In der ersten Morgenfrühe, als Prinzessin Marie wider ihre Gewohnheit beim Frühstück im Park erschienen war, wies sie die geschäftigen Fragen des Barons nach ihrem Fest zurück und war sichtlich verstimmt. Eine halbe Stunde später kam der Diener mit den Posteingängen. Die Prinzessin erhielt einige Briefe und neue Journale. Sie zog sich in ihr Zimmer zurück, und als sie dann abermals in den Park trat, war ihr Aussehen und ihr Wesen durchaus verändert. Mit hastiger Geschäftigkeit nahm sie die Fürstin bei Seite und sprach lange mit ihr. Die Fürstin hörte aufmerksam zu, zeigte sich vergnügt und wiegte öfter bejahend ihren Kopf. Ein Seitenblick fiel dabei auf den Baron de los Montes, der gleich den andern Herren auf seine Zeitungen gebeugt, sich doch nichts von allem entgehen ließ. Der Blick der Fürstin Dalowska war so

vielsagend, so versprechend, daß sich der Baron nur mit Mühe beherrschte, auch fernerhin im Moniteur zu blättern. Das Gespräch der beiden Damen währte noch eine kurze Zeit, am Ende kam die Fürstin auf den Baron zu und sagte ihm sehr liebenswürdig:

„Meine Tochter, lieber Baron, hat viele Bitten an Sie, Bitten, für welche ich nicht den Dolmetsch vorzustellen wünsche und die sie Ihnen selbst anvertrauen mag. Ich bitte nur um ein wenig Nachsicht für mein verwöhntes Kind und seine wunderlichen Einfälle."

Der Baron de los Montes hatte sich von seinem Sessel erhoben und diesmal konnte er mit all seiner Ruhe nnd äußerlichen Beherrschung nicht verbergen, daß ihn die Anrede der Fürstin überaus freudig berührt hatte. Er wendete sich sogleich zur Prinzessin, die mit einem etwas gezwungenen fremden Lächeln vor ihm stand, aber auf seine Anfrage, womit er so glücklich sein könne, ihr zu dienen, augenblicklich entgegnete:

„Mit vielem, Herr Baron. Ich habe erst heute Nachrichten aus der Stadt erhalten, daß mein Fest wirklich zu Stande kommen wird. Es fehlte mir noch viel und darum war ich so verschlossen. Aber nun müssen Sie Ihre Künste hervorsuchen, es gilt ein Feuerwerk auf dem Weiher und dem Schloß zugleich, und wenn Sie sich meiner nicht annehmen, so weiß ich nicht, wie die Sache zu arrangiren. Der Feuerwerker trifft mit seinen Sonnen und Lichtern erst morgen früh hier ein, er hofft die Gerüste auf dem Weiher und

sonst fertig zu finden, jetzt geben Sie Rath, jetzt helfen Sie!"

„Gerüste auf dem Weiher?" fragte der Baron etwas verwundert.

„Die kleine Insel mit dem Steinhäuschen dort im Weiher, ist immer für Feuerwerke, für unsere Farbenconcerte benutzt worden," erläuterte die Fürstin.

„Und werden Sie mir jetzt helfen?" fügte Prinzessin Marie ungeduldig bei.

„Kann das wohl eine Frage sein. Ich erbitte mir nur noch die freie Verfügung über Ihre Unterthanen im Dorf, schöne Herrin, und bedingungsweise auch über Ihre Sklaven hier," gab der Baron zurück. Dabei sah er sich nach den drei übrigen Herren, welche Zeitungen lasen, um. Alle drei kamen heran und die Prinzessin erklärte ihnen kurz, wozu sie berufen würden.

„Sie werden heut und morgen Ihre Geduld in Anspruch genommen sehen," bemerkte die Fürstin. „Marie hat schon zweimal große Farbensymphonien componirt und wehe denen, die in ihrem Orchester mitwirken müssen. Es giebt aber wirklich nichts Schöneres, als das Weiherschloß in phantastischer Beleuchtung. Kommen Sie, ich will auch mitwirken und Ihnen einige gute Rathschläge ertheilen."

Die Fürstin nahm den Arm des Barons de los Montes und begab sich, gefolgt von den übrigen Herren, nach dem Weiher. Die Prinzessin blieb in dem Kiosk, wo

man Alles besprochen hatte, zurück, was ihrer Mutter nicht ganz unlieb zu sein schien.

„Ein brillanter Einfall der Prinzessin,“ äußerte der Baron. „Am meisten aber hat mich das Vertrauen überrascht, mit welchem mir eine Rolle bei dem Feste zugewiesen wird.“

„Lieber Baron, es ist eigentlich indiscret, aber Sie kennen meine Wünsche und meine Theilnahme für Sie. So darf ich Ihnen wohl verrathen, daß ich Marie in den letzten Tagen sehr einsichtig gefunden habe. Sie versprach mir vorhin eine wichtige Mittheilung für morgen Abend, und es wäre möglich, daß ich noch vor dem Souper einen Entschluß des eigensinnigen Mädchens vernähme. — Freilich habe ich viel bewilligen müssen, neue Roben, das große Feuerwerk, eine neue Gesellschafterin, die sich in diesen Tagen mir vorstellen wird.“

Der Baron de los Montes hörte das alles kaum mehr. Er hatte das Glück, welches sich so nahe zu zeigen schien, erringen und erobern müssen, doch überkam ihn jetzt ein Gefühl, so schwindelnd und freudig, als ob ihm dasselbe mit einem Zauberschlage geschenkt sei. Kühn und trotzig waren seine Hoffnungen freilich gewesen, aber die Gewißheit noch immer beglückend genug, um in seiner Brust ein Gefühl von höchster Befriedigung zu erwecken. Er stand an dem Weiher und sah nach den Fenstern des Schlosses empor, welches er bald sein nennen sollte. Erinnerungen an das Pfarrhaus in Hessen, an die Schule daselbst, Erinnerungen an Afrika und Spanien, Schat-

ten aus hundert Abenteuern und Freveln konnte er jetzt leicht und gleichmüthig in diesen Weiher werfen. Sie bildeten eine Brücke für ihn zu dem Schlosse hinüber. Er sah sich die hohe Freitreppe emporsteigen, neben dem schönen Fürstenkinde stehen und in ihm jauchzte es: die Welt hat keinen andern Gott, als den Erfolg und ich preise mein gutes Glück, diesen Gott früh erkannt zu haben! —

Indessen der Baron mit solchen Gedanken am Weiher auf- und abging und sich nur schwer entschließen konnte, mit den andern Herren eine Verabredung zu treffen und eine Vertheilung der leichten Thätigkeit vorzunehmen, saß die Prinzessin unter dem Kiosk und das schöne Gesicht, welches eben in scheinbarer Heiterkeit geglänzt hatte, war jetzt von Thränen genäßt. Prinzessin Marie hatte in den letzten Tagen viel gelitten. Ihre Mutter unterstützte die Bewerbungen des Barons de los Montes und gab ihr deutlich zu verstehen, daß sie nicht wünschen könne, launischen Widerstand zu finden. An Stelle der dunkeln, unbestimmten Abneigung gegen den kecken Bewerber war aber bei Marie eine unsägliche Verachtung, wunderlich mit Haß und Ekel vermischt, getreten. Auch wenn dem, in der großen Welt aufgewachsenen, jungen Mädchen die Verstellung leicht fiel, wenn sie es leicht fand, dem Baron nicht zu zeigen, was in ihr lebte, so wuchs das Gefühl des Abscheus stündlich. Sobald die Gesellschaft des Weiherschlosses am späten Abend sich trennte, die Prinzessin ihr Zimmer erreichte, sprang die Schaale des theilnahmlosen Gewährenlassens, und mit einem nicht zu

schildernden Widerwillen dachte Marie daran, daß den verhaßten Baron schon jetzt ein gleiches Dach mit ihr bedecke. Sie hatte Aufwallungen, in denen sie sich vornahm, Alles, Alles bei Seite zu lassen, und um nur von ihm befreit zu sein, ihrer Mutter zu vertrauen. Doch an jedem neuen Morgen, wenn sie das kluge, kalte, scharfe Gesicht der Fürstin Dalowska und auf demselben das lebendige, unverhohlene Interesse an de los Montes wahrnahm, entsank ihr der Muth. Sie harrte auf Nachrichten von Steinau. Aus Frankfurt hatte ihr dieser geschrieben, daß er unterwegs seiner Freundin Hortense Alles mitgetheilt und sie bereit gefunden habe, Geneviève Touron zum Kommen zu veranlassen. Während nun die Prinzessin Dalowska in peinlichster Sorge, in ängstlicher Spannung auf weitere Briefe und Nachrichten Steinau's harrte, und mit wunderbarem Geschick eine neue Gesellschafterin, von befreundeter Familie empfohlen, der Fürstin in Aussicht zu stellen wußte, kämpften zwei Empfindungen in ihr. Mit dem Gefühl beinahe zärtlicher Dankbarkeit gegen den jungen Mann, der so ritterlich seine Theilnahme zeigte, der sicher nicht nur in seinen Liedern ein Dichter war, mischte sich ein bitter verwundeter Stolz. Mit welchen Menschen, mit welchen Namen war jetzt ihr Schicksal verknüpft!

Heute, als der Septembermorgen so golden über das dichte Laub des Parks blickte, im Weiher blitzte, als die Prinzessin aus dem Fenster in die reiche farbige Landschaft, über die sanft anschwellenden Hügelwellen

und die Waldstrecken blickte, wollte sie in Weh beinahe vergehen. Dazu mußte noch der Hausmeister erscheinen und die Meinung äußern, daß es den Herren zu still auf Sylowitz sei und das längst vorbereitete Fest endlich einmal stattfinden müsse. Die Prinzessin gab Erlaubniß, Vorbereitungen zu treffen. Dann ging sie hinab in den Park und hier wurde ihr unter andern Briefen ein Schreiben Steinau's übergeben. Sie las mit plötzlich ausbrechendem Entzücken, daß er in der Residenz, daß Geneviève Touron mit ihrer Freundin Hortense gekommen sei. Steinau bat um Nachricht, was er thun solle, die Prinzessin schrieb ihm in fliegender Eile und mußte dann doch einem Diener vertrauen, den sie mit Aufträgen wegen des morgenden Festes zur Residenz sendete.

Marie Dalowska hatte unter den Bewerbungen des Barons und unter ihrer Unfähigkeit, dieselben zurückzuweisen, viel gelitten. Sie war nicht edel gleichgültig genug, jetzt auf eine Art von Rache zu verzichten. Schon um Max Steinau und Geneviève Touron unbemerkt ankommen zu lassen, war es ihr wünschenswerth, den Baron de los Montes bei den Festvorbereitungen zu beschäftigen. Außerdem beschloß sie, sich Freundlichkeit gegen den Baron abzugewinnen. Im Rausch der Sicherheit mochte ihn dann der Schlag treffen, der ihr die Freiheit gab. Die Prinzessin zweifelte auch nicht einen Augenblick an seiner Wirkung und zitterte jetzt nur, daß irgend eine Störung ihren Plan kreuze.

Als sie indeß den ersten Schritt gethan, den Baron zum Festordner ernannt hatte und sich nun allein fand, war es

nicht diese Sorge, welche einen heftigen Gefühlsausbruch und Thränen bei ihr hervorrief. Die Prinzessin dachte der nächsten Zukunft. Vom Baron de los Montes würde sie Steinau's Theilnahme und der Zufall befreien, daß derselbe auf dem Wege seiner Abenteuer auch die weitesten Grenzen aristokratischer Freiheit überschritten. Aber ehe viel Zeit vergehen konnte, sah Maria Dalowska einen neuen Bewerber auftreten, durch die Gunst ihrer Mutter kühn werden und ein zweites Mal konnte sie vielleicht nicht widerstehen. Die Prinzessin weinte im Grunde um sich, sie verzagte nach Art launischer Naturen am Glück in derselben Minute, wo sie ihr nächstes Ziel beinahe erreicht hatte. Vielleicht hätte sie sich dieser Stimmung länger hingegeben, wenn es nicht Aufbietung aller Kräfte bis morgen und für morgen galt.

So verfloß der Tag in lebendiger Vielgeschäftigkeit. Der Diener, welchen die Prinzessin zur Residenz geschickt hatte, konnte mit der Eisenbahn erst am andern Morgen zurückkommen. Im Laufe des Abends, während die Herren noch beim Bau des Gerüstes auf der Weiherinsel und vor der Freitreppe beschäftigt waren, theilte die Prinzessin ihrer Mutter flüchtig mit, daß sich die vorgeschlagene neue Gesellschafterin in den nächsten Tagen vorstellen wolle. Die Fürstin achtete nicht sehr darauf und war vielmehr bemüht, so lange sie mit ihrer Tochter allein blieb, vom Baron de los Montes zu sprechen.

„Du wirst mit ihm glücklich sein, mein Kind," sagte sie mit einer Art von Wärme. „Der Baron wird Dei-

netwegen zufrieden sein, einen Grafentitel seinem erkämpften hinzuzufügen, wir haben Freunde in Wien, auch er hat deren. Welch ein anderes Leben geht Dir auf, als Deiner Mutter, die ohne Wahl und Frage vermählt wurde. Baron de los Montes ist der bedeutendste und geistreichste Mann, den ich seit langem kenne und dennoch kein Gelehrter, kein Künstler!"

Die Prinzessin erwiderte darauf nichts, blickte vor sich nieder und begann dann rasch vom morgenden Fest zu sprechen. Die Fürstin lächelte und nahm das für ein gutes Zeichen.

„Wir sprechen morgen über den Baron, nicht wahr, Marie?" fragte sie dann.

„Gewiß, gewiß!" entgegnete Prinzessin Marie und ihr schönes schwarzblaues Auge leuchtete. Sie dachte daran, wie sie morgen über den Baron mit ihrer Mutter sprechen würde. Die Fürstin aber ging den Herren, welche jetzt vom Weiher herkamen, entgegen, und bat sie, ihr in das Schloß zu folgen. Der Baron de los Montes gab der Prinzessin keine Zeit, auszuweichen; er bot ihr seinen Arm und sagte sich, daß für lange Zeit kein Anderer diesen schönen Arm in dem seinen fühlen solle.

Der nächste Morgen zeigte sich eben so heiter und glänzend als sein Vorgänger. Nachdem die dünnen weißen Nebel, die von allen Wiesen aufstiegen, einmal von der Sonne durchleuchtet waren, breitete sich volle Klarheit und duftige Bläue über die weite Landschaft. Der Weiher funkelte im Licht, das alte graue Schloß erglänzte bei-

nahe in den Strahlen, die über die grünen Metallplatten des Kuppeldachs auf die Freitreppe fielen. Das Zimmer, welches der Baron de los Montes bewohnte, hatte einen schönen Ausblick auf den Teich und die Anlagen jenseit. Der Baron, schon in vollständiger Toilette, saß am Fenster und blickte nach den seitwärts liegenden Theilen des Schlosses, nach den hunderten von Figuren und Ornamenten, welche die Wände bedeckten. Er sah nach der Weiherinsel und überlegte, wie sie noch reizender gemacht werden könne.

Alles betrachtete er mit einem Gefühl, als ob er hier schon heimisch sei. Philipp Leßner, der sich im Zimmer befand, und einen Stoß Papiere auf Befehl des Barons eines nach dem andern an der Wachskerze verbrannte, hatte ihn selten so glücklich, so wenig nachdenklich und ernst gesehen. Auch auf seinem Gesicht war freudige Bewegung zu lesen, aber in seinem Herzen konnte der Alte eine gewisse Bangigkeit nicht überwinden.

„Ist's auch ganz sicher, Herr?" hatte er schon zu verschiedenen Malen gefragt und fügte jetzt, gleich als ob er sich plötzlich auf etwas besinne, hinzu: „Ich will darum beten, Herr Baron!"

Der Baron lachte über den originellen Einfall seines Dieners laut auf, derselbe versetzte ihn, wenn es dessen noch bedurft hätte, in die heiterste Stimmung. Das Glück herbeibeten! Wie eine humoristische Mahnung an die Beschränktheit seiner einstigen Umgebungen klang ihm das Ganze und steigerte sein Bewußtsein, daß er solchem

Elend nun für immer entgangen sei. Er sah wie Philipp die letzten Papiere verbrannte, dann nahm er den Hut und ging hinab in den Park, wo sich Arbeiter und Feuerwerker bereits eingefunden hatten. Der Tag brachte ihm viele Mühen, zur Hülfe bei seinem Arrangemements hatte er nur einen jungen Maler, der auf Schloß Sylowitz seine Herbststudien machte. Der Baron saß bald zu Pferd und ritt ins Dorf hinab, bald lief er durch die Gänge des Parks, bald führte ihn der Kahn zur Weiherinsel und zu verschiedenen Uferstellen. Nur in den Mittagsstunden hatte er der Prinzessin in einem Gange des Parks begegnet. Sie war blaß, angegriffen, schien ihm ausweichen zu wollen. Der Baron fand das natürlich, hatte seine kleine Freude daran, ihr den Weg abzuschneiden und die schöne Hand zu küssen, welche dabei auffällig zitterte. Prinzessin Marie fragte nach dem Feuerwerk, der Baron versicherte dasselbe werde alle Erwartungen übertreffen und er bitte sein Ausbleiben bei dem Diner zu entschuldigen. — Wirklich hörte der Baron Wagen auf Wagen vor das Schloßthor rollen, sah die Gesellschaft, welche aus den Fenstern nach den Vorbereitungen blickte, immer zahlreicher werden, aber kam nicht in das Schloß. Am Abend war es Zeit für ihn den Dank der Prinzessin entgegenzunehmen.

Dem Baron flogen die Stunden. Die Gesellschaft hatte sich im großen Saal zum Diner niedergesetzt, ein Platz neben der Prinzessin war leer geblieben, die Fürstin sprach von der großen Liebenswürdigkeit des Herrn de los Montes und von seiner Aufopferung für die Gesellschaft.

Graf Eppstein, der aus der Residenz gekommen war, freute sich, daß de los Montes wegblieb, er brachte gern scherzhafte Toaste und fürchtete doch den Spott des Barons. Heute konnte er nun stundenlang seiner Lieblingsneigung folgen, die Fürstin sah zwar ein wenig spöttisch drein, aber alle benachbarten Edelleute und ihre Damen freuten sich des witzigen Cavaliers. Man ließ sich unbefangen gehen, zahllose geleerte Flaschen waren von den Bedienten bereits bei Seite geschafft, noch immer knallten an allen Tafelenden die Champagnerpfropfen, noch immer wurden neue silberne und eisgefüllte Kübel auf die Tafel gehoben. Die Damen hatten sich zum Theil in ein Nebenzimmer zurückgezogen, andere ließen sich von der Unterhaltung ihrer Herren fesseln, der Tag war schon so weit vorgerückt, daß der Hausmeister die Kerzen auf den drei Kronleuchtern anzuzünden befahl. Die phantastische bunte Unordnung einer beendeten reichen Tafel herrschte in dem Saal, Graf Eppstein versicherte der Fürstin noch keinen gleich heitern Tag auf Schloß Sylowitz verbracht zu haben. Niemand vermißte in dem fröhlichen Gewirr die Prinzessin, welche aus dem Saale verschwunden war. Niemand als ein junger Mann, der sich während des Diners überschweigsam verhalten hatte und den einige böhmische Landedelleute, die in seiner Nähe saßen, mit Herr von Steinau anredeten. Der junge Mann wußte sehr gut wo sich die Prinzessin eben befand, und als die Lichter angezündet wurden, stieg eine fiebrische Röthe in seinem Gesicht auf. Fortwährend trat er zu einem Bogenfenster und sah auf den Weiher hinaus. Und jetzt endlich,

es war bereits neun Uhr vorüber, — verkündeten drei Kanonenschläge den Beginn der Farbensymphonie.

Die Thüren, welche aus dem großen Saal zur Freitreppe führten, wurden augenblicklich aufgerissen, die kalte Nachtluft strömte herein, während die Gesellschaft hinausdrängte und ein Rosaschimmer, der die Gegend übergoß, auch auf die Gruppen fiel, die sich hier bildeten. Einige Damen riefen nach Mänteln und Tüchern, einige Herren klirrten noch mit den Champagnergläsern, während die ersten Raketengarben zum Himmel stiegen, — dann aber stand alles in erwartender Stille. Die Prinzessin war durch den Saal gekommen und lehnte jetzt an einem Sessel, den Steinau für sie herbeigebracht. Die Nacht war nicht so dunkel, die Umrisse des Weihers, des Waldes und der Baumgruppen auf den Parkwiesen nicht erkennen zu lassen. An dem jenseitigen Ufer des Weihers standen zahlreiche Menschenmassen, Landleute der Umgegend und Bewohner des nahgelegenen Städtchens. Von ihnen ging der erste Jubel aus, als von der Insel im Weiher, von zwölf Kähnen auf dem Wasser und an beiden Seiten des Ufers Tausende von Leuchtkugeln emporflammten, während die Kuppel des Schlosses von sprühenden, feurigen Sonnen erglänzte. Zwischen den einzelnen Explosionen übergossen farbige Brillantfeuer Schloß, Weiher und Wald mit bunten Lichtern, die Gesellschaft auf der Freitreppe erschrack einigemale, als ihr dicht zur Seite die Feuerpfannen aufloderten und grüßte sich dann doch lachend, wenn Alles in Roth, Blau oder Grün erglänzte. Niemand schien auf etwas Anderes zu achten als auf

die Pracht der Farben, jedes Wort was hier gesprochen ward, war beistimmendes Entzücken, Bewunderung. Nur Steinau beugte sich zum Sessel der Prinzessin herab und flüsterte:

„Und wann glauben Sie, daß der geeignete Zeitpunkt ist?

„Ich weiß nicht!“ sagte Prinzessin Marie. „Die Mutter hat Fräulein Touron beim flüchtigen Sehen keinen Geschmack abgewonnen. Ich darf sie nicht heute einführen. Sehen wir, wann der Baron kommt.“

Jedes weitere Sprechen wäre von dem Schalle neuer, ununterbrochener Kanonenschläge übertäubt worden. Das Feuerwerk schien sich immer weiter auszubreiten. Raketen schossen stromgleich empor, von allen Seiten, selbst hinter dem Wald und von der Kuppel des Schlosses zischten die feurigen Schlangen aufwärts. Fast bedrohlich war die gewaltige Ausdehnung und immer glühender, immer mehr aus allen Farben zum tiefen Roth übergehend, ward das Farbenspiel, Schloß und Park standen im vollen Feuer, nur auf dem Wasser erlosch plötzlich Alles, die rothen Lichter am Ufer spiegelten sich in den Wellen. Da zündeten auf der kleinen Insel goldene Streifen, sie formten sich zu Säulen, ein silbernes Dach wölbte sich über ihnen, erzene Gestalten erglänzten und mit rosigem Buchstaben wand sich der Name Maria zwanzigfach um die Simse des schimmernden Tempels. Weit hinaus strömte derselbe sein volles Licht, alles um den Weiher sank in Dunkelheit, nur einzelne Leuchtkugeln stiegen empor, einige Minuten herrschte Stille, dann rief Alles jubelnd den Baron de los Montes. Die Prinzessin, gefolgt von Steinau eilte durch den Saal auf den großen Gang des

ersten Stockwerks, sie hatte den Gerufenen zu einer Seitenthür ins Schloß treten sehen.

Baron de los Montes ging stolz an den Dienern im Erdgeschoß vorüber. Von unten hatte er die Prinzessin wahrgenommen, er stieg jetzt empor um ihren Dank zu vernehmen. Philipp vertrat ihm an der Innentreppe den Weg, der alte Diener sah ängstlich und bekümmert aus. Der Baron fragte behend wie ihm das Feuerwerk zugesagt, Philipp entgegnete rasch:

„Das Feuerwerk war unerreichbar, Herr Baron, aber denken Sie meine Sorge: Herr Steinau ist hier.“

„Was kümmert er mich jetzt?“ fragte de los Montes stolz und eilte die Treppe hinauf. An der letzten Stufe erwartete ihn die Prinzessin, sie war schöner, reizender aber auch blässer als je, sie zitterte bei den Dankworten, die sie sprach.

„Kommen Sie Herr Baron“ sagte sie fast beklommen „aus meinem Zimmer sollen Sie den Tempel, den Sie mir errichtet, am besten übersehen. Ihnen will ich auch zuerst meine neue Gesellschafterin zeigen, die eben angelangt ist und mir sehr zusagt.“

Der Baron stand an der Pforte seines Glückes. Und doch war etwas im Tone der Prinzessin, das ihm auffiel, ihr Auge blickte ihn fremdartig, fast drohend an.

Die Thür zum Zimmer der Prinzessin war nur angelehnt. Der Baron de los Montes folgte ihr, mit um so festerem Schritt, je unsicherer er sich fühlte. Jetzt trat er über die Schwelle auf die weichen Teppiche, sah um sich in dem hohen weiten Raume, mit seinen blau und weißen

Tapeten, seiner hellen Meublirung. Ein einziger Armleuchter mit drei Kerzen brannte auf dem Schreibtisch beim Divan, in demselben saß eine Dame in Trauer, die das Gesicht vom Licht abgewendet hielt. Jetzt erhob sie sich, ein bleiches Frauengesicht, abgezehrt mit tiefliegenden Augen, eine Gestalt, die fast krampfhaft zuckte, stand vor den Blicken des Barons, die Prinzessin rief laut: „Meine Gesellschafterin — Fräulein Touron!“ — die Fremde wendete sich ab und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, während der Baron tonlos, halb ungläubig, von eisigen Schauern erfaßt und geschüttelt, den Namen „Genevieve!“ hervorstieß, nach der Prinzessin einen Blick voll unsäglicher Erbitterung warf und den zur Erde geworfenen Hut aufnehmend, aus dem Zimmer stürmte.

Der Baron schritt die Innentreppe wieder hinab, während man draußen auf der Freitreppe seinen Namen rief und ihm zujubelte. Unten stand Philipp, er sah seinen Herrn erschrocken an, der Baron lachte bitter:

„Das Glück hält nicht Wort, Alter, und wir sind Tölpel. Frag nicht — es ist Alles aus und wir können von vorn anfangen! Du packst zusammen und findest mich hinten am Jagdhäuschen! — —

Max Steinau befand sich während dessen noch auf der Freitreppe. Sein Herz pochte stürmisch, was konnte in den vordern Zimmern sich Alles ereignen. Jeden Augenblick fürchtete er etwas Entsetzliches und das wieder aufrauschende Feuerwerk, welches jetzt aus dem Dache des künstlichen Tempels hervorschoß, betäubte und verwirrte

ihn vollständig. Plötzlich legte sich eine weiche Hand in die seine, er sah um, die Prinzessin stand neben ihm:

„Innigen Dank! Er hat Geneviève gesehen, er fühlt, daß seines Bleibens hier nicht sein kann. Die Fürstin Dalowska soll morgen hören, wer sich um ihre Tochter beworben!“

Und während die Prinzessin ihren Dank mit weicher inniger Stimme sprach, preßte sich ihre Hand fester in die des jungen Mannes, und so stand sie über den Weiher hinblickend, wo der Tempel noch einmal aus der Farbenfluth aufstieg und halb silbern, halb rosig schimmernd, das prächtige Schauspiel mit einem milden entzückenden Lichte schloß!

Druck von J. S. Wassermann in Leipzig.

Dresden, Druck von Ferd. Thomaß, Ostraallee 6.